Nr. 36 31. August 2006 61. Jahrgang

Studieren und leben, alles auf: www.zeit.de/campus

C 7451 C Preis Deutschland 3,00 €

DIE ZEIT

DKR 38,00 · FIN 5,80 € · E 4,30 € · F 4,30 € · NL 3,90 € · A 3,40 € CHF 6,00 · I 4,30 € · GR 5,00 € · B 3,90 € · P 4,30 € · L 3,90 € · HUF 1030,00

WOCHENZEITUNG FÜR PO TSCHAFT • WISSEN UND KULTUR

Macht mich nicht krank!

Bei jedem Wehwehchen rufen verunsicherte Eltern den Arzt. Wie aber können sie erkennen, dass es tatsächlich ernst ist?

Kinderkrankheiten
Die neue ZEIT-Serie

WISSEN SEITE 29–31

Titelfoto: Andre Zelck für DIE ZEIT (Zoe, drei Jahre)

Foto: Brandt © Staatl. Kunstsammlungen Dresden

Dresden leuchtet

Das Grüne Gewölbe steckt voller Schätze und bizarrer Geschichten

E. ECKARDT ZEITLÄUFTE S. 82

Nataschas Welt

Nach ihrem achtjährigen Martyrium schottet sich die entkommene Frau hermetisch ab. Wie aber hat sie vor der Entführung gelebt, was sagen ihre früheren Freunde über sie? Eine Spurensuche in der Wiener Vorstadt

FLORIAN KLENK LEBEN S. 54

Worauf warten die noch?

Nie standen sich in Deutschland Regierende und Regierte so verständnislos gegenüber **VON GIOVANNI DI LORENZO**

Es soll inzwischen sogar scharfe Kritiker der abgewählten rot-grünen Bundesregierung geben, die sich nach dem Duo Schröder-Fischer verzehren. So verzagt, so richtungslos kommt ihnen heute die Große Koalition vor. Das Leitmotiv dieser Wochen ist der Appell an die Kanzlerin, sie möge endlich führen. Es versteht sich von selbst, dass sich die angesprochenen Politiker ungerecht behandelt fühlen. Lässt man sich auf ihre Logik ein – »wir müssen leider auf unseren Koalitionspartner Rücksicht nehmen« –, haben sie auch Recht. Nur sind ihre Erklärungen den Bürgern kaum zu vermitteln und interessieren auch die wenigsten. Noch nie standen sich Regierende und Regierte in der Bundesrepublik mit so viel gegenseitigem Unverständnis gegenüber. Das kann nicht gut gehen – und es ist ein Jammer für das Land. Denn eigentlich hat gerade diese Koalition ungeahnte Chancen. Sie ergreift sie nur nicht.

Das große Missverständnis beginnt am 22. September des vergangenen Jahres. Das unerwartet schlechte Abschneiden der Union und das unverhofft gute Ergebnis für die SPD bei der Bundestagswahl hat nicht nur zwei Partner zueinander geführt, die sich eben noch erbittert bekämpft hatten. Es ist auch als Absage an entschiedene Reformen interpretiert worden. Seitdem gehört zu jeder Selbstverteidigung eines Koalitionspolitikers der Fertigsatz, aus dem Wählerauftrag habe sich leider nichts anderes ableiten lassen als eine auf möglichst großen Konsens der beiden Parteien ausgerichtete Agenda. Wer da eine konsequentere Politik anmahnt, ist entweder ein herzloser FDP-Vertreter, ein weltfremder Professor oder ein gewissenloser Medienhallodri, bekanntlich alles gemeingefährliche Neoliberale.

Wo es keinen Entwurf und kein erkennbares Ziel gibt, tritt umso deutlicher die Nabelschau hervor. Spricht man mit Unionspolitikern, so schildern sie – zutreffend –, in welcher Panik sich die SPD befinde, seitdem ihr zur Linken eine lange Zeit unvorstellbare Konkurrenz erwachsen sei; wolle sie nicht noch mehr erodieren, müsse sie auf die Reformbremse treten. Hört man hingegen Sozialdemokraten reden, so schildern sie – ebenso begründet – Angela Merkel als eine Kanzlerin, die gefangen sei im Netz ihrer kaum berechenbaren Parteifreunde unter den Ministerpräsidenten. Und die Kanzlerin, die das Finassieren durchaus beherrscht, bleibt ganz der parteipolitischen Mechanik der Macht verhaftet.

Was sie und ihre Partner in der Regierung verdrängen, ist die Stimmung ihrer Wähler (und der immer zahlreicher werdenden Nichtwähler), wichtiger noch: die Gefahr einer wachsenden Distanz zur parlamentarischen Demokratie. Sie wird genährt durch den Eindruck, unser System sei möglicherweise nicht dazu geeignet, die schwerwiegenden Probleme möglichst effizient anzugehen. Umgekehrt werden die Erfolge, die gerade in diesem Jahr vermeldet werden können – der wirtschaftliche Aufschwung, der glänzende Zustand der deutschen Unternehmen oder die unerwarteten Mehreinnahmen und Überschüsse der Finanzämter oder der Bundesagentur für Arbeit – als etwas wahrgenommen, was sich trotz der Politik oder unabhängig von ihr entwickelt hat. Gerade bei der Gesundheitsreform haben Union und SPD alles getan, um den Eindruck ihrer partiellen Unfähigkeit zu verfestigen. Das letzte Kernstück der Reform – die durch Steuern, nicht durch Beiträge finanzierte Mitversicherung der Kinder – wird, wenn überhaupt, erst in der nächsten Legislaturperiode wirksam. Bis dahin drohen den Bürgern vor allem Beitragserhöhungen oder eine schlechtere Versorgung oder beides – ohne dass sichtbar würde, wozu die Opfer gut sein sollen, denn Deutschland behält ein abenteuerlich kostspieliges Gesundheitssystem.

Am aktuellen Streit um die Arbeitsvorlagen aus dem Hause von Gesundheitsministerin Ulla Schmidt, welche offenbar die Attraktivität der privaten Krankenversicherung mindern sollen, lässt sich zudem ablesen, wie undurchschaubar selbst für Eingeweihte die Entwürfe zum neuen Gesetz sind. Während die privaten Versicherungen den Einstieg in die »Staatsmedizin« beklagen, nennt ein SPD-Experte wie Karl Lauterbach die Privaten die großen Gewinner der Reform. Man ahnt, wie sehr Politiker selbst auf die Verlässlichkeit ihrer Berater angewiesen sind. Und man mag sich nicht vorstellen, wie hilflos sie sind, wenn sie ökonomische Maßnahmen, etwa zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, beschließen sollen.

Natürlich ist es eine naive Erwartung an jede Regierung, es stünde allein in ihrer Macht, die Probleme kurz und schmerzlos zu lösen. Wie sollte das auch funktionieren in einem Land mit einer Exportquote von 41 Prozent seines Bruttoinlandsproduktes. Diese Abhängigkeit von der Weltwirtschaft fordert auch Reaktionen heraus, die notgedrungen dem Prinzip »Trial and Error« folgen.

Und doch ginge weit mehr, als sich die schwarz-rote Regierung zutraut. Sie hätte nämlich bei allen Schwierigkeiten viele Gestaltungsmöglichkeiten. Besonders gilt das für die Kanzlerin. Sie hat – das ist schon fast vergessen – eine Mehrheit in Bundestag und Bundesrat, wie es sie mehr als drei Jahrzehnte lang nicht gab. Sie hat immer noch einen Bonus in der gesamten Gesellschaft, weil es ihr als erster Frau gelungen ist, das mächtigste Amt in Deutschland zu erobern. Und sie gehört zur ersten Nachkriegsgeneration an der Regierung, deren Tagesgeschäft nicht mehr von den großen ideologischen Gegensätzen der Vergangenheit bestimmt wird, der Konfrontation von Ost und West, der Alternative Freiheit oder Sozialismus, der Auseinandersetzung mit den Diktaturen. Gewiss, die Doyens dieser Ära waren charismatischer als die jetzigen Spitzenpolitiker, für sie war es einfacher zu polarisieren – und zu begeistern. Aber sie haben ihren Nachfolgern auch beängstigende Probleme hinterlassen: die demografische Entwicklung, die nicht mehr zu finanzierenden Sozialsysteme, die anhaltende Umweltgefährdung. Dazu kommen die verspätete Reaktion auf die Globalisierung und die Bedrohung durch den islamistischen Terror.

Die meisten Bürger wissen indes um diese Prüfungen und haben sich auf Veränderungen eingestellt. Jedenfalls ist nicht erwiesen, dass sie ihnen grundsätzlich feindlich gegenüberstehen. Sie müssen aber erkennen können, dass Neuerungen am Ende auch etwas bringen. Hier herrscht jedoch seitens der Regierung ein ohrenbetäubendes Schweigen. Warum hat die Kanzlerin nicht schon längst ein Wort an die Nation gerichtet, um zu erklären, wozu es gut sein soll, dass deutsche Soldaten im Kongo oder Libanon augenscheinlich aussichtslose Konflikte schlichten? Warum unternimmt sie nicht einen wirksamen Versuch, den Bürgern direkt zu erläutern, wozu die neuen Steuern und Beitragserhöhungen, die sie ihnen trotz des Aufschwungs oktroyiert, gut sein sollen? Wenn Angela Merkel weiß, was dem Land nützt, dann muss sie es auch durchsetzen, notfalls gegen die eigenen Ministerpräsidenten und gegen den Koalitionspartner, der es sich bestimmt gut überlegen würde, die Regierung einfach platzen zu lassen. Merkels Vorgänger hat vorgeführt, dass man weit kommen kann, wenn man die Machtfrage nur konsequent genug stellt. Der Kanzlerin würden dann auch Verbündete und Wähler zuwachsen, die heute noch nicht sichtbar sind. Sie muss nur führen wollen.

Audio www.zeit.de/audio

Foto (Ausschnitt): Patrick Baz/AFP (französischer UN Soldat im Libanon, 25.8.06)

Neue Wege zum Frieden

Der ganz nahe Osten: Das deutsch-israelische Verhältnis wird noch enger
BERND ULRICH POLITIK S. 3

In Afghanistans Parlament treffen sich die Todfeinde von einst. Ein Besuch
ULRICH LADURNER POLITIK S. 10

Seinetwegen begann der Krieg: Die Geschichte des Libanesen Samir Kuntar
REINER LUYKEN DOSSIER S. 13–17

Was der Partei Recht ist

In China verteidigen mutige Anwälte das Gesetz gegen die Willkür der KP. Sie verdienen jede Unterstützung **VON MATTHIAS NASS**

Chinas Aufstieg raubt der Welt den Atem. Seit einem Vierteljahrhundert boomt das Land, ohne das geringste Zeichen von Erschöpfung. Um elf Prozent stieg die Wirtschaft im ersten Halbjahr 2006, die Ausfuhren werden bis zum Jahresende wieder um 20 Prozent nach oben schießen. Es kann einem schwindlig werden.

Bis man, in der wilden Jagd, einen Moment innehält, weil plötzlich das andere, hässliche Gesicht Chinas auftaucht. Und man begreift: Das Wirtschaftswunderland ist noch immer eine Diktatur, der Machtanspruch der KP noch immer die rote Linie, die niemand ungestraft überschreitet.

Vier Bürger haben sie überschritten und bezahlen nun teuer dafür.

Der Bauer Fu Xiancai, 47, dessen Dorf dem gigantischen Drei-Schluchten-Staudamm weichen musste. Weil die Dörfler eine zu geringe Entschädigung erhielten, prangerte er in den Medien das Unrecht an. Nach einem Interview mit dem ARD-Fernsehen wurde Fu Anfang Juni krankenhausreif geschlagen; seitdem ist er vom Hals abwärts gelähmt.

Der Bürgerrechtsanwalt Gao Zhisheng, 42, der vor zwei Wochen verhaftet wurde, weil er gegen verfassungswidrige Methoden bei der Verfolgung von Mitgliedern der Sekte Falun Gong protestiert hatte.

Der blinde Menschenrechtsaktivist Chen Guangcheng, 34, der sich Jura im Selbststudium beigebracht hat. Er wurde am vergangenen Donnerstag zu vier Jahren und drei Monaten Haft verurteilt, nachdem er eine Sammelklage von Bäuerinnen gegen Zwangsabtreibungen und Zwangssterilisierungen eingereicht hatte.

Der Journalist Zhao Yan, 44, der als Mitarbeiter der *New York Times* wegen des »Verrats von Staatsgeheimnissen« angeklagt wurde, nachdem sein Blatt 2004 den bevorstehenden Rückzug des ehemaligen Parteichefs Jiang Zemin aus seinem letzten Amt gemeldet hatte. Der Verrat konnte ihm nicht nachgewiesen werden; dafür verurteilte ihn ein Pekinger Gericht vorigen Freitag wegen »Betrugs« zu drei Jahren Gefängnis.

Alle vier haben sich nicht einschüchtern lassen. Ihr lautstarker Widerspruch will so gar nicht passen zu der »harmonischen Gesellschaft«, die Staats- und Parteichef Hu Jintao ausgerufen hat. Hu sorgt sich um den sozialen Frieden im Land. Und er hat allen Grund dazu. Nicht weniger als 87 000 Fälle von »Störungen der öffentlichen Ordnung« hat die Regierung 2005 offiziell gezählt: Demonstrationen, Streiks, gewalttätige Proteste.

Nichts ist harmonisch in China, wo sich die Einkommensschere schneller öffnet als in jedem anderen Land der Welt. Wo ein hemmungsloser Frühkapitalismus die alte soziale Ordnung umpflügt, sei sie nun konfuzianisch oder kommunistisch geprägt. Wo es bis heute keinen Rechtsstaat gibt, der den Bürger schützt gegen Landraub oder Lohnbetrug.

Allerdings darf man nicht zu viel zu rasch erwarten. Erst seit 25 Jahren existiert eine reguläre Juristenausbildung. Anfang der achtziger Jahre gab es in China 3000 Anwälte, heute sind es 150 000 (von denen vielleicht hundert Dissidenten verteidigen). Noch amtieren Richter, die nie ordentlich studiert haben. Die bei politischen Verfahren Recht nicht nach dem Gesetz sprechen, sondern nach dem Willen der Partei.

Aber ein Anfang ist gemacht. Der Austausch zwischen chinesischen und ausländischen Universitäten wird immer enger. Künftige Juristen studieren in Amerika und Europa. Selbst der deutsch-chinesische Rechtsstaatsdialog, lange belächelt, trägt erste Früchte. So fand im vergangenen Jahr in Peking ein Forum statt, auf dem öffentlich und kontrovers über die Todesstrafe diskutiert wurde.

Gerhard Schröder hatte mit Menschenrechten in China nicht viel im Sinn; er wollte lieber der deutschen Wirtschaft die Türen öffnen. Angela Merkel versucht beides miteinander zu vereinbaren. Bei ihrem ersten Besuch traf sie den Bauernrechtler und Schriftsteller Chen Guidi und dessen Frau. Ihr Buch »Untersuchung zur Lage der Bauern« ist ein erschütterndes Dokument der Armut und Ausbeutung auf dem Land. Von der Partei verboten, wurde das Buch im Untergrund millionenfach verbreitet.

Eine gute Geste, die keinen einzigen Geschäftsabschluss verhindert hat. Die Chinapolitik braucht keine Schulmeister und Besserwisser. Aber auch keine Leisetreter. Die vier, die jetzt im Gefängnis sitzen oder im Krankenhaus liegen, haben alle Unterstützung verdient.

Audio www.zeit.de/audio

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040-/-32 80---0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
Abonnentenservice:
Tel. 0180---52 52 909*, Fax 0180 - 52 52 908*, E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,12 €/Min. aus dem deutschen Festnetz

4 190745 103008 36

Zeitmaschine

Die verletzten Urlauber in der Türkei mögen sich fragen, was sie mit Terror und türkischer Politik zu tun haben. Warum zielen kurdische Extremisten in Marmaris und Antalya auf nichttürkische Badegäste, wenn sie doch die Türkei treffen wollen? Die Hoteliers kennen die Antwort schon aus dem Kurdenkrieg der neunziger Jahre: Kaum etwas schadet dem Land mehr als Touristen, die nicht mehr kommen.

Nun scheint die Zeitmaschine angeworfen. Die Terrorgruppe Freiheitsfalken Kurdistans bekennt sich zu den Bomben im Badeparadies und verlangt die Freilassung des inhaftierten PKK-Chefs Abdullah Öcalan. Der türkische Generalstabschef kündigt eine harte Antwort an. Alles schon mal dagewesen. Irritierend nur, dass der Konflikt nach dem Waffenstillstand 1999, nach der Zulassung der kurdischen Sprache, nach den ersten kurdischen Radiosendungen wieder auflebt.

Aber gerade in der Ruhe vor den Anschlägen dieses Jahres liegt die Erklärung. Denn die Reformen der Regierung Erdoğan, die Entspannung im kurdischen Südosten, die Popularität des kompromissbereiten kurdischen Bürgermeisters von Diyarbakır hatten den kurdischen Kampf eigentlich überflüssig gemacht – zum Leidwesen der Extremisten. Die Sprengsätze sind also so etwas wie der blutige Versuch, sich die abgelaufene Lizenz zum Kämpfen neu auszustellen. Die Armee und der Sicherheitsapparat reden wie programmiert: von Vergeltung, von Rücknahme der Reformen, von einer Militäroperation. Auch an diese Sprüche werden sich die Hoteliers im türkischen Westen erinnern. Bedauerlich, dass sich die Armee offenbar ebenso wenig verändert hat wie die Bombenwerfer. **MICHAEL THUMANN**

Vorschläge

Die Bahn wird menschlicher! Hartz-IV-Kräfte werden künftig nicht nur »älteren Menschen beim Aus- und Einsteigen« in Nahverkehrszüge helfen, wie es in einem ersten Strategiepapier aus dem Bundesverkehrsministerium heißt. Sie werden auch bestimmte Sorten von älteren Menschen (gewaltbereite Rentnergruppen von mehr als sieben Personen mit Wochenendticket) am Einsteigen hindern.

Sie werden die Regionalbahnschaffner unter den Sitzbänken hervorzerren, wo diese sich immer dann verstecken, wenn Skinheads in der ersten Wagenklasse ihre Springerstiefel auf die Polster legen. Sie werden die Handys von Mittelmanagementtypen aus den Zugfenstern werfen, wenn diese bestimmte Schlüsselbegriffe öfter als viermal in der Minute benutzen (»Benefit generieren«).

Sie werden den Brötchenmann knebeln, wenn er versucht, sein Brötchenverkaufsgedicht aufzusagen. Sie werden zum Schutz der Fahrgäste in jenen Toiletten die Flüssigseife aus den Seifenspendern entfernen, in denen es auch kein Wasser gibt. Sie werden uns die dreißig 5-Cent-Stücke, die der Fahrkartenautomat als Rückgeld ausgeworfen hat, in größere Münzen umwechseln. Und vom Winter 2007 an ist ein geradezu revolutionärer Service geplant: Auf einigen Pilotstrecken sollen dann Langzeitarbeitslose das Bahnfahren für die Fahrgäste komplett übernehmen. Aus der Privatwirtschaft, heißt es im Verkehrsministerium, kämen bereits laute Klagen, weil der Staat das lukrative Geschäft des Ersatzpendelns an sich reißen wolle. **SUSANNE GASCHKE**

Unverhüllt

Was nicht alles vom Apostel Paulus ausgelöst wurde! So hatte er den Frauen in der Gemeinde von Korinth – damals ein ziemlich schwärmerischer, sozusagen alternativer Verein – auferlegt, das Haupthaar zu bedecken. Es spricht einiges dafür, dass dieses frühe christliche Kopftuchgebot einige Jahrhunderte später vom Islam aufgenommen wurde.

Solche Erwägungen drängten sich dem Betrachter auf, als er Angela Merkel zu Besuch beim Papst in Castelgandolfo sah – entgegen dem hergebrachten Protokoll nicht einmal mit einem Schleier, geschweige denn mit einem vollpaulinischen Kopftuch angetan. Da bisher nicht die Rede davon war, dass es im Urlaubsort des Papstes protokollarisch lockerer zugehe als in der Zentrale zu Rom, stellt sich die Frage: Was steckt hinter dem nicht vorhandenen Schleier? Gelten Verhüllungsvorschriften nur für angetraute Ehefrauen, nicht aber für Regierungschefs selber? Erste Umsetzungen des neuen Feminismus? Oder eine Folge des deutschen Kopftuchverbots für muslimische Lehrerinnen – nach dem Motto: Wo kein islamisches Zeichen, da überhaupt kein religiöses Symbol, nicht einmal vor dem Papst?

Man wird sich dieses Datum merken müssen. Wenn der Islam die christliche Kopftuchanordnung circa 550 Jahre nach deren Einführung in Korinth übernommen hat, wenn Angela Merkel es am 28. August 2006 an allerhöchster Stelle, nämlich vor dem Nachfolger wenn schon nicht Pauli, so doch Petri endgültig durchbrochen hat, müsste es doch wiederum 550 Jahre später auch im Islam aufgehoben werden. Also Wiedervorlage spätestens am 28. August 2556. **ROBERT LEICHT**

»Wir sind Teil des Westens«

Israels Außenministerin Zipi Liwni über die Chancen der internationalen Friedenstruppe im Libanon, ihre eigenen Ambitionen und die Möglichkeit eines neuen Krieges

Die israelische Außenministerin **ZIPI LIWNI**

Foto [M]: Laurence Chaperon für DIE ZEIT

DIE ZEIT: Hat Nasrallah den Krieg gewonnen?
Zipi Liwni: Neuerdings redet der Hisbollah-Chef ganz anders: Hätte er die israelische Reaktion auf den unprovozierten Angriff vorausgeahnt, hätte er es gelassen. Hisbollah ist deutlich geschwächt. Im Libanon geschieht, was vor ein paar Monaten unglaublich gewesen wäre. Die Armee geht in den Süden, dazu kommt eine internationale Truppe.
ZEIT: Die libanesische ist keine richtige Armee.
Liwni: Es geht nicht um deren Qualität, sondern um einen Staat, der seine Souveränität im ganzen Land durchsetzt. Immerhin gibt es jetzt ein Waffenembargo gegen Hisbollah. Dass die das akzeptiert, widerspiegelt ihre Schwächung, obwohl sie ihre alte Stärke rasch wiederherstellen könnte.
ZEIT: Der Zweck des Krieges war die Entwaffnung und Vertreibung der Hisbollah.
Liwni: Nein, ein Ziel war es, eine Botschaft zu senden: Israel nimmt diese Attacken nicht mehr hin. Ein zweites war es, Hisbollah so weit zu schwächen, dass sie eine internationale Intervention akzeptiert. Die Resolution 1701 (die ein Waffenembargo und eine Friedenstruppe vorsieht, *Anm. d. Red.)* wurde in meinem Ministerium zwei Tage nach Beginn der Operation entworfen. Natürlich hätten wir auf ewig im Südlibanon bleiben können, aber das war nicht unser Ziel.
ZEIT: Was war denn das Ziel – bloß ein Signal?
Liwni: Nein, sondern auch, die Beiruter Regierung dazu zu bringen, ihre Truppen in den Süden zu schicken und die Wiederaufrüstung zu verhindern. Zudem konnten wir die weiterreichenden Raketen zerstören und Hisbollah von der Grenze verdrängen. Natürlich ist das nicht genug. Aber wir wollten den Beirutern eine Chance geben.
ZEIT: Die libanesische ist die virtuelle Armee eines virtuellen Staates. Was kann die gegen Hisbollah ausrichten, die zweitbeste Armee in Nahost?
Liwni: Die libanesische Armee soll nicht Israel verteidigen; das ist unsere Verantwortung. Aber wir wollen mithelfen, den Libanon in einen normalen, unabhängigen Staat zu verwandeln. Das ist die optimistische Version. Die andere: Wenn sich nichts ändert, werden wir erneut eingreifen …
ZEIT: … gegen einen virtuellen Staat?
Liwni: Nein, wir haben bewusst auf einen Angriff gegen den Libanon als solchen verzichtet; dazu hätten wir nur ein paar Tage gebraucht. Wir wollten den politischen Wandel, den die Resolution 1559 immerhin schon angestoßen hatte: Syrien musste den Libanon verlassen.
ZEIT: Vielleicht war das ein Fehler, weil Syrien mit eiserner Hand für relative Ruhe gesorgt hatte.
Liwni: Nein, das glaube ich nicht. Syrien bleibt unkonstruktiv konstruktiv und agitiert gegen internationale Truppen, die an seiner Grenze das Waffenembargo überwachen sollen.
ZEIT: Gerade hat Assad eine Rede gehalten, die neben den wüsten Beschimpfungen auch das Wörtchen »Frieden« enthält: Wir wollen ja, aber die Israelis nicht.
Liwni: Israel will Frieden seit der Staatsgründung.
ZEIT: Das war kein interessantes Signal?
Liwni: Es geht nicht um Reden, sondern um Taten. Bis jetzt gibt Damaskus den Spielverderber in der Region. Wenn Syrien mitspielen will, muss es verantwortungsbewusster handeln.
ZEIT: Die Botschaft an Hisbollah hieß Abschreckung: Nicht noch einmal! Aber wird nicht auch Israel von einem neuen Waffengang abgeschreckt – nach all den weltweiten Protesten gegen »Unverhältnismäßigkeit« und »Völkerrechtsbruch«?
Liwni: *(seufzt)* Ich hoffe, es gibt keine neue Runde. Aber erinnern Sie sich: Israel hat sich gegen eine unprovozierte Aggression gewehrt und wurde dabei von der Völkergemeinschaft unterstützt …
ZEIT: … eine Zeit lang …
Liwni: … okay, zwei Wochen, aber die Welt muss auch verstehen, dass es zivile Opfer geben kann, wenn sich Terroristen unter Zivilisten verstecken. Die israelische Armee wird aber immer so kämpfen, dass zivile Opfer vermieden werden.
ZEIT: Dieser Krieg war nicht nur einer zwischen Israel und Hisbollah. Wie steht es um die nicht so stillen Teilhaber Syrien und Iran. War dies der erste israelisch-iranische Krieg?
Liwni: Es ist richtig, dass Hisbollah nicht libanesische, sondern iranische Interessen vertritt. Aber das war kein offener Krieg gegen Iran.

»Die Libanesen kennen den Preis eines Angriffs auf Israel. Das wird sich so nicht wiederholen«

ZEIT: Der amerikanische Wissenschaftler Fouad Ajami sagte der *ZEIT:* Mit diesem Krieg habe sich Iran eine »Grenze zu Israel erkauft«.
Liwni: Gewiss. Hisbollah ist der lange Arm Irans, das keine Grenze zu Israel hat. Trotzdem haben wir die Eskalation gegen Syrien und Iran vermieden.
ZEIT: Wir lesen, dass der Generalstabschef längst einen Befehlshaber »für nicht an Israel grenzende Länder« ernannt hat – also Iran.
Liwni: Glauben Sie doch nicht alles, was in der Zeitung steht.
ZEIT: Falsch?
Liwni: *(seufzt)* Ich soll auch jemanden für die Verhandlungen mit Syrien ernannt haben.
ZEIT: Glückwunsch!
Liwni: Das ist nur ein weiteres Beispiel für Übertreibungen. Wir müssen uns auf die Bedrohungen einstellen und unsere eigenen Schlüsse ziehen.
ZEIT: Aber Israel hat doch gar keine echte strategische Option gegen Iran.
Liwni: Sie sind zu pessimistisch.
ZEIT: Ich muss nur auf die Landkarte gucken und auf die Mittel, die Israel hat, genauer: nicht hat.
Liwni: Zurzeit unterstützt Israel die Bemühungen der internationalen Gemeinschaft, das iranische Atomprojekt zu stoppen. Ich hoffe, dass sie entschlossen genug ist, und dann sehen wir weiter.
ZEIT: Israel hat stets eine internationale Truppe im Libanon abgelehnt. Woher dieser wundersame Sinneswandel?
Liwni: Diesmal wollen wir ein kalkuliertes Risiko eingehen. Wir brauchen diese Truppe nicht, um Israel zu verteidigen. Aber wir wollen mit ihr kooperieren, um Beirut zu helfen, seine Soldaten im Süden zu stationieren und das Waffenembargo einzuhalten. Darum geht's.
ZEIT: Israel war immer gegen eine solche Truppe, weil diese seine Armee bei einem Schlag gegen den Südlibanon behindern könnte. Was ist, wenn Hisbollah wieder aufrüstet und schießt? Werden Sie dann Franzosen oder Italiener angreifen?
Liwni: Wir akzeptieren diese Truppe, wenn sie robust und wirksam ist. Was wäre denn die Alternative: Rückzug und Hoffen auf die libanesische Armee? Oder gar bleiben? So ist das in Nahost: nur die Wahl zwischen verschiedenen Übeln.

»Der Aufschrei gegen Israel war lauter als gegen Hisbollah, die gezielt Zivilisten umbrachte«

ZEIT: Die israelische Armee tat sich schwer, mit iranisch ausgerüsteten und ausgebildeten Hisbollah-Kämpfern fertig zu werden. Wieso sollten die Italiener besser sein?
Liwni: Wir setzen auf das Gesamtkonzept: libanesische Armee plus internationale Truppe.
ZEIT: Hisbollah muss nur die klassische Taktik benutzen, Raketen aus der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Truppe abzuschießen, um so israelische Schläge gegen deren Lager zu provozieren.
Liwni: Seit die Resolution 1701 mit ihrer Pflicht zur Waffenruhe verabschiedet wurde, hat Hisbollah sie nicht gebrochen.
ZEIT: Abermals Glückwunsch!
Liwni: Die Libanesen kennen den Preis für einen Angriff auf Israel, und Hisbollah kennt den Preis, den ein solcher für ihre politische Position im System hätte. Ich glaube also nicht, dass Hisbollah so schnell eine Wiederholung plant. Trotzdem: Das ist eine Bedrohung, mit der Beirut und die internationale Gemeinschaft fertig werden müssen.
ZEIT: Ein anderes Wunder: Israel heißt deutsche Kräfte willkommen, und Berlin will sie bereitstellen. Die Vergangenheit lebt doch noch.
Liwni: Die Vergangenheit ist Teil unserer Beziehung und wird es immer bleiben. Aber wir müssen unterscheiden zwischen deren Bedeutung für unser Volk und der Lage im Libanon. Wie gesagt: Wir wollen nicht beschützt werden, wir wollen mit dieser Truppe kooperieren, um die Lage im Libanon zu verbessern. Wenn sich Deutschland beteiligt, wäre das eine unabhängige deutsche Entscheidung; ich bin nicht in Berlin, um deutsche Truppen zu erbitten. Es geht darum, wie Deutschland seine Rolle bei der Verwirklichung der Resolution 1701 wahrnehmen will.
ZEIT: Warum sind Sie dann hier? Damit die Deutschen wieder den Vermittler beim Gefangenenaustausch spielen?
Liwni: 1701 fordert die bedingungslose Freilassung israelischer Geiseln. Mein Besuch hat nichts mit Vermittlung zu tun. Es geht um Iran und vor allem die Überwachung des Waffenembargos.
ZEIT: Sind die Beziehungen zwischen Berlin und Jerusalem heute besser als früher?
Liwni: Ich bin erst seit ein paar Monaten Außenministerin. Aber die Beziehung war immer eine besondere und freundschaftliche.
ZEIT: Das Verhältnis zu Europa insgesamt scheint sich zu verbessern. Früher hat Israel die EU eher ignoriert, weil Europa zu schwach und vielleicht auch zu pro-arabisch gewesen sei.
Liwni: Die Welt hat sich verändert, weil die neuen Bedrohungen nicht nur auf Israel zielen. Es gibt einen Clash der Ideologien, und Israel sieht sich als Teil des Westens. Israel und Europa teilen doch dieselben Werte, auch viele Interessen, obwohl Europa das nicht immer so sieht. Ich bin bereit, von Europa kritisiert zu werden, solange Europa und die Welt dieselben Maßstäbe ansetzen wie an sich selbst und unsere Gegner.

Jedes Rechtssystem unterscheidet zwischen einem Mörder, der gezielt tötet und einem, der das etwa bei einem Unfall ungewollt tut. An diesen Standards möchte ich gemessen werden. Der Aufschrei gegen Israel war lauter als der gegen Hisbollah, die gezielt Zivilisten umbrachte. Hisbollah wird als wilder Teenager betrachtet; Europa sollte sie dazu bringen, wie Erwachsene zu handeln.
ZEIT: Es gibt massive Kritik auch in Israel. Wackeln der Stabschef und der Premier?
Liwni: *(lacht)* Das wird die Zukunft zeigen. Wenn sich die Lage im Libanon bessert, wird die Öffentlichkeit erkennen, dass etwas Gutes dabei herausgekommen ist.
ZEIT: Die Regierung bleibt?
Liwni: Soweit ich das beurteilen kann, ja.
ZEIT: Sind Sie der nächste Premier?
Liwni: *(stöhnt und lacht)* Ich weiß es nicht.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **JOSEF JOFFE**

WORTE DER WOCHE

»Wir waren nicht vorbereitet, wie wir es hätten sein müssen.«
Ehud Olmert, israelischer Ministerpräsident, zur Bilanz des Krieges im Libanon

»Hätten wir gewusst, dass die Gefangennahme der Soldaten all dies nach sich ziehen würde, hätten wir es nicht getan.«
Hassan Nasrallah, Hisbollah-Chef, über die Folgen der Entführung der beiden israelischen Soldaten am 12. Juli 2006

»Ich will keine Männer runterschicken, die dann dort gedemütigt werden.«
Michèle Alliot-Marie, französische Verteidigungsministerin, über die Notwendigkeit eines robusten UN-Mandats für die internationale Libanon-Truppe

»Ich lade Herrn Bush zu einer unzensierten Fernsehdebatte ein, in der wir unsere Vorschläge zur Lösung der internationalen Krise diskutieren können.«
Mahmud Ahmadineschad, iranischer Präsident, zum Ablauf des im internationalen Atomstreit verhängten Ultimatums

»Mit der schnellen Verhaftung haben wir der unmittelbaren Gefahr die Spitze genommen.«
Jörg Ziercke, BKA-Präsident, nach der Festnahme von drei Verdächtigen im Fall der so genannten Kofferbomber

»So könnte man jeden Tag empfangen werden.«
Angela Merkel, Bundeskanzlerin, über die zahlreichen Besucher beim »Tag der offenen Tür« im Berliner Kanzleramt

»Wir suchen immer nach Möglichkeiten für gemeinnützige Arbeit, die Empfänger staatlicher Unterstützung leisten können.«
Wolfgang Tiefensee, Bundesverkehrsminister (SPD), zu seinem Vorschlag, Hartz-IV-Empfänger als unbewaffnete Patrouillen im öffentlichen Nahverkehr einzusetzen

»Es ist sinnvoll, solche Altanlagen früher vom Netz zu nehmen.«
Sigmar Gabriel, Bundesumweltminister (SPD), zum Streit um die Sicherheit des AKW Brunsbüttel bei Hamburg

»Pluto ist tot.«
Michael E. Brown, US-Astronom, nach der Entscheidung der Internationalen Astronomischen Union, Pluto den Planetenstatus abzuerkennen

»Selbst Kinostars haben jetzt ihre eigenen Fernsehshows. Mel Gibson hat eine auf al-Dschasira.«
Conan O'Brien, Moderator bei der Emmy-Verleihung, über den Schauspieler, der kürzlich durch antisemitische Äußerungen aufgefallen war

ZEITSPIEGEL

Die Nashville-Rebellion

Hielten die Konservativen in der amerikanischen Country-Szene bislang das Zepter fest in der Hand, droht nun Konkurrenz von einer demokratischen Musikerbewegung. Die Dixie Chicks hatten 2003 wegen ihrer Anti-Bush-Äußerungen bereits die Härte der Radiostationen zu spüren bekommen. Nun, beflügelt vom Umfragetief der konservativen Regierung, werden auch die Demokraten in Nashville mutig. Einen Eindruck der neuen Country-Rebellion gegen Präsident George W. Bush und dessen Außenpolitik gibt ein Song mit dem Titel *W. Cheese,* »W. Käse«: »Sie haben unsere Teller mit Freiheitsfritten gefüllt, mit roten, schwarz-blauen, weißen Lügen. Und einer helfenden, hassenden Portion W. Cheese.« Autor ist der Songschreiber Darrell Scott, der sich selbst als eher unpolitisch beschreibt. Aber das derzeitige Umfeld habe ihm keine andere Wahl gelassen. **WIF**

Telefon-Frevel

Der Marschall würde sich im Grabe umdrehen. Fast neunzig Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges ist Philippe Pétain, dem Helden von Verdun und Hitlers späterem Marionetten-Despoten, das Feldtelefon geklaut worden. Der Apparat stand 1916 im ersten Stock des Rathauses von Souilly in Lothringen, das den französischen Streitkräften als Hauptquartier diente. Von dort aus dirigierte der damalige Oberbefehlshaber Pétain die Truppen im nahe gelegenen Verdun. Seitdem ruhte das Telefon des Marschalls, vergangene Woche verschwand es während eines schnöden Flohmarktes im Rathaus. Die Diebe stahlen zudem ein Originaldokument mit den Namen der Weltkriegsgefallenen und einen kupfernen Knauf vom Treppengeländer. Bürgermeister Hubert Vernier ist fassungslos über den Frevel an Pétains Büro: »Nicht einmal die deutschen Soldaten haben es angerührt.« **DAK**

Majestätsbeleidigung

Polens Präsident Lech Kaczyński nimmt weiter übel. Ein Gericht in Warschau eröffnete vergangene Woche den Prozess gegen einen Obdachlosen, der Kaczyński beleidigt haben soll. Darauf stehen in Polen bis zu drei Jahre Haft. Auch die Ermittlungen gegen den Autor des berüchtigten Kartoffel-Artikels in der *taz* laufen weiter. Kaczyńskis Vorgänger Aleksander Kwaśniewski ließ sich einiges mehr gefallen. So pöbelte ein Oppositionspolitiker im Jahr 2005, wer zu kommunistischen Zeiten so schnell Karriere gemacht habe wie Kwaśniewski, der könne nur von Moskau gesteuert sein. Die Anklage wurde fallen gelassen. Der Oppositionspolitiker von damals ist übrigens der Zwillingsbruder des heutigen Präsidenten und inzwischen selbst Regierungschef: Jarosław Kaczyński. **DAK**

Foto: Gamma/laif

Lange fand deutsche Nahost-Politik vor allem hier statt: Außenminister Steinmeier in der Holocaust-Gedenkstätte **JAD VASCHEM** im Februar 2006

Der ganz nahe Osten

Die windstillen Zeiten im deutsch-israelischen Verhältnis sind vorbei. Die Bundeswehr bricht in den Libanon auf, doch die meisten Bürger sind dagegen. Jetzt müssen Kanzlerin und Außenminister erklären, warum Engagement und Opfer notwendig sind VON BERND ULRICH

Das sagt sich so leicht und klingt so anheimelnd: Die Welt ist enger zusammengerückt. In diesem Jahr rückt uns besonders der Mittlere Osten ein ganzes Stück näher. Durch die Globalisierungsbrille betrachtet, sind die Deutschen neuerdings Nachbarn des Libanons, Irans und Syriens, nicht zuletzt leben wir heute in Rufweite von: Israel.

Auf den ersten Blick ändert sich dadurch nichts. Es bleibt beim deutsch-israelischen Sonderverhältnis, Deutschland setzt sich ein für das Existenzrecht des Staates der Juden, es verhält sich solidarisch gegenüber dem Bestreben Israels, ohne Terror leben zu können. Und doch wird alles anders. In den vergangenen Jahrzehnten konnte sich deutsche Israel-Politik darauf beschränken, U-Boote zu liefern, sich für den – freilich recht ergebnislosen – Friedensprozess im Nahen Osten einzusetzen, in der EU allzu propalästinensische Verlautbarungen zu verhindern und an hohen deutsch-israelischen Feiertagen wie dem 27. Januar (Befreiung von Auschwitz) nichts Falsches zu sagen. Es hat keinen Wert, darüber zu streiten, ob das genug war oder zu viel, wichtig ist nur: Diese windstillen Zeiten sind vorbei, und der Abstand zwischen der Politik, die gemacht wird, und der Politik, die von den Menschen akzeptiert wird, nimmt zu.

Auf mindestens drei Konfliktfeldern zeigt sich eine neue Nähe zu Israel und erweist sich, dass die viel gelobte »Solidarität« ganz neue Herausforderungen mit sich bringt.

1. Iran ist allem Anschein nach dabei, sich Atombomben zu verschaffen. Gleichzeitig bezweifelt Präsident Ahmadineschad den Holocaust und droht damit, den Staat Israel von der Landkarte zu wischen. Trotz der fünf Kriege gegen arabische Staaten in der Vergangenheit war Israel also noch nie so fanatisch bedroht wie heute. Was es für die deutsche Politik genau bedeutet, wenn die antisemitische Führung in Iran nuklear aufrüstet, ist bis jetzt nicht ganz klar. Doch spricht alles dafür, dass die Weltgemeinschaft wirtschaftliche Sanktionen wird verhängen müssen, um Iran zum Einlenken zu bewegen, ohne dass es zur militärischen Konfrontation kommt. Diese Wirtschaftssanktionen würden Iran treffen, aber auch die sanktionierenden Länder, besonders Deutschland, das mit Teheran gute Geschäfte macht. Nicht die Regierung, sondern die Deutschen insgesamt müssten dann erhebliche ökonomische Opfer bringen.

2. Der Libanon-Krieg hat an den Tag gebracht, wie sehr sich die wichtigste Macht der Welt in den vergangenen Jahren selbst geschwächt hat. Die USA sind weder militärisch noch politisch in der Lage, im Nahen Osten für Stabilität zu sorgen. Darum müssen nun die Europäer dazu beitragen, dass Iran und Syrien Hisbollah nicht so bald wieder aufrüsten können. Dass bei einem so bedeutenden und riskanten europäischen Einsatz das größte und wirtschaftlich potenteste Land des Kontinents nicht fehlen kann, liegt auf der Hand. Der Versuch, das besondere deutsch-israelische Verhältnis, also den Holocaust, zu einem Argument umzudrehen, das Deutschland ein größeres Engagement dort unten erspart, wurde von israelischer Seite erwartungsgemäß und völlig zu Recht unterlaufen. Wenn der israelische Premierminister Ehud Olmert Deutschland dabei haben möchte, kann keine deutsche Regierung ihn darüber belehren, dass dies aus historischen Gründen nicht gehe. Nun wird Deutschland wahrscheinlich auf Jahre hinaus Truppen im Nahen Osten haben, und sei es »nur« zu Wasser. Kampfeinsätze sind jederzeit möglich, damit auch Töten und Sterben. Früher hat Deutschland nur Waffen geliefert, künftig wird es auch Waffen einsetzen müssen.

3. Sehr viel weiß die Öffentlichkeit noch nicht über die Motive der so genannten Koffer-Attentäter. Doch scheint es in ihren verdrehten Weltbildern irgendeinen Sinn zu machen, in Deutschland unschuldige Menschen umzubringen, wenn im Nahen Osten Amerikaner oder Israelis Dinge tun, die einigen Islamisten nicht passen. Solches Denken ist zweifellos irre und unmoralisch, was jedoch nichts daran ändert, dass dieser Wahn Wirkung zeigt. Auch das ist eine Gestalt der neuen Nachbarschaft mit dem Nahen Osten: Was Israel tut, kann zu Terroranschlägen in Deutschland führen.

In Sachen Nahost und Iran gehört Deutschland nicht mehr zu den Tauben

Die fehlgeschlagenen Anschläge können zudem als Indiz für einen Wechsel im Verhältnis des internationalen Terrorismus zur deutschen Politik gelesen werden. Das Nein der Regierung Schröder zum Irak-Krieg dürfte Deutschland für eine gewisse Zeit zu einem minder attraktiven Ziel für Terroristen gemacht haben. Dieser Effekt schwächt sich mit wachsender zeitlicher Distanz zum Irak-Krieg ohnehin ab. Doch, was weitaus folgenreicher ist, seit sich der Fokus der internationalen Auseinandersetzung in Richtung Nahost und Iran verschiebt, gehört Deutschland nicht mehr zu den Tauben. Auf der Irak-Krieg-Skala, die von den USA über Großbritannien, Italien, Spanien, Polen bis nach Frankreich ging, lag Deutschland direkt neben Frankreich. Auf der Nahost-Skala ist sein Ort gleich hinter den USA und Großbritannien. So war Außenminister Frank-Walter Steinmeier die treibende Kraft beim Beschluss der EU, die bei den Wahlen in den palästinensischen Gebieten siegreiche Terrorgruppe Hamas mit schwersten wirtschaftlichen Sanktionen zu belegen. Und auch beim Libanon-Krieg zeigte die Bundesregierung mehr Verständnis für das Verhalten Israels als die meisten anderen Europäer. Die Kanzlerin wiederum hat die iranische Haltung zu Israel öffentlich als »nicht hinnehmbar« bezeichnet und sogar den Vergleich mit 1938 gezogen, was deutsche Politik über die Maßen bindet. In Teheran ist die Botschaft übrigens schon angekommen. Im Gespräch mit dem englischen *Guardian* kritisierte der iranische Chefunterhändler Laridschani kürzlich scharf die Nuklearpolitik der USA und fügte hinzu: »Und die Deutschen verhalten sich genauso.«

Der Ton- und teilweise Politikwechsel bei den Deutschen hat verschiedene Gründe, von denen der Regierungswechsel in Berlin der unbedeutendste ist. Denn zwischen die schwarze Kanzlerin und den roten Außenminister passt kein Blatt Papier. Wichtiger ist da schon, dass es sich beim Konflikt mit Iran nicht wie im Irak um imaginäre Massenvernichtungswaffen handelt, sondern um den festen politischen Willen der iranischen Regierung zur Atomwaffenfähigkeit, verbunden mit überprüfbaren Fortschritten auf dem Feld der Nukleartechnologie. Die Sache des Westens ist also ernster, legitimer und dringlicher.

Eine große Rolle bei der veränderten deutschen Politik spielt jedoch auch, dass Israel überall involviert ist. Das bedeutet natürlich keineswegs, jede israelische Wendung mitmachen zu müssen. Auch historische Schuld kann keine Verpflichtung zu falscher Politik nach sich ziehen. Das soll auch nicht heißen, ohne Israel müssten die Deutschen sich nicht mit Iran anlegen, das müssen sie aus ganz eigenem Interesse. Nicht zuletzt ist Israel nicht nur Projektionsfläche unseres schlechten Gewissens, sondern ein strategischer Bündnispartner des Westens in der Region und die einzige Demokratie weit und breit. Dennoch schränkt das spezielle Verhältnis zu Israel die deutsche Politik etwas ein, man könnte auch optimistischer sagen: Es stärkt den Charakter. So oder so werden die Deutschen weder im Konflikt mit Hamas noch mit Hisbollah, noch mit Iran die Ersten sein können, die versuchen, wirtschaftlichen, militärischen oder politischen Belastungen auszuweichen. Ehud Olmert sagt es so: »Es gibt zurzeit keine Nation, die sich Israel gegenüber freundschaftlicher verhält als Deutschland.« *(SZ* vom 4. August 2006)

Die strategische Richtung, die Merkel und Steinmeier im Kampf für den Schutz Israels wie gegen den Terror und neue Atommächte eingeschlagen haben, wird die Deutschen einiges kosten: Geld, Aufmerksamkeit, vielleicht Menschenleben. Das ist hart, aber im Prinzip richtig. Diese interventionistische, eher proisraelische Politik hat nur einen Haken: Die Regierung hat dafür in der Bevölkerung keine Mehrheit. Sechzig Prozent sind gegen jedweden Libanon-Einsatz. Und wenn das gesamte Tableau – von der harten Politik gegen Hamas über die anfängliche schweigende Zustimmung zum Libanon-Krieg und die Sanktionsdrohungen gegen Iran – zur Abstimmung gestellt würde, die Ergebnisse wären verheerend.

Nun hat eine politische Führung, die gegen die Mehrheit anregieren will, im Prinzip zwei Möglichkeiten. Entweder sie bemüht sich mit einer argumentativen Offensive, die Menschen zu überzeugen; oder sie versucht, den Erregungspegel niedrig zu halten und gewissermaßen unter dem Radar der großen Öffentlichkeit hindurchzufliegen. Letzteres wird in Deutschland traditionell bei allen Themen so gemacht, die irgendwie mit Israel zu tun haben. Der Grund dafür ist klar und durchaus legitim: Man will eben nicht austesten, ob der antisemitische Reflex auch wirklich überwunden ist.

Darum verlaufen Debatten im Zusammenhang mit Israel immer nach derselben Choreografie: Die Richtigen sagen wenig, und die Falschen sagen am besten gar nichts. Und wenn doch mal einer probiert, aus der latenten Fundamentalkritik an Israel populistisches Kapital zu schlagen, dann wird er so gründlich verprügelt, dass danach wieder für ein paar Jahre Ruhe ist. So war es etwa bei Jürgen W. Möllemann, der im Jahr 2002 die FDP mit Tabubrechereien auf 18 Prozent bringen wollte. Es war völlig richtig, Möllemann für seine antisemitischen Frivolitäten abzustrafen, es fragt sich nur, ob die Methode der gelenkten und eingehegten Debatte künftig noch funktioniert. Als Möllemann oder vor ihm Christian Ströbele oder nach ihm Martin Hohmann mehr oder weniger harte Tabubrüche verübten, da ging es nur um die moralische Haltung des deutschen Zuschauers zu den Ereignissen im fernen Nahen Osten. Heute geht es um direktes Engagement, um viel Geld, um eigene Opfer. Und da soll der diskursive Cordon sanitaire halten?

Westerwelle wie Lafontaine appellieren an die Angst der Deutschen

Bei der Diskussion um den Libanon-Krieg und die deutsche Beteiligung an der UN-Truppe Unifil hat die Bundesregierung wie üblich versucht, ihre Politik ohne viele Worte und mit ein paar Tricks durchzusetzen. Erst wurden Kampftruppen rundheraus abgelehnt, dann schickte Kurt Beck die Deutschen auf See, um schließlich zwei Wochen später zu sagen, die Truppe müsse »auch Zähne« haben, also doch Kampfeinsätze durchführen können. Die Kanzlerin hauchte nach ihrer Rückkehr aus dem Urlaub etwas von »mehr Geld für die Bundeswehr« in die Mikros, während der Verteidigungsminister ziemlich durcheinander schien, und der Außenminister täglich diplomatisch verschlüsselte Nachrichten aus den unverständlichen Mandatsverhandlungen in die TV-Kameras sprach. Mit dieser Art von Kommunikation wird die Kluft zwischen der avisierten und der annoncierten Außenpolitik immer tiefer.

Es ist nicht zu erwarten, dass diese politische Marktlücke auf Dauer unbesetzt bleibt. Jürgen W. Möllemann ist tot, und zurzeit wagt es niemand, offen antiisraelische Ressentiments zu schüren. Doch die Debatte um den Libanon hat einen Blick in die Zukunft freigegeben. Die drei in der Tendenz isolationistischen Parteien – CSU, Linkspartei und FDP – haben schon mal gezeigt, wohin die Reise gehen kann. Edmund Stoiber hat sich tagelang in einer Weise gegen deutsche Bodentruppen im Südlibanon ins Zeug gelegt, dass man fast den Eindruck haben konnte, als habe die tatsächlich jemand gefordert. Immerhin hat der Bayer damit seine allgemeine Skepsis zu Protokoll gegeben, wer weiß, was das in der nächsten Eskalationsrunde nützen kann. Guido Westerwelle hat wie gewohnt äußerst trickreich agiert, indem er »grundsätzlich« deutsche Soldaten in der Region mit dem Verweis auf die Geschichte ablehnte. So wird aus Schuld ein Privileg. Man fragt sich, wie Westerwelle in Zukunft argumentieren will, da doch eine deutsche Beteiligung von Israel ausdrücklich gewünscht wird. Der FDP-Chef wird nicht ernstlich behaupten wollen, er wisse besser, was für die Juden gut ist, als die Juden.

Ein anderes Argument rückt ihn in die Nähe von Oskar Lafontaine. Beide appellieren an die Angst der Deutschen. Westerwelle meldete sich umgehend zu Wort, als im Libanon noch einmal geschossen wurde: »Die Waffenruhe in Nahost ist brüchig. Trotzdem will die Bundesregierung bewaffnete deutsche Soldaten schicken. Das bereitet mir große Sorgen.« Selbstverständlich schickt die Regierung Soldaten, gerade weil der Frieden brüchig ist. Lafontaine geht noch einen Schritt weiter: Wer sich kritiklos an Kriegen in Afghanistan, im Irak und im Libanon beteilige, »der darf sich nicht wundern, dass Deutschland immer mehr ins Visier von Terroristen gerät«. Fakt ist, dass sich Deutschland keineswegs am Krieg im Libanon beteiligt hat und die Koffer-Attentate schon vor Beginn der israelischen Offensive geplant waren. Man sieht, das rhetorische Arsenal füllt sich, es ist noch einiges zu erwarten, sei es in der paternalistischen Variante, in der sophistischen oder in der demagogischen.

Deutschland steht nicht auf dem Höhepunkt neuer außenpolitischer Anstrengungen, sondern noch ganz am Anfang. Der Druck auf Angela Merkel und Frank-Walter Steinmeier wird darum wachsen, die Politik, die sie betreiben, auch zu erklären. Wenn sie sich aber entschließen sollten, mit ihren Argumenten in die Offensive zu gehen, dann wird sich auch an der deutschen Debattenkultur etwas ändern müssen. Entwicklungshilfeministerin Wieczorek-Zeul hat zu Beginn des Libanon-Krieges Israel kritisiert, weil die Aktion unverhältnismäßig und daher völkerrechtswidrig sei. Das kann man falsch oder richtig finden, aber nicht illegitim. Diese Kritik hat mit den Tabubrechereien eines Möllemann nichts zu tun. Dennoch polterte der Zentralrat der Juden in Deutschland umgehend los. Dies entspringe »den üblichen antiisraelischen Reflexen gerade dieser Politikerin«, die SPD müsse sich überlegen, »ob eine solche Entwicklungshilfeministerin noch tragbar ist«. In einem Land, das sich laut Olmert so freundschaftlich gegenüber Israel verhält, muss scharfe Kritik an Israel möglich sein. Es gibt eine Mehrheit, die zuhören und dazulernen kann.

Was trägt die **MUSLIMISCHE WELT** zum Frieden in Nahost bei? Indonesische UN-Soldaten bereiten ihren Einsatz vor

Blauhelme gegen Bausoldaten

Die UN-Truppen im Libanon dürfen zwar schießen, treffen aber auf eine Hisbollah, die sich beim Volk beliebt macht VON MICHAEL THUMANN

Das Terrain ist bekannt. Die Europäer kehren in den Nahen Osten zurück. Rund ein halbes Jahrhundert nach dem Abzug der letzten Kolonialtruppen werden rund 7000 europäische Soldaten in den Libanon gehen, um den brüchigen Waffenstillstand zwischen Israel und der Hisbollah-Miliz abzusichern.

Spätestens mit diesem aufwändigen Friedenseinsatz bricht die Illusion westlicher Antiterrorstrategen zusammen, man könne die Welt mit kleinen, effektiven Feldzügen gegen Terroristen, Schurkenstaaten oder Miliztruppen sicherer machen. Der Nichtsieg gegen Hisbollah hat Israels strategische Schwächen bloßgelegt, die Niederlage der USA im Irak hat die Weltmacht anfällig für die iranische Herausforderung gemacht, der fortgesetzte Kampf gegen die afghanischen Taliban zeigt, dass auch die Nato als weltmächtigstes Bündnis die Terrortruppe nicht aus dem Feld schlagen kann.

Deshalb sind die Aufräumarbeiten nach dem Krieg umso wichtiger. Jeder missglückte Antiterrorfeldzug bindet aufs Neue westliche Truppen. Seit vier Jahren versuchen sie, Afghanistans Weg zu einem funktionierenden Staat abzusichern, seit drei Jahren verkämpfen sich US-Aufbauhelfer im Irak, nun soll eine aufgerüstete Friedenstruppe im Libanon richten, was Israel im Luftkrieg nicht gelungen ist. Doch im Kampf um den Libanon steht mehr auf dem Spiel als nur ein Waffenstillstand. Welche Herausforderungen warten auf die Europäer?

Zunächst einmal wird es schlicht darum gehen, einen neuen Krieg zwischen Israel und Hisbollah zu verhindern. Die internationale Truppe im Südlibanon soll den Sicherheitsabstand zwischen den verfeindeten Armeen herstellen und Überfälle wie den der Hisbollah-Miliz auf israelische Soldaten im Juli verhindern. Dafür wollen die Europäer die Hälfte der insgesamt 15 000 Mann großen Friedenstruppe stellen. Hier die Liste der Nationen, die sich den Frieden in Nahost etwas kosten lassen: Frankreich entsendet 2000 Mann, Italien rund 3000, erst hat Paris das Kommando über die Unifil, danach übernimmt Rom den Befehl. Spanien, Polen, Belgien und die Skandinavier haben noch einmal gut 2000 Mann versprochen. Deutschland, die Niederlande und Griechenland möchten den Libanon gern zur See gegen unliebsame Waffenlieferungen verteidigen, die Briten wollen mit Awacs-Aufklärern hoch über dem Libanon für eine insgesamt bessere Übersicht sorgen.

Frieden schaffen

mit wenigen Waffen: Einen neuen Krieg werden die 15 000 Soldaten der Vereinten Nationen nicht verhindern können

Und die arabischen Staaten? Nun, man hält sich zurück. Einige Regierungen hat Israel verschreckt, weil es nur Truppen aus Ländern akzeptieren will, die diplomatische Vertretungen in Tel Aviv haben. Das schließt viele muslimische Länder aus. Manche arabische Regime aber sind über dieses Spezialkriterium gar nicht so unglücklich, da sie fürchten, unter westlichem Kommando als Helfershelfer einer neokolonialistischen Expedition dazustehen, während ihr Volk auf den Straßen den »Sieg« von Hisbollah über Israel feiert. Auch ohne Diplomaten in Israel haben asiatisch-muslimische Länder Truppen angeboten: Indonesien, Malaysia, Bangladesch, die allesamt Erfahrung als Blauhelme haben. Die türkische Regierung ringt noch mit sich und mit der öffentlichen Meinung. Die Truppenentsendung müsste vom durchaus eigensinnigen Parlament abgesegnet werden.

Die Gefahren des Einsatzes sind allen Regierungen bewusst. Die Unifil-Truppe wird an der Seite der libanesischen Armee nicht verhindern können, dass Hisbollah über ihre Köpfe hinweg Raketen nach Israel schickt oder dass israelische Bomber auf demselben Weg in den Libanon fliegen. Die Zukunftsfrage des Landes überhaupt, die vielumraunte Entwaffnung von Hisbollah, wird für die Friedenstruppe eine Nummer zu groß sein. Der Chefscheich von Hisbollah, Sajjed Hassan Nasrallah, erträgt es zwar, dass seine Milizen in der Unifil-Zone keine Waffen tragen sollen. Aber die Entwaffnung von Hisbollah im ganzen Land? Wenn überhaupt, wäre dafür ein hoher Preis zu zahlen. Den werden die Europäer nicht für die Libanesen entrichten. Zumal die EU an einer weiteren Front kämpft, die mehr Einsatz verlangt als die Truppenfrage.

Hassan Nasrallah hat sich längst in den neuen Kampf gestürzt – um sein Bild als verantwortungsvoller libanesischer Politiker und Führer der nationalen Aufbaufront zu prägen. Nein, Krieg wolle er nicht, sagt er. Im libanesischen Fernsehen bittet der Schiit um Nachsicht für den Hisbollah-Feldzug und die Zerstörungen (»Ich hätte die israelischen Soldaten nicht entführt, wenn ich die Folgen geahnt hätte«), während seine Helfer sich in jedem Dorf in Stellung bringen. Dschihad al-Binaa – »Bau-Dschihad« – heißt die Konstruktionsabteilung von Hisbollah.

In gut organisierten Büros bitten Hisbollah-Mitarbeiter verzweifelte Menschen, die Haus und Hof verloren haben, Platz zu nehmen. Plakate lasten die Zerstörungen den USA an und preisen den Bau-Dschihad. Die Verluste jedes Einzelnen werden in das Computersystem eingegeben, die Schäden geschätzt, vor Ort begutachtet, dann wird eine Entschädigung gezahlt. Zügig, bar, in frei konvertierbaren Dollar. In den ersten Tagen des Waffenstillstands haben Geschädigte 12 000 Dollar in die Hand erhalten. Seither gehen im Libanon die frischen Scheine aus der US-Notenpresse um. Für den Transport ins Land soll der iranische Botschafter gesorgt haben, sagen Hisbollah-Kenner. Viele Millionen Dollar habe er mit Koffern in den Libanon schaffen lassen, damit Nasrallah sein Image polieren könne.

Wo stehen die prowestlichen Kräfte im Libanon im Wiederaufbaukampf, wo stehen die prowestlichen Araber, wo der Westen selbst? Im Süden versuchen Hisbollah-Leute, über jeder Hilfslieferung ihre Flagge wehen zu lassen. Deshalb baut die mächtige Familie des im Februar 2005 ermordeten sunnitischen Expremiers Rafiq al-Hariri in ihrer Heimatstadt Sidon Brücken wieder auf. Die Hariri, eines entschlossenen Modernisierers Gruppe stellt Flüchtlingsbaracken auf, Banken lassen Straßen teeren, Poster informieren über die Geldgeber. Die Saudis und die Kuwaitis haben dreistellige Millionenbeträge versprochen. Das deutsche Technische Hilfswerk baut Wasserleitungen in zerstörten Dörfern. Eine Geberkonferenz in Stockholm wird diese Woche neue Hilfen beschließen. Doch reicht das aus, um den fatalen Eindruck zu zersetzen, erst weise Nasrallah Israel in die Schranken und dann baue er das Land wieder auf?

Der ehemalige US-Spitzendiplomat und Nahost-Kenner Martin Indyk und der Ex-Wiederaufbaubeauftragte der Bush-Regierung, Carlos Pascual, sagen, Washington müsse der libanesischen Regierung jetzt großzügig helfen. Ein Teil des Geldes könne auch vom jährlichen Scheck für Israels Militär in Höhe von 2,3 Milliarden Dollar abgezweigt werden. Solche Umbuchungsgeschäfte seien durchaus in Israels Interesse. Im Ringen mit Hisbollah brauche man symbolisch angereicherte Gesten. Das schnelle Ende der israelischen Seeblockade gegen den Libanon gehört auch dazu.

Hier ist die Lehre aus dem Sommerkrieg im Libanon, den manche gar als Stellvertreterkrieg zwischen Iran und Amerika ansahen. Wenn Bomben und Artillerie die proiranische Hisbollah nicht nachhaltig schwächen können, liegt der Versuch nahe, die weit über Libanons Grenzen populäre Schiitenpartei langfristig politisch zu bändigen. Nasrallahs Baukampf zeigt, unter welchem Druck er steht. Doch wird die Zähmung nur gelingen, wenn der Westen und die Saudis der schwachen Beiruter Regierung mit allen politischen Mitteln den Rücken stärken. Dann würden die Libanesen endlich den Eindruck gewinnen, dass ihre Regierung und ihre Armee ihnen mehr helfen können als Hisbollah.

Mehr zum Thema Nahost im Internet:
www.zeit.de/libanon

Fotos [Ausschnitt]: Supri/Reuters; Ammar Awad/Reuters

Viele Stränge, alle ziehen

Die EU düpiert ihren Außenbeauftragten Javier Solana. Dabei brauchte Europa ihn jetzt mehr denn je

Vielleicht ist es nur der Kontrast. Vielleicht aber spricht seine Körpersprache für sich. Jedenfalls sieht Javier Solana an diesem Abend müde aus, wie er da so klein und zusammengesunken neben dem aufrechten UN-Generalsekretär Kofi Annan sitzt. Der referiert munter über den europäischen Beitrag zur Friedenstruppe im Libanon. Danach redet der finnische Außenminister Errki Tuomioja über Sinn und Zweck der größten und heikelsten Mission Europas. Dann erst ist Solana dran, der Hohe Repräsentant der Europäischen Union. Der hat eigentlich nichts mehr zu sagen. Das sagt er dann auch.

Einst hatte der Mann, der da so demonstrativ bedeutungslos ist, einen Traum: Erster europäischer Außenminister wollte er werden, Europas Stimme in der Welt. In den guten Tagen, als die EU ihre Lehren aus dem Versagen erst im Kosovo und dann im Irak-Krieg zog, als sie gar von einer Verfassung und einer gemeinsamen Außenpolitik träumte, schien man auf so einen wie Solana zu warten. Der Spanier ist klug und in dem Metier erfahren wie kaum ein anderer. In seinem Adressbuch stehen nicht nur die Telefonnummern der Mächtigen, er kennt sie und (was häufig ebenso wichtig ist) auch viele ihrer Zuarbeiter. In seinen fast sieben Jahren als Chef des EU-Ratssekretariats hat der 64-Jährige die ersten EU-Missionen auf die Beine gestellt, er glaubt fest an die globale Verantwortung der Alten Welt. Kurzum, Solana schien der kommende Mann für ein zusammenwachsendes Europa.

Die Träume sind vorerst geplatzt. Ob im Libanon-Krieg oder vor den Wahlen im Kongo – die EU ist weit davon entfernt, mit einer Stimme zu sprechen. Zwar sollen in der einen Krisenregion nun tatsächlich Europäer für Frieden sorgen, in der anderen versuchen sie es bereits. Doch bei der Vorbereitung der beiden heiklen Missionen herrschte kleinliches Hickhack, nationaler Streit, und die persönlichen Eitelkeiten der Regierungschefs bestimmten die Debatten.

Schon vor Wochen hatte Solana den Libanon-Krieg als Chance für Europa begriffen. In kleinen Kreisen streute er die Idee einer europäischen Friedenstruppe – und erntete vornehmlich Empörung. Lieber veröffentlichte der finnische Außenminister im Namen der EU eine Resolution, deren israelkritische Worte mit kaum einer anderen Regierung abgestimmt waren. Kurz darauf warf Errki Tuomioja seinen Kollegen die Veröffentlichung geheimer Dokumente und ein »intrigantes Spiel« vor. Zugleich versuchte sich der britische Premierminister Tony Blair im Alleingang mit einem Plan für einen Waffenstillstand. Frankreich wiederum stritt mit den USA über die UN-Resolution und zankte sich anschließend mit Italien um die militärische Führung der Mission. Großes europäisches Theater.

Eigentlich sollte genau das durch die EU-Verfassung beendet werden. Sie hätte unter anderem einen europäischen Außenminister geschaffen. Von der EU-Kommission mit den finanziellen Mitteln und von den Regierungen mit der nötigen Vollmacht ausgestattet, hätte der die Union drinnen besser koordinieren und draußen besser vertreten sollen. Befördert worden war diese Idee nicht zuletzt durch den Irak-Krieg. Einen solchen öffentlichen Streit wie damals, da waren sich alle europäischen Regierungen einig, sollte es in Zukunft nicht mehr geben. Also gelobten sie hoch und heilig Besserung.

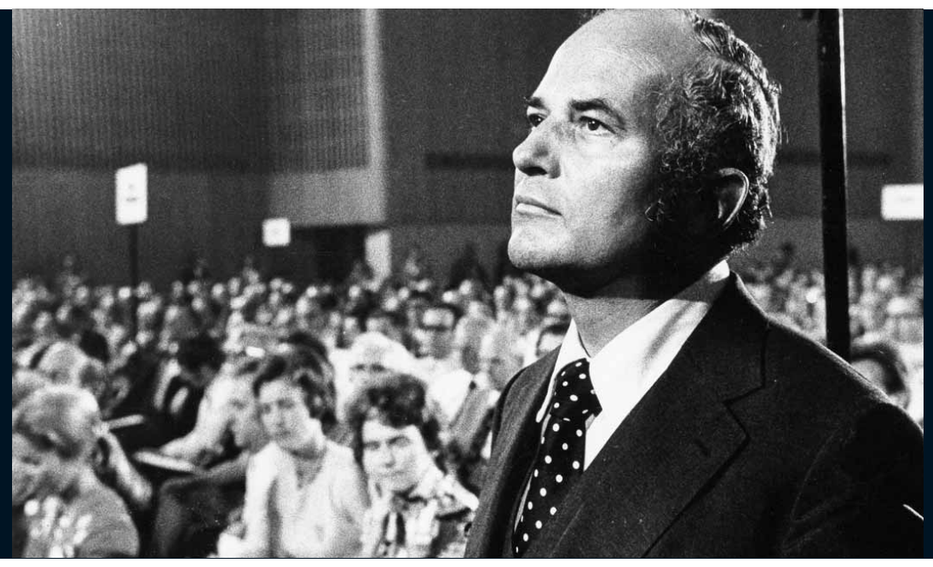
Seit jedoch die Verfassung nach dem Nein der Franzosen und Niederländer auf Eis liegt, sinkt auch in der Außenpolitik der Wille zur Integration. Längst hätten die Regierungen auf dem kleinen Dienstweg ein paar Kompetenzen an Solana und seine Crew delegieren können. Doch das passiert mitnichten. In Krisenzeiten wird er an die Wand gespielt. Und alle sechs Monate, bei jeder neuen Präsidentschaft, muss sich der Mann auf die Zusammenarbeit mit einer neuen, nicht selten unerfahrenen Truppe einstellen. Zurzeit redet in den prestigeträchtigen Sitzungen der Finne, für Solana bleibt dann wenig zu sagen.

Seine Feinde (und davon gibt es unter anderem in der EU-Kommission reichlich) nutzen die Gunst der Stunde indes geschickt. Solana sei amtsmüde und wolle Bürgermeister von Madrid werden, ließen sie unlängst streuen, Berlin und Paris wollten ihn ablösen, lautet ein anderes Gerücht. All das waren bislang Falschmeldungen. Doch steter Tropfen höhlt den Stein. Vielleicht sieht der Mann auch deswegen manchmal alt aus. Und Europa auch. PETRA PINZLER

Er wäre ein guter Kanzler geworden

Zum Tode Rainer Barzels. Ein Nachruf

VON HELMUT SCHMIDT



RAINER BARZEL, 1972 auf einer CDU-Wahlkampfveranstaltung
Foto: Rudolf Dietrich/ullstein

Vor vierzehn Tagen hat ein Telefonanruf Rainer Barzels und seiner Frau Ute meine Frau und mich erschüttert. Schon im Sommer hatten wir seine Handschrift kaum noch entziffern können, jetzt aber wollte er sich verabschieden. Hier ging das Leben eines Mannes zu Ende, auf dessen Wort man sich hatte verlassen können.

Er hatte seine Ehefrau Kriemhild durch frühen Tod verloren, ebenso ihre gemeinsame Tochter und dann abermals seine zweite Ehefrau Helga. Seine CDU, die ihm für christlich-soziale Orientierung und zugleich für außenpolitisches Augenmaß Dank schuldet, ist wenig kameradschaftlich mit ihm umgegangen. Politische Parteien können manchmal mitleidslos und sogar bösartig sein, so wie die öffentliche und die veröffentlichte Meinung auch. Man hat Rainer Barzel zu Unrecht der Korruption verdächtigt, sodass er 1984 das Amt des Bundestagspräsidenten abgeben musste; zwei Jahre später hat man ihn zwar voll rehabilitiert, aber sein aktives politisches Leben ging zu Ende. Insgesamt ein schweres Leben.

Ich habe Rainer Barzel 1956 kennen gelernt. Damals arbeitete er als junger Beamter für die Düsseldorfer Landesregierung und wirkte mit, als wir Frontsoldaten des Zweiten Weltkrieges im Bundestag, aus CDU/CSU, FDP und SPD, in der Diskussion über die Wiederbewaffnung gemeinsam eine allzu leichtfertige Improvisation riesiger Truppenzahlen verhinderten, gegen den Willen Adenauers die neu zu schaffenden deutschen Streitkräfte sorgfältig in das Gefüge des Grundgesetzes einbauten und ihnen eine eindeutige moralische Grundlinie gaben.

1966 trafen wir uns als Vorsitzende unserer beiden Parlamentsfraktionen im Bundestag wieder und haben gemeinsam die Regierung der Großen Koalition mit Anstand über die Runden bringen können, als Kanzler und Vizekanzler (Kurt-Georg Kiesinger und Willy Brandt) kaum noch miteinander reden wollten. Wir tragen beide Mitverantwortung für die damalige Vermischung von Aufgaben des Bundes und der Länder. Wir haben aber die den Besatzungsmächten damals zustehenden Rechte zum Eingriff in die bundesrepublikanische Innen- und Außenpolitik abschaffen können – trotz des »Faschismus«-Geschreis der vielen, als wir zu diesem Zweck die Notstandsergänzung unseres Grundgesetzes zustande brachten. Weil man sich aufeinander verlassen konnte, haben die drei Jahre der damaligen Großen Koalition insgesamt ein akzeptables Ergebnis gehabt, wenngleich die Regierung keineswegs nur aus gewachsenen Demokraten bestand, sondern ebenso aus ehemaligen Nazis, Deutschnationalen und Kommunisten.

1972 kam die erste schwere Enttäuschung für Rainer Barzel. Der von der Ost-Berliner Stasi bewirkte Fehlschlag seines Versuches, mit Hilfe eines konstruktiven Misstrauensvotums an die Stelle Willy Brandts zu treten, war kein Schicksalsschlag, wohl aber eine schwerwiegende Niederlage. Nach meinem Urteil wäre Barzel ein ordentlicher Bundeskanzler geworden, sofern er gewählt worden wäre. Zehn Jahre später hat er sich für seine Niederlage revanchiert, indem er Helmut Kohls Antrag eines konstruktiven Misstrauensvotums gegen mich im Bundestag begründete.

Als nach 1989 die Sowjetmacht schrittweise, aber schnell und fast lautlos implodierte, hätte jeder Kanzler, ob Brandt, Barzel, Strauß, Schmidt oder Kohl, die sich plötzlich unerwartet eröffnende Chance zur Vereinigung der Nation genutzt, denn wir waren in gleicher Weise Patrioten. Dass Kohl das Glück hatte, in jenem Augenblick im Amte zu sein, mindert keineswegs sein Verdienst.

Jeder von uns hatte festgehalten am Ziel der Einheit. Jeder von uns hatte immer wieder innerlich gerungen mit der paradoxen, weil in sich widersprüchlichen Aufgabe, einerseits der Bedrohung durch die Sowjetunion zu widerstehen, der die eine Hälfte Deutschlands ausgeliefert war, andererseits mit Moskau in Frieden zu leben und deshalb gefährliche Spannungen zu entschärfen, drittens doch zugleich den Deutschen hüben und drüben auf Vereinigung orientierte Zuversicht zu geben und viertens gleichwohl unsere Nachbarn in Frankreich und in Polen, in Amsterdam oder in Prag durch unser Ziel der Wiedervereinigung nicht zu ängstigen. Rainer Barzel stand, als es um die Ostverträge ging, mit seinem Urteil in der Mitte zwischen Willy Brandt und Franz Josef Strauß.

Im ostpreußischen Ermland geboren und in Berlin aufgewachsen, hatte er ein empfindsames Gespür für den Osten insgesamt, für die Polen ganz besonders und erst recht für unsere deutschen Landsleute in der DDR. Er ist als Minister für gesamtdeutsche Fragen (1962 bis 1963) der Erste gewesen, dem es gelang, Menschen aus Ulbrichts Gefängnissen herauszuholen; der aus Sachsen stammende Herbert Wehner hat später Barzels Arbeit fortgesetzt. Wenn wir Deutschen während der staatlichen Teilung – trotz vieler Torheiten in Ost-Berlin und in Bonn und trotz aller bramarbasierenden Reden auf beiden Seiten –, wenn wir Deutschen gleichwohl eine angesichts der vorhergegangenen Geschichte seit 1871 vier Jahrzehnte lang wohltuende Einsicht und Mäßigung bewiesen haben, so haben daran sehr viele einen Anteil. Rainer Barzel hat einen weit herausragenden Anteil.

Er ist sehr wohl ein Homo politicus gewesen, zugleich blieb er immer ein gläubiger katholischer Christ. Deshalb war er mit dem Herzen ein Sozialpolitiker; aber aus Gründen seiner Vernunft hing er Ludwig Erhards Marktwirtschaft an. Rainer Barzel war pflichtbewusst, zugleich ehrgeizig und gelassen. Das wunderbare Gebet Reinhold Niebuhrs hätte ihm auf den Leib geschrieben sein können:

»Gott gebe mir die Gelassenheit,
Dinge hinzunehmen,
die ich nicht ändern kann,
den Mut, Dinge zu ändern,
die ich ändern kann,
und die Weisheit,
das eine von dem anderen zu unterscheiden.«

Mit Rainer Barzels Tod habe ich einen formidablen Gegner verloren, zugleich aber einen zuverlässigen Kollegen und einen guten Freund.

Audio www.zeit.de/audio

BERLINER BÜHNE

Locker machen

Ohne Macht und ohne Joschka Fischer, prognostiziert Guido Westerwelle, werde es für die Grünen ganz bitter. An diesem Donnerstag verlässt der ehemalige Außenminister den Bundestag endgültig in Richtung Princeton. Seine Erben, die sich als eine von zwei liberalen Parteien und kleinste Oppositionsfraktion durchschlagen müssen, begeben sich mit einem großen »Zukunftskongress« auf die Suche nach ihrer Identität – und auf die Suche nach neuen Machtoptionen. Rot-Grün könne jedenfalls nicht die einzige Möglichkeit der ehemaligen Ökopartei sein, befindet deren Fraktionschefin Renate Künast und setzte sich medienwirksam zum Austausch von Artigkeiten mit FDP-Chef Westerwelle aufs Sofa. Man muss das nicht überbewerten, aber als gezielte Lockerungsübung sind solche Auftritte der Grünen schon gedacht, nach dem Motto: Was die Sozis können, können wir schon lange – sollen bloß nicht glauben, dass wir ihnen hinterherlaufen. Ein bisschen gekränkte Eitelkeit ist auch dabei, denn trotz aller Nölereien über die Regierungspolitik hat man nicht den Eindruck, als sei die SPD furchtbar versessen auf neue rot-grüne Projekte.

Koalition gut, Bundesrepublik auf dem Weg der Besserung, Glück auf – so könnte man zusammenfassen, was Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihr Vize Franz Müntefering anlässlich der Rückkehr auf die Berliner Bühne sagten. Zu dumm, dass die Bürger den Anschluss an die Wohlfühlatmosphäre der »Wir-Koalition« noch nicht gefunden haben, das Bündnis ist in der Wählergunst abgestürzt. Dafür kann die Regierung aber nichts.

SPD und CDU an dem zu messen, was sie im Wahlkampf gesagt hätten, sei nämlich »unfair«, sagt Müntefering. Schließlich habe es zwischen Wahlkampf und Regierung eine Wahl mit den bekannten Ergebnissen gegeben. Zu messen sei die Koalition deshalb an dem, was sie an Gemeinsamkeiten entwickelt habe, und da gelte: »Selbstbewusstsein ist möglich und angebracht.« Wer anderer Meinung ist, muss zur Strafe hundertmal den Dreisatz der Regierungsphilosophie nach Dr. A. Merkel an die Tafel schreiben: Sanieren, investieren, Kritik ignorieren – ach nein, Verzeihung: »reformieren« muss es natürlich heißen. Und wenn's mal ganz arg wird, kann vielleicht der einfühlsame Polittherapeut Gerhard »Basta« Schröder helfen, der ist seit neustem nämlich nicht nur Gas-Mann, sondern auch »Schlichter«, im Tarifkonflikt der Bahn.

TINA HILDEBRANDT

Puh, denkt der Bär

Keine Arbeit, kein Geld, kein Bürgertum: In Berlin bewegt sich wenig – die Wähler stört das nicht **VON THOMAS E. SCHMIDT**

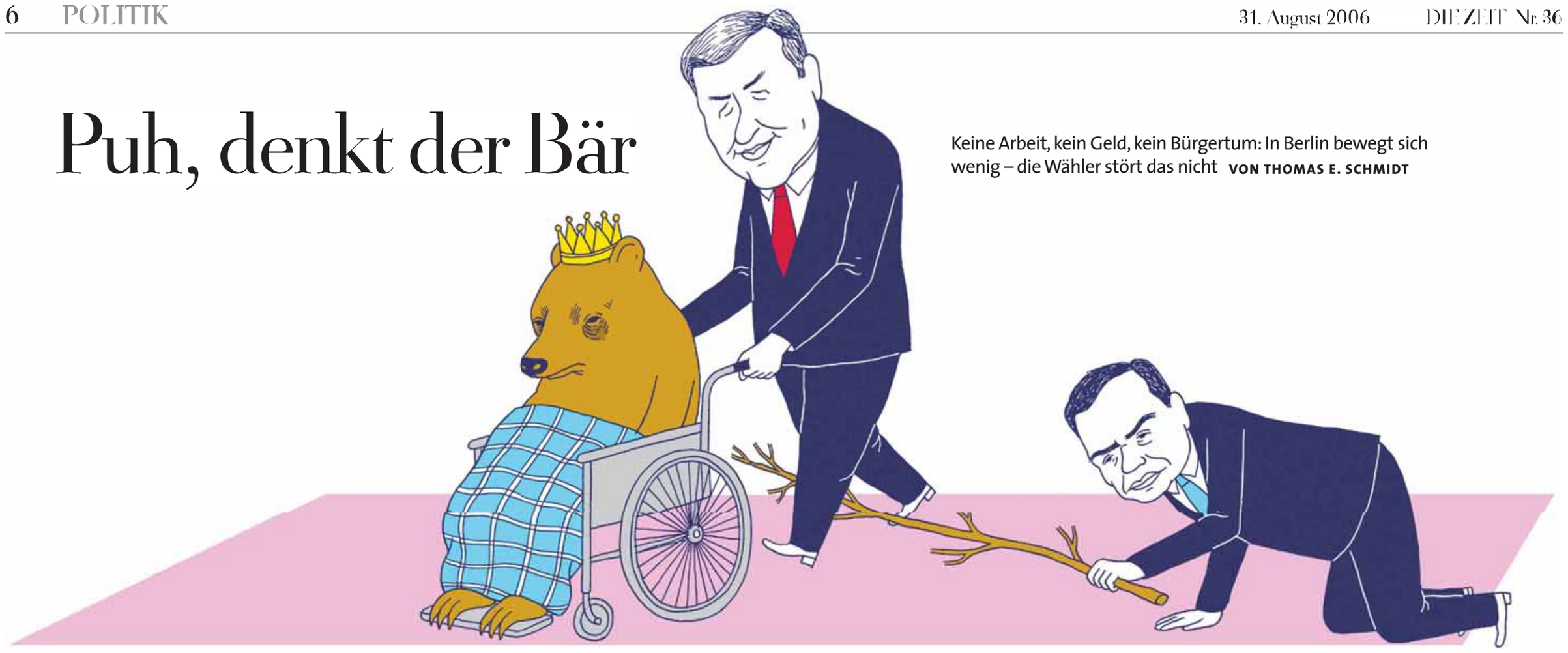


Illustration: Jochen Schievink für DIE ZEIT; www.jochenworld.de

Berlin

Kein Thema will zünden. Die Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus am 17. September gilt schon als gelaufen, und niemand fährt der SPD/PDS-Koalition richtig in die Parade. Wo die Stadt genau steht nach viereinhalb Jahren Rot-Rot, bewegt die Berliner anscheinend wenig. Sie verharren im Wahlkampf in einer seltsamen Zufriedenheitsstarre.

Ein realistischer Blick ist auch schwierig auf dieses Konglomerat aus Parallelgesellschaften, aus Szenen und Soziotopen. Das Berlin der Bundespolitik hat mit dem Berlin der Stadtregierung oder der Bezirke nichts zu tun, das muslimische nichts mit dem Berlin der Laubenkolonien, die Latte-Macchiato-Bar nichts mit der Verzweiflungskneipe an der Ecke. Viele Städte sind in dieser Stadt. Kein politischer Kopf steht heute für das Ganze, keinem aus der Berliner Politik wird das noch zugetraut, folglich repräsentiert auch niemand das Gemeinwohl und das Selbstbewusstsein Berlins.

Arm, aber sexy? Mit 60 Milliarden Euro steht die Stadt in der Kreide

Wahr ist, dass 41 Prozent der Berliner von staatlichen Transferleistungen leben. 290 000 Arbeitslose gibt es, das sind zehn Prozent der Bevölkerung, dazu kommen 35 000 Ein-Euro- und 60 000 Billig-Jobber – wir sprechen von der Hauptstadt des Prekariats. Von 400 000 Industriearbeitsplätzen nach der Wende sind kaum 100 000 übrig geblieben, das meiste an Dienstleistung gruppiert sich immer noch um diesen Kern – und nicht um irgendwelche »Kreativindustrien«. Eine ernsthafte Industrieansiedlungspolitik gibt es nicht. Die Investitionsquote ist niedrig. Die Beschwerden von Industrie und Gewerbe über Bürokratie, Hochmut der Behörden und den Filz in den Bezirken sind notorisch.

Und die vom Senat bereits ausgerufene Zukunft? Es gibt das erfolgreiche High-Tech-Labor Adlershof, von Land und Bund mit einer Milliarde Euro gefördert, aber sozialabgabenpflichtige Jobs entstehen dort nicht zu Tausenden. Berlin als »Gesundheitsstadt«? Die Quote der wissensbasierten Arbeitsplätze liegt bei 5,9 Prozent – in Köln sind es 10,3 und in München sogar 13 Prozent. Die wahrhaft reichhaltige Wissenschaftslandschaft, das eigentliche Potenzial Berlins, wird durch Sparvorgaben ausgetrocknet. Die Qualität der staatlichen Schulen gilt trotz Dauerreform immer noch als dürftig, obwohl in Berlin ein Hauptschullehrer neun Kinder betreut. Im Bundesdurchschnitt sind es vierzehn. Da ist noch viel Überversorgung bei bescheidenen Ergebnissen.

All das verringert Berlins Chancen. Wenn der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit die Stadt als »arm, aber sexy« bezeichnet, trifft er damit zwar das Selbstbild vieler Berliner, aber im Grunde ist eine solche Aussage ein Skandal: Die Untätigkeit der politischen Klasse wird als Wille der Bevölkerung ausgegeben. Mit 60 Milliarden Euro steht Berlin in der Kreide, den größten Teil davon häufte nach der Wende eine Große Koalition an. Niemals wird die Stadt diese Schulden zurückzahlen können.

Unter all den Luftgeistern, die Berlin schönreden und dann wieder die alte Resignationshymne anstimmen, ist Thilo Sarrazin der Herr der schwereren Elemente. Genauer gesagt, der öffentlichen Gelder – also des eigentlichen Brennstoffes dieser Metropole seit vielen Jahrzehnten. Der Finanzsenator führt Berlin seit Januar 2002 an der Kandare eines harten Sparkurses. Indem er damit den Berliner Politikstil änderte, löste er in der Stadt eine unwillkommene Kulturrevolution aus. Der zwölfköpfigen Hydra des öffentlichen Dienstes, für viele das eigentliche Machtzentrum Berlins, brachte Sarrazin böse Wunden bei.

»Die Lebenslüge Berlins bestand darin, dass es sich in allem für etwas Besonderes hält und daraus einen erhöhten Bedarf ableitet«, erklärt er. »Wenn man sich die Zahlen ansieht, die der Wirtschaft, der in der Stadt lebenden Migranten, des zahlenden Kulturpublikums, dann sieht man, dass Berlin eben doch nur eine durchschnittliche Großstadt ist.« Es macht Sarrazin Vergnügen, Idealisierern und Apokalyptikern die Wirklichkeit unter die Nase zu reiben. »Wenn ich den Leuten vorrechne, dass die Wirtschaftskraft der Stadt nicht mit Hamburg oder München vergleichbar ist, sondern mit Essen oder Dortmund – und damit auch ihre Möglichkeiten, dann sehen mich immer alle an wie waidwunde Rehe.«

Sarrazin erreichte in dieser Legislaturperiode sein selbst gestecktes Ziel: Der Haushalt 2007 wird als Primärhaushalt einen kleinen Überschuss aufweisen. Der Primärhaushalt sagt etwas über Einnahmen und Ausgaben des Landes aus, ohne Sonderverkäufe von Immobilien oder Privatisierungserlöse und vor allem ohne Zinslasten. Sarrazin hat gezeigt, dass Berlin im Prinzip wirtschaften kann. Das ist wichtig für sein zweites, längerfristiges Ziel: den Bund mittels einer Klage beim Bundesverfassungsgericht dazu zu bewegen, die Hauptstadt teilzuentschulden. Kann das erfolgreich sein, mobilisiert der rot-rote Senat damit nicht alle Vorurteile gegenüber Berlin? »Ja, aber da müssen wir durch, anders geht es nicht«, entgegnet Sarrazin lapidar. »Wir brauchen ein Urteil zur Frage eines bundeseinheitlichen und effizienten Regimes im Umgang mit Haushaltsnotlagen, vor allem zu ihrer Prävention.« Tatsächlich würden die Schulden, die Berlin in den kommenden Jahren aufnehmen muss, bloß um seine Zinsen zu zahlen, jede Sparpolitik zu Makulatur werden lassen.

Sarrazin träumt nicht von 60 Milliarden Euro Bundesmitteln. Im besten Fall könnten die Schulden der Stadt auf den Durchschnitt der Bundesländer abgesenkt werden, dann ginge es um 25 bis 30 Milliarden. Das Bundesverfassungsgericht könnte den Bund dazu bewegen, die zweite Stufe der Föderalismusreform zu zünden, in der der Länderfinanzausgleich neu geregelt werden soll. Sarrazin holt eine bunte Computergrafik von seinem Schreibtisch. Erst wenige, sagt er, hätten sie zu Gesicht bekommen. Die Grafik zeigt die Primärausgaben pro Einwohner im Verhältnis zum Durchschnitt der westdeutschen Flächenländer. Die Berliner Kurve kommt von ganz oben, senkt sich beeindruckend, wird bis 2008 die Linie des (wirtschaftskräftigeren) Hamburg kreuzen und nähert sich, wenn es nach der Prognose des Finanzsenators geht, bis 2020 fast dem Durchschnitt an. 90 Prozent der Hamburger Ausgaben, das ist der künftige Spielraum Berlins. Das heißt: Auch vom Bund teilentschuldet, wird Sarrazin seinen Sparkurs fortsetzen – weniger Busfahrer, weniger Professoren, weniger Oper. Für die gute Laune in der Berliner Politik bleibt der Regierende Bürgermeister zuständig.

Montag früh singt Hans Wall noch das Hohe Lied auf den rot-roten Senat. Am Mittwoch will er die Unternehmenszentrale der Wall AG und seinen Brandenburger Produktionsbetrieb mit 320 Beschäftigten nach Hamburg verlegen. Er ist maßlos enttäuscht. »So kann man nicht mit einem Berliner Unternehmen umspringen,« schimpft er. Wall ist ein echter Mittelständler, also etwas Besonderes in Berlin. Viel verdankt er der Stadt, mit ihren Aufträgen wuchs sein Unternehmen für Außenwerbung und Stadtmöblierung auf 580 Beschäftigte an. Wall versucht der Stadt durch mäzenatisches Engagement etwas dafür zurückzugeben. Jetzt kam er beim Verkauf der Werbetochter der städtischen Verkehrsbetriebe nicht zum Zuge. Nach Ausschreibung und Bieterverfahren ging das Unternehmen an seinen französischen Konkurrenten. Der Berliner hatte ein paar Millionen zu wenig geboten.

Also eine klare marktwirtschaftliche Sache. So sieht es auch der Finanzsenator: »Herr Wall muss unterscheiden zwischen dem Staat, der Rahmenbedingungen setzt, und dem Staat als Marktpartner.« Diese Haltung ist natürlich untadelig, die Entscheidungsfindung ist nicht zu beanstanden, aber mit Mittelstandsförderung hat sie wenig zu tun. Die kann durchaus manchmal Prioritäten anders setzen, nämlich lokalpolitisch.

»Wir leben nicht mehr im Jahre 1945, sondern im Jahre 1947«

Man könnte diese Episode als Beispiel für einen korrekten, aber lieblosen Umgang mit einer Schicht lesen, die in Berlin fehlt, geradezu exotisch wirkt: dem mittelständischen Wirtschaftsbürgertum. Und weil dieses Bürgertum als Einfluss nehmende Schicht fehlt, in der die Funktionsbereiche der Stadt, also Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur sich personell vermischten, wird es dauernd beschworen. In keiner Stadt Deutschlands debattiert man so obsessiv übers Bürgerliche wie in Berlin. Die Stadt ist längst nicht mehr das Labor der experimentellen Lebensformen. Die sind inzwischen etabliert und haben sich an den Tropf staatlicher Alimentierung gehängt. Das verwegenste soziale Experiment in Berlin besteht heute darin, ein geordnetes Familienleben durchzuhalten.

Deswegen fehlt in der Stadt auch eine echte bürgerliche Opposition. Sodass der Finanzsenator witzelt, vorläufig müsse er diese Rolle selbst übernehmen. Die CDU tut es jedenfalls nicht. Als einziger Landesverband der Union ist die Berliner CDU eine echte Kleine-Leute-Partei, festgenagelt bei 25 Prozent der Wählerstimmen. Ihr Kandidat Pflüger stolpert glücklos durch die Stadt, versucht mit Hilfe eines gemäßigten Populismus, jedenfalls diese Stammwählerschaft zu erreichen. Liberale Neuberliner spricht er damit nicht an. Dabei ist er selbst ein solcher.

Martin Lindner, Spitzenkandidat der FDP, meint: »In Berlin ist der bürgerliche Mittelstand zu wenig ausgeprägt. Diese Schicht ist politisch engagiert, sie würde auch auf den Senat Druck ausüben, endlich das Schulsystem in Ordnung zu bringen. Wenn man eine kluge Ansiedlungspolitik betriebe, ein exzellentes Bildungssystem hätte und die Stadt endlich von Graffitis und Hundehaufen befreien würde, könnte man diese Leute auch dazu bewegen, mit ihren Familien nach Berlin zu ziehen.«

Wenn Lindner Recht hat, umreißt dies das politische Dilemma Berlins generell. Für jeden Berliner Landespolitiker stellt sich die Frage: Für wen mache ich hier Politik? Für die real existierenden Wähler, selbst wenn die klassische Wohlfahrtsstaatlichkeit Berliner Prägung zukunftslos, weil unbezahlbar ist? Oder für Bürger, die noch gar nicht da sind, deren Interessen aber eine vernünftige Politik ermöglichen würden? Im einen Fall wird er gewählt, im anderen droht er einsame Avantgarde zu sein. Bis dahin bleiben die Landesverbände aller Parteien von sehr provinziellen Provinzpolitikern und ihren Machtspielen beherrscht.

»Herr Senator, wo steht die Stadt genau?« Da lächelt Thilo Sarrazin, und es verheißt nichts Gutes. »Lassen Sie mich mal so sagen: Der Schutt ist abgeräumt. Wir leben hier nicht mehr im Jahre 1945. Sondern wir leben im Jahre 1947.«

Das Blog zur Hauptstadt: **www.zeit.de/berlinjournal**

Entschädigt ihn!

Kurnaz: Eine Geste ist fällig

Der Bremer Murat Kurnaz hat noch nie einen Euro gesehen. Als er in Guantánamo interniert wurde, galt die D-Mark. Es wäre an der Zeit, dass er die neue Währung kennen lernt. Die Regierung könnte ihm dabei helfen und ihn entschädigen für das Unrecht, das ihm in den letzten fünf Jahren widerfahren ist. Deutschland kann das vorgestreckte Schmerzensgeld ja von den USA zurückfordern – sollte aber einen Rabatt für rot-grüne Rückgratlosigkeit abziehen.

Die USA sind, das darf man nicht vergessen, die Hauptschuldigen dieser Freiheitsberaubung, die der damals 19-jährige Deutsch-Türke bis zur vergangenen Woche erleiden musste. Nun ist er frei. Fünf Jahre wurde er in einen Käfig gesperrt, in dem auch nachts Neonlicht brannte - und das ohne Beweise. Kurnaz' Anwalt Bernhard Docke berichtet, sein Mandant sei bei Verhören in Wasser getaucht worden. Water-Boarding war offiziell erlaubt.

Seit 2002 wussten deutsche und US-Behörden, dass Kurnaz unschuldig war. Doch selbst der Flug in die Freiheit geriet zur Tortur: US-Soldaten verbanden ihm die Augen, ketteten ihn im Frachtraum einer Militärmaschine an. Deutsche Polizisten, die Kurnaz in Empfang nahmen, waren geschockt. Das Pentagon setzte eins drauf: Deutschland musste sich verpflichten, Kurnaz »menschlich zu behandeln«.

Ein Bürger gilt so lange als unschuldig, bis der Staat das Gegenteil beweist. In Kurnaz' Fall wurde dieser Beweis nicht erbracht. Der BND schrieb im Jahr 2002, der Bremer Türke sei »zur falschen Zeit am falschen Ort« gewesen.

Hier beginnt die deutsche Verantwortung: Der Gefangene musste weitere vier Jahre sitzen, weil Ernst Uhrlau, der heutige Chef des BND, Frank-Walter Steinmeier, heute Außenminister, und August Hannig, heute Staatssekretär im Innenministerium, das US-Angebot ausschlugen, Kurnaz nach Deutschland zu überstellen. Das steht nicht in dubiosen Akten, sondern in einem vertraulichen Bericht, den die Bundesregierung im Frühjahr an alle Bundestagsabgeordneten übersandte. Der Skandal blieb aus. Die damals Verantwortlichen betonen, sich nichts vorwerfen lassen zu müssen. Dass sie damit durchkommen, das ist der nächste Skandal. **FLORIAN KLENK**

Laien-Terror

Steckt da vielleicht **AL-QAIDA** drin?

Die »Kofferbomber« sind keine Profis, ihr Gedankengut ist gefährlicher als ihre Sprengsätze

VON JOCHEN BITTNER

Die jungen, dunkelhaarigen Männer auf den grobkörnigen Überwachungsbildern, sie werden im Gedächtnis der Bundesrepublik wohl als ambivalente Figuren haften bleiben. Als die potenziell gefährlichsten Terroristen, die das Land bisher erlebt hat. Und als zugleich die dümmsten. »Kofferbomber«, das wären die beiden festgenommenen Libanesen und ihr mutmaßlicher Helfer aus Syrien offenbar gern gewesen. Bloß dass ihre kruden Gasflaschensprengsätze nicht annähernd so bedrohlich waren wie ihre Überzeugungen.

Fast vier Wochen dauerte es, bis der durchschnittliche Medienkonsument ungefähr wissen konnte, was er von den präparierten, herrenlosen Trolleys halten sollte, die am 31. Juli in einem Regionalzug und auf dem Koblenzer Hauptbahnhof entdeckt worden waren. Vorher reichten die Hypothesen von Bahn-Erpressungsversuch bis Al-Qaida-Coup – die Bandbreite der öffentlichen Emotionen von Gleichgültigkeit bis Hysterie.

Nach dem Fund der beiden Rollkoffer mit dem brisanten Inhalt sollte es vier Tage dauern, bis das Wort »Terror« in der Berichterstattung überhaupt auftauchte. Bemerkenswert neutral sprach die Polizei Dortmund zunächst von einer »Sprengvorrichtung«. Erinnerungen an einen Sprengsatz kamen auf, der – ebenfalls in einem Trolley – im Juni 2003 im Dresdner Hauptbahnhof deponiert worden war. Damals hatte ein verschuldeter Geschäftsmann versucht, die Bahn zu erpressen. Schnell fanden sich Experten, die auch hinter dem aktuellen Fall einen frustrierten Heimwerker hervoranalysierten. »Er ist Einzeltäter, zwischen 30 und 50 Jahre alt, er wird neue Bomben legen oder Bekennerschreiben schicken«, beschrieb die *Bild*-Zeitung noch am 4. August mit Hilfe eines Kriminalpsychologen das »Profil des irren Bahn-Bombers«.

Erste Details über arabische »Beigaben« in den Koffern läuteten dann eine zweite Wahrnehmungsphase ein: die des mulmigen Zweifels. Eine Tüte mit Speisestärke mit arabischem Aufdruck, ließen Ermittler durchblicken, habe der Täter in den Koffern hinterlassen; offenbar stamme das Produkt aus dem Libanon. Doch die veröffentlichte Meinung scheute sich noch immer, einen Al-Qaida-Verdacht zu erörtern. So dämlich, lautete die unterschwellige Vermutung, könne kein Islamist sein. Der Dortmunder Staatsschutz ließ verlauten, er gehe noch immer »eher von allgemeiner Kriminalität aus«.

Vom 10. August an verschwand der »irre Bahnbomber« vorübergehend gänzlich aus den Nachrichten. In London hatten unzweifelhaft echte Terrorverdächtige unzweifelhaft ernsthaft versucht zuzuschlagen. Mit Flüssigsprengstoff im Handgepäck, so die britische Polizei, hätten sie geplant, bis zu zehn Passagiermaschinen auf dem Weg in die USA zum Absturz zu bringen. Knapp fünf Jahre nach dem 11. September hielt al-Qaida den Deutschen vor Augen, wie ihr »wahrer« Terrorismus aussieht: grauenhaft innovativ und selbstmörderisch professionell. Gasflaschen-Attentate? An die dachte kein Mensch mehr. Auf die Frage, ob sich die Sicherheitslage in Deutschland nach den vereitelten Anschlägen von London verändert habe, sagte Innenminster Wolfgang Schäuble am 14. August dem *Spiegel:* »Bisher nicht.«

Doch der Schreck von Heathrow war kaum verdaut, da lud der Chef des Bundeskriminalamts zur Pressekonferenz, um das Publikum mit einem Horrorszenario zu überrumpeln, wie man hierzulande noch keines gehört hatte. »Erinnerungen an die Anschläge in Madrid im Jahr 2004 und in London im Jahr 2005« würden aufgrund der jüngsten Kofferbomber-Ermittlungen bei ihm wach, sagte Jörg Ziercke. Die Sprengsätze, so der BKA-Chef, sollten zeitgleich zünden, durch das Benzin, das in Plastikflaschen beigefügt war, hätte ein »Feuerball« entstehen können, Waggons wären ausgebrannt, die Züge womöglich entgleist. Eine »unbestimmte Anzahl von Toten und Verletzten« hätten die Attentate fordern können. Und nur »handwerkliche Fehler« hätten die Katastrophe verhindert. Nun brauche man die Hilfe der Öffentlichkeit, sagte Ziercke und präsentierte die Überwachungsbilder vom Kölner Hauptbahnhof mit den offenkundig arabisch-stämmigen jungen Männern.

Die *Bild*-Zeitung korrigierte sogleich ihre Lagebeurteilung. »Aus sicherer Quelle« habe das Blatt erfahren, dass die »radikal-schiitische Hisbollah« ein Bekennerschreiben abgeliefert habe. Sachlich ähnlich kenntnisreich raunte das Magazin *Focus,* »allein die Tatsache, dass die elf Liter fassenden Propangasflaschen mit zu wenig Sauerstoff gefüllt waren«, habe verhindert, dass »in einem Umkreis von 100 Metern alles Leben« ausgelöscht worden sei. Selbst die Generalbundesanwältin Monika Harms insinuierte, die beiden gesuchten Libanesen seien Teil eines professionellen Netzwerks, das »schwere Gewalttaten in der Bundesrepublik plane«. Kofferbomben wie die vorgefundenen zu bauen erfordere schließlich »detailliertes Wissen und Können«.

Man mag sich freilich darüber streiten, was »detailliertes Wissen« ist. Auch die Definition von »handwerklichen Fehlern« lässt Auslegungen zu. Klar ist aber mittlerweile so viel: Das einzige Netzwerk, das die verdächtigen jungen Männer als Informationsquelle brauchten, war das Internet. Und: Das, was sie fehlerhaft zusammenbastelten, lässt sich streng genommen nicht als »Bombe« bezeichnen, sondern höchstens als dilettantischer Versuch, eine solche herzustellen.

Fahnder berichten, die Täter hätten statt des in einem Chatroom angegeben speziellen Stoffes für den Bombenbau das leichter zu beschaffende Propan benutzt. Um einen Propangasbehälter zur Explosion zu bringen, muss jedoch entweder Sprengstoff in der Flasche zünden oder aber von außen enorme Hitze auf sie einwirken. Für keines von beidem waren die Rollköfferchen-Konstruktionen präpariert. Lediglich ein Glühdraht sei in die Flaschen eingesetzt gewesen, heißt es. Eine gewaltige Stichflamme hätte zwar die Folge sein können, glauben Experten – kaum aber eine Detonation, die einen Zug hätte entgleisen lassen können.

Für das Scheitern des Anschlags war also kein Zufall verantwortlich, sondern ein grundlegender Konstruktionsfehler. Die vermeintlichen »Kofferbomber« waren alles andere als Profis.

Sollte der öffentlichen Erregung also eine öffentliche Beruhigung folgen? Weil man es lediglich mit einem verhinderten Amateurverbrecher zu tun hat? Das nun wieder nicht. Denn die Täter wollten Terroristen sein. Sie wollten töten und verletzten, massenhaft. Nicht ihre fehlende kriminelle Energie hat das Schlimmste verhindert, sondern bloß ihre Unbedarftheit. Beruhigen darf vielleicht, dass die jungen Männer in kein klügeres Kollektiv eingebunden waren. Beunruhigen muss, dass die nächsten Täter des Typs Heißsporn nur selbst ein wenig klüger sein müssen, um wirklich ein Blutbad anzurichten. Denn der »richtige« Stoff für eine Gasflaschenbombe, er hätte in der Tat eine 30 Meter lange Flammenfront entfesseln und Zugwaggons zerbersten lassen können.

Was also ist heute, nach vier Wochen Auf- und Verklärung, vom »Trolley-Plot« zu halten? Vielleicht dies: dass er Deutschlands schwerster Laien-Terroranschlagsversuch war. Und dass keines der bestehenden oder geplanten Antiterrorgesetze einen erfolgreichen Versuch dieser Art verhindern kann.

Foto [M]: Polizei Dortmund/ddp

RISSE im Vorstadtidyll: Familie Warren arbeitet am Eigenheim und schläft im Wohnmobil

Selbst statt Hilfe

Die Bewohner der Dwyer Road in New Orleans haben nach dem Hurrikan Katrina vergeblich auf Unterstützung gewartet. In ihrer Not bauen sie die Häuser allein wieder auf – mit Gottvertrauen, Humor und Kreditkarte **VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF**

New Orleans

Dies ist die Geschichte eines Streifens Asphalt, Dwyer Road, der irgendwo im Nichts aus den Sümpfen des Mississippi-Deltas auftaucht, den Osten von New Orleans zerteilt und schließlich an einem Industriekanal endet. Eines Streifens Asphalt, der zugleich Lebenslinie und Schicksalsspur von Menschen ist, deren Häuser eines Tages eine Sturmflut namens Katrina ertränkte und als Trümmerfeld wieder freigab. Nun sind diese Menschen zurückgekommen, einige jedenfalls, Mrs. Warren und Mr. Francis und noch ein paar andere. Und sie berichten. Über Dwyer Road, ein Jahr danach. Und New Orleans, ein Zeitalter danach.

Wo der Sumpf endet und der Asphalt von Dwyer Road beginnt, erkennt sie niemand mehr. Die Bordsteinkante: längst überwuchert. Wie lange noch, bis die Wildnis sich diesen Vorposten der Stadt wieder einverleibt hat? Autos sind hier keine Fortbewegungsmittel, sondern Wracks am Straßenrand. Über allem liegt ein Grauschleier. Katrina hat mittels Flutmüll eine pockennarbige Landschaft mit Plastikfetzen, Scherben und Möbelsplittern hinterlassen. Apartmentgebäude, zweistöckig, gebaut wie eine Gartenstadt, liegen verlassen da. Außenverkleidung und Dachpappe – vom Sturm abgeschält. Wohnungstüren stehen offen und geben den Blick frei in die schwarzen Schlünde einer untergegangenen Zivilisation. Abends wird es gespenstisch dunkel. Im ganzen Ostbezirk waren im späten Frühjahr erst 13 Prozent aller Häuser wieder an den Strom angeschlossen. Zwar sind knapp die Hälfte der 480 000 Einwohner der Stadt wieder da, leben aber konzentriert in den hoch gelegenen Gebieten des Westens. Wo wochenlang Wasser stand, brennen heute nur ein paar Funzeln.

Die erste Querstraße stadteinwärts heißt Alice Fortier Boulevard und markiert eine kleine Sensation: Auf dem Mittelstreifen ist der Rasen getrimmt. Wo Rollrasen liegt, muss die Welt in Ordnung sein. Die manikürte Kunstwelt aus den Gartenmagazinen, denen Amerikas Vorstädte so ehrgeizig nachstreben, wirkt hier wie ein Akt zivilisatorischer Rückeroberung. Man muss eine Weile fahren, bis endlich ein Mensch zu sehen ist, und zwar vor dem Haus 14 750 Dwyer Road. Ein junger Mann stellt sich als Zak Rasmussen vor, Student aus Minnesota, ausweislich seines weißen Overalls und seines Mundschutzes ein Freiwilliger im Aufbaudienst. Was er macht? »Alles rausreißen, Holzverkleidung, Küche, Isolierung, einfach alles«, sagt Rasmussen. »Muss entkernt und chemisch behandelt werden, sonst kriecht der Schimmel die Wände hoch.« Am Straßenrand liegt schon ein riesiger Müllhaufen, einer von Dutzenden entlang der Dwyer Road.

Weitere Helfer kommen aus dem kleinen Bungalow heraus. Werfen sich auf den Bürgersteig. Pause. Schwer senkt sich die Luftfeuchtigkeit auf die Häupter, es läuft der Schweiß. Ein Haus pro Tag schafft der Trupp, macht fünf pro Woche. 119 000 müssen in New Orleans noch entkernt oder abgerissen werden. Ein Wagen hält. Ein Fremder steigt aus und reicht belegte Brötchen. »Ohne Helfer wie euch gäbe es Amerika nicht«, sagt er und verschwindet wieder. In der ganzen Stadt wimmelt es von Freiwilligen, meist Mitgliedern von Kirchengemeinden, oft aus dem besonders christlichen Texas. Anfangs dachte Zak Rasmussen, er sei spät dran, »gegen Ende der Aufräumarbeiten«, wie er glaubte. Doch dann der Schock: »Diese Ruinenlandschaften und diese Stille.« Nach dem ersten Tag kommen Helfer mit einem Gesichtsausdruck heim, den Veteranen »Katrina-Blick« nennen. Darin bündelt sich die ganze Ungläubigkeit, dass im reichsten Land der Welt aus einer Naturkatastrophe ein Desaster von Menschenhand wurde und auch ein Jahr später ganze Stadtviertel aussehen, als sei die Weltuhr stehen geblieben.

Doch dann der zweite Blick. Zak Rasmussen studiert Design. Seine Fakultät hat den Wiederaufbau zum Studienprojekt gemacht. Vor ein paar Tagen hat er Pläne für eine Altenwohnung im Lower Ninth Ward vorgestellt, dem Armenviertel der Schwarzen. In dem entkernten Haus hängte er Bauzeichnungen an die rohen Wände, einschließlich Rollstuhlauffahrt und Evakuierungsplan. »Unheimlich befriedigend« fand Rasmussen diesen Moment. Überall gibt es Pläne und Ideen für das neue New Orleans. Noch allerdings kann man vom Wiederaufbau weniger sehen denn lesen und hören. Es scheint, als habe die Stadt nach der Schockstarre erst einmal Atem geholt und sich damit beschäftigt, aufzuräumen, zu planen und zu finanzieren.

An der Ecke Dwyer und Bullard Avenue liegen die beigefarbenen Pavillons der *Fannie C. Williams Middle School*. Die Anzeigetafel an der Einfahrt heißt die Schüler für das neue Schuljahr willkommen. Gemeint ist nicht 2006, sondern 2005. Unkraut drängt sich zwischen die Bodenplatten im Hof. In New Orleans East ist keine einzige öffentliche Schule in Betrieb. Im ganzen Stadtgebiet waren es Anfang Juli nur 18 Prozent aller Schulen, dazu 21 Prozent aller Vorschulen, 17 Prozent aller Busse und die Hälfte aller Hospitäler, davon kein einziges im Osten. Dort, Ecke Dwyer und Read, rottet etwa das Methodist Hospital vor sich hin.

So gesehen, ist es eher erstaunlich, dass sich hie und da die Zukunft schon betrachten lässt. Etwa an der Ecke Dwyer und Crowder Boulevard, wo vier Einfamilienhäuser frisch getüncht herausragen wie Inseln in einer versunkenen Stadt. Auf dem Bürgersteig steht Nancy Warren und sagt: »Kommen Sie rein, ist bald bezugsfertig.« Bevor sie durchs Haus führt, holt sie noch schnell Bier aus dem Wohnmobil, das in der Einfahrt steht. Das fahrbare Übergangsheim hatte ihr Mann gleich nach der Flucht vor der Flut gekauft. Die Warrens sind selbstständig, ein bisschen Geld war übrig. Jetzt lagern in den Stauräumen des Wohnmobils Notkonserven und Wasserflaschen. »Ist ja wieder Hurrikan-Saison«, sagt Nancy, dreht sich um und holt das Fotoalbum. Auf der Luftaufnahme ihres Hauses ragt nur das Dach aus dem Wasser. »Man braucht Gottvertrauen und Humor«, sagt sie. »Und natürlich eine Plastikkarte« – für den Kredit. Als die Familie zurückkam, gab es kein fließendes Wasser, keinen Strom, kein Benzin, kein Essen. »Aber das schlimmste war«, berichtet Nancy, »dass alle Vögel weg waren, alle Insekten und alle Kriechtiere. Schauerlich.« Nach zwei Monaten hob sie im Garten einen Stein auf und fand darunter eine Kröte. Da feierte die Familie die Rückkehr des ersten Tieres.

Beim Wiederaufbau flammen alte Konflikte auf. An der Dwyer Road, wo Arm und Reich und Schwarz und Weiß wohnen, treibt die Mehrheit der Hauseigentümer die Renaissance des Stadtteils an. Die Mieter, die hier die Minderheit sind, müssen auf zögernde Immobilien-Investoren warten. Bislang ist Wiederaufbau vor allem Privatsache.Das alles ist Folge eines zähen Planungsprozesses. Zwar stellte eine städtische Kommission schon im Januar einen Generalplan vor. Der sah ein Baumoratorium für besonders verwüstete Gegenden vor – den Lower Ninth Ward sowie den Osten. Die Stadt werde schrumpfen und müsse gefährdete Gebiete zunächst nicht aufbauen. Prompt erhob sich ein Proteststurm: Der Bürgermeister Ray Nagin, selbst schwarz, wolle arme Schwarze aus ihren Vierteln vertreiben. Unter der Wucht der Rassismuskeule, der ultimativen Waffe amerikanischer Politik, stoppte Nagin die Kommission. Seit Juli liegt ein neues Dokument vor: Nun dürfen die Viertel selbst planen. Ihre Vorstellungen sollen bis Dezember in einen neuen Masterplan einfließen. Das sei »der Plan, einen Plan zu erarbeiten«, schimpft das örtliche Radio. Allerdings wird jetzt der Wiederaufbau nirgends mehr ausgeschlossen. Die Stadtverwaltung erteilt überall Baugenehmigungen – auf eigene Gefahr.

Vor dem Haus 13 442 Dwyer Road steht ein weißer Wohncontainer. Drinnen wohnt Erskine Francis, 64, alleinstehend, ein stiller Mann. Er hat ein Bett, eine Dusche, einen Fernseher. Den Container hat Francis vor Monaten die Katastrophenschutzbehörde in den Vorgarten gestellt. Wer ein unbewohnbares Haus hat, aber Wasser und Strom, kann so eine Wohn-Konserve bekommen.

Francis wartet. Wartet auf bessere Zeiten. Er ist Dachdecker, ein Job für Krisengewinnler. Wie viele Dächer er seit Katrina eingedeckt hat? »Weiß nicht«, knurrt er. »Sagen wir: viele.« Sein eigenes ist offenkundig nicht darunter. Über dem zweiten Stock klebt eine blaue Plastikplane, auch ein Provisorium. Warum nichts vorangeht? »Die zahlen nicht.« Gemeint ist die Versicherung. Jeden Morgen rufe er an, sagt Francis, »um denen Beine zu machen«. Die Bundesmittel für Bauzuschüsse, 10,4 Milliarden Dollar, sind auch erst im Juli bewilligt worden. Darum hofft Francis weiter.

Wahrscheinlich wirkt entlang der Dwyer Road nichts so gespenstisch wie die Gegend an der Ecke Bullard Avenue. Schon vor Katrina war dies eine hässliche Welt aus Shopping-Malls und Großparkplätzen. Heute liegen nur noch dunkle Konsumruinen da. Nirgends ist ein Laden geöffnet, keine Tankstelle, kein McDonald's, nicht das Kaufhaus Dillard's und nicht der Drogeriemarkt Walgreens. Nur ganz am Ende der Querstraße findet sich ein Widerstandsnest gegen das Geschäftesterben. Da hat im Mai Bunnytran Furniture eröffnet. Ausladende Polstergarnituren, Gelsenkirchener Barock für New Orleans, werden aus einem Bungalow heraus verkauft. Drinnen steht Jamie Tran, 23, eigentlich Elektroingenieurin, nun Unternehmerin, weil »man von irgendwas ja leben muss«. Sie klagt, es gebe kein Wasser, kein Telefon, kein Internet. Nach drei Minuten Gespräch ist sie bei der »nichtsnutzigen Stadtverwaltung« angelangt, die ihr das Leben schwer mache. Sie habe kein Ladengeschäft herrichten, sondern nur ein Privathaus anmieten können. Für den Osten vergebe eben niemand Geschäftskredite. Jamie kennt das Zauberwort: »Gebiet mit verzögerter Entwicklung.« Folglich verkauft sie Sofas in einer Geistergegend.

An die Eingangstür hat sie »zur Abschreckung«, wie sie sagt, ein Bild gehängt: Soldat mit Maschinengewehr vor Jeep. Zu sehen sei ihr Bruder im Irak. Dessen Kameraden kann man abends auf der Dwyer Road in ihren Jeeps bewundern. Die Nationalgarde, frisch zurück aus dem Krieg, patrouilliert nun in New Orleans. Denn die Mordrate strebt wieder jenem Niveau zu, mit dem die Stadt einst die amerikanische Statistik anführte. Bloß reagieren die Bürger darauf plötzlich allergisch. Es ist, als wolle die Stadt sich neu erfinden und alle Übel, vor allem Drogenkriminalität und Bestechlichkeit, exorzieren. Im örtlichen Radio sind ungewohnte Töne zu hören. Da spricht etwa der schwarze Polizeichef davon, Schwarze sollten nicht kulturelle Eigenheiten zur Entschuldigung von Kriminalität heranziehen.

Auf 14 001 Dwyer Road hat der Wiederaufbau einen ganz anderen Ton. »Der Herrgott hat uns hierher geführt, und hier wird er uns helfen«, sagt Luke Nguyen, Pfarrer der katholischen Gemeinde Mary Queen of Viet Nam. Nicht Flut, nicht Sturm schreckt die vietnamesischen Fischer, die 1975 herkamen. Sie siedelten hier, weil der Baugrund am Sumpf billig und der Hafen nah war. Auf 6000 Köpfe war die Gemeinde vor dem Sturm angewachsen. Dem Priester war nachher gleich klar, dass sie »nicht noch einmal anderswo von vorne« anfangen würden. Nguyen, 42, noch in Vietnam geboren, ist seit Katrina zu einer Art Ortsvorsteher geworden. Die Kirche, sagt er, sei ein »Anker für den Wiederaufbau des ganzen Viertels«. Die Gemeinde sei »über ihren gesellschaftlichen Standort hinausgewachsen«. Plötzlich hätten sie Stimme und Gewicht in der Stadt. 30 Jahre nach der Einwanderung scheint endlich klar: Sie sind angekommen in Amerika.

Pfarrer Nguyen führt ins Gemeindezentrum, um seinen größten Stolz zu präsentieren. Es sind »die Pläne«. Sie zeigen das neue Gemeindezentrum: Ein Altenwohnheim mit Wanderwegen am Kanal ist zu sehen, dazu vietnamesische Pagoden. Geld gibt es schon, eine Genehmigung noch nicht. Aber Pfarrer Nguyen hat in den vergangenen zwölf Monaten etwas gelernt: »Wenn wir nur auf die Regierung warten, warten wir ewig.« Gut möglich, dass New Orleans noch lange nicht verloren ist.

Foto: Cheryl Gerber/WpN für DIE ZEIT

Todfeinde unter einem Dach

Hier ist der Plenarsaal noch voll: In Afghanistans neuem Parlament drängen sich Kriegsherren neben Kriegsopfern. Die Geschichte eines Sitzungstags VON ULRICH LADURNER

Fotos: Ulrich Ladurner für DIE ZEIT

SZENEN IN KABUL: Abgeordnete nach einer Sitzung. Ein Flüchtlingsmädchen vor den Ruinen des Königspalastes. Parlamentswachen. Mädchen im Park (von oben nach unten)

KABUL

Es ist heiß in Kabul. Ein dichter Schleier aus Staub und Abgasen liegt über der Stadt. Der Himmel ist stumpf, und die Berge ziehen sich hinter einem nebligen Licht zurück, als wollten sie nicht weiter zusehen, wie sich diese Stadt zu ihren Füßen in rasender Geschwindigkeit in die Landschaft frisst. 800 000 Einwohner hatte Kabul beim Sturz der Taliban im Herbst 2001. Heute leben nach Schätzungen vier Millionen hier.

Die meisten Menschen kamen, weil sie sich etwas erhofft haben. Und – das ist bekannt – die Hoffnung stirbt zuletzt. So quälen sich die Einwohner Kabuls durch ihren Alltag, hören tagein, tagaus den Chor der Minister, der Diplomaten und Entwicklungshelfer: »Geduld, Geduld nur. Es wird gut werden!«

Am Boulevard Darulaman steht ein lang gestrecktes Gebäude, das die ersehnte Besserung bringen soll: das Parlament, Herzstück des politischen Wiederaufbaus des Landes. Hier, mitten in einem Viertel, das die Narben des Krieges noch weithin sichtbar trägt, müssen Lösungen für die Probleme gefunden werden, die Afghanistan um den Frieden zu bringen drohen: der Guerillakrieg der Taliban im Süden des Landes, die horrende Arbeitslosigkeit, die florierende Drogenwirtschaft, die grassierende Korruption, die tiefe Vertrauenskrise des Präsidenten Karsai. Das alles soll gelöst werden in einem Stadtteil, den die Kriegsherren Anfang der neunziger Jahre in Schutt und Asche gebombt haben, weil sie die Macht nicht teilen wollten. Nun sitzen viele von ihnen als gewählte Abgeordnete in diesem Haus. Nach Schätzung der unabhängigen afghanischen Menschenrechtskommission haben 80 Prozent aller Abgeordneten aus den Provinzen und 60 Prozent der Abgeordneten aus Kabul Verbindungen zu bewaffneten Gruppen.

Es ist ein Montag, Sitzungstag. In den Fluren stehen die Parlamentswachen in ihren schmucken Uniformen stramm, während die Politiker eilig an ihnen vorbei in den Plenarsaal laufen. Es herrscht routinierte Gelassenheit in einem Parlament, das vor nicht einmal einem Jahr gewählt worden ist – das erste seit mehr als dreißig Jahren.

Der Plenarsaal ist fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Ziemlich weit oben, in der sechsten Reihe, halbrechts, sitzt Rasul Abdul Sayyaf. Er ist ein berüchtigter Kriegsherr mit besten Verbindungen nach Saudi-Arabien. Als Mudschahed im Kampf gegen die Sowjets war er Ideologe des internationalen Dschihadismus. Er unterhielt Trainingslager in Pakistan. Seine Truppen fielen von seiner Festung Paghman immer wieder in Kabul ein, massakrierten Zivilisten, plünderten Häuser. Sayyaf trägt einen langen weißen Bart. Er sieht aus wie eine Mischung aus Löwe und Prophet. Kraft und Glaube, das ist das Image, das er sorgfältig pflegt.

Da sitzt er nun und meldet sich zu Wort, als es um die Besetzung des obersten Gerichts geht, um die Rolle der Justiz und die Verhängung von Strafen. Er erzählt, dass er selbst einmal sechs Jahre lang im Gefängnis gesessen und dies eine schwere Erfahrung gewesen sei – niemand dürfe also ohne Grund weggesperrt werden. Sayyaf, der Warlord, gibt gekonnt die Rolle des alten weisen Mannes. Alle hören dem Kriegsherren aufmerksam zu, keiner flüstert oder raschelt.

Ein paar Reihen hinter ihm, rechts außen, hat die junge Abgeordnete Malalai Joya Platz genommen. Sie spricht nach Sayyaf, und auch jetzt bleibt es still in dem Saal. Joyas Stimme ist hell. Sie redet heftig. »Wir sprechen hier von staatlichen Gefängnissen, dabei gibt es in diesem Land private Gefängnisse. Vergangene Woche gab es eine Demonstration in Paghman. 60 Menschen sind verschwunden. Sie sitzen in Sayyafs Gefängnissen …« Minutenlang attackiert Joya ihren Parlamentskollegen Sayyaf. Sie will ihm die Maske vom Gesicht reißen. Es ist nicht das erste Mal, dass sie das tut.

Malalai Joya wurde landesweit bekannt, als sie als Einzige bei der Loya Jirga, der großen verfassunggebenden Versammlung nach dem Sturz der Taliban, aufstand und die Verbrechen der anwesenden Mudschahedin aufzählte. Immer noch gilt es als Sensation, dass eine junge Frau einen Mann wie Sayyaf auf diese Weise angreift. An diesen beiden Kontrahenten lässt sich einer der tiefen, wahrscheinlich sogar der entscheidende Konflikt des Landes ablesen: Hier ein Afghanistan, in dem die Grundrechte aller Bürger – auch der Frauen – geschützt werden, dort eines, in dem das Recht des Stärkeren, das Wort der Warlords und ihrer Milizen herrscht. Die Wähler jedenfalls haben Joya für ihren Mut gedankt und sie ins Parlament entsandt.

Als sie ihre Anklage beendet hat, stößt Sayyaf dunkle Drohungen aus, kündigt »Konsequenzen« gegen jene an, die ihn der Menschenrechtsverletzungen beschuldigen. Joya versucht, sich zu wehren, meldet sich wieder. Es kommt zu einem Wortwechsel, dann verlässt sie fluchtartig den Saal. Draußen, auf dem Vorhof des Parlamentsgebäudes, sagt sie sichtlich erschüttert: »Das ist keine Demokratie, das ist nur Fassade. Hohn und Spott!« Sayyafs Drohungen machen ihr Angst, aber sie steigern auch ihre Wut. Während sie den afghanischen Reportern Rede und Antwort steht, zittert sie vor Empörung: »Wie kann es sein, dass Menschen, die Blut an ihren Händen haben, hier sitzen?!« Die Sicherheitsbeamten im Vorhof blicken auf den Boden oder in den matten Himmel, sie drehen den Kopf zur Seite oder rücken von ihr ab. Keiner will vor den Kameras in die Nähe dieser Frau geraten, die solch unerhörte Wahrheiten ausspricht.

Joya hat guten Grund, Sayyaf zu fürchten. Er ist nicht etwa Teil einer langsam dahinschwindenden Vergangenheit, ein alternder Löwe, der noch ein bisschen brüllen kann, aber dessen Biss nicht mehr gefährlich ist. Sayyaf ist ein einflussreicher Mann im neuen Afghanistan – dem demokratischen Afghanistan wohlgemerkt. Er war nur knapp gescheitert, als er sich für den Posten des Parlamentssprechers beworben hatte, eines der wichtigsten Ämter des Landes. Präsident Hamid Karsai soll ihn gegen den später siegreichen Younis Qanuni gestützt haben, einem weiteren Mudschahedin-Führer. Aber da sind wir schon mittendrin in den Abgründen afghanischer Politik. Karsai, der Champion des Westens, unterstützt Sayyaf, einen Propagandisten des Dschihad. Und es wird noch verwirrender. Sayyaf bekam für seine Kandidatur als Parlamentspräsident auch die Stimme des Warlords Mohammed Mohaqeq. Dieser Mann ist ein schiitischer Hazara, der in Zeiten des Krieges sich mit dem Sunniten Sayyaf bis auf das Blut bekämpfte. Wer nun glaubt, dies sei ein Zeichen der Versöhnung, der sollte im Parlament das Gespräch mit dem Abgeordneten Mohaqeq suchen.

»Warum, Herr Mohaqeq, haben Sie ihren Feind gewählt?«

Mohaqeq wartet lange, bis er eine Antwort gibt. Seine Augen sind starr geradeaus gerichtet. Sein Lidschlag ist so langsam, dass man meinen könnte, er schliefe. »Das ist das Land der lächelnden Schlangenkönige«, hat ein afghanischer Dichter geschrieben, und man begreift plötzlich, warum. Mohaqeq schläft nicht. Er lauert.

»Ich habe ihn gewählt, weil er ein Kandidat der Regierung war. Ich bin für die nationale Einheit!«

Er lässt seine Lider wieder fallen, öffnet sie, lässt sie fallen. Er wartet auf die nächste Frage. Er ist ganz gelassen. Er weiß ja, wonach die Ausländer üblicherweise fragen, nach Menschenrechten, nach Demokratie und ähnlichen Importprodukten.

»Ich war ein Kommandant während des Krieges. Als der Krieg zu Ende war, habe ich meinen Männern Befehl gegeben, die Waffen zurückzugeben. Diese Vorwürfe, dass wir Verbrechen begangen hätten, kommen nur aus dem Ausland. Die Afghanen kennen die Wahrheit. Heute bin ich Politiker!«

Mohaqeq lässt sich nicht aus der Fassung bringen, spricht wie ein Mann, der glaubt, dass er nichts zu befürchten hat. Er weiß, dass er gebraucht wird. Für die Mohaqeqs und Sayyafs ist das Parlament ein Floß, das die Mudschahedin unbeschadet in die neue Zeit hinüberbringt. Männer wie Mohaqeq und Sayyaf werden noch da sein, wenn die internationale Gemeinschaft längst weitergezogen ist.

Doch wäre es ungerecht und falsch, das Parlament nur als nützliches Vehikel der Warlords zu sehen. Es ist viel mehr als das. Es ist eine Bühne, auf der unterschiedliche Rollen zur Aufführung kommen, für Afghanistan lebenswichtige Rollen. Malalai Joya zum Beispiel macht mit ihren Attacken aus dieser Institution ein Instrument der Vergangenheitsbewältigung, auch eines der Dekonstruktion der Macht der Kriegsherren. Denn natürlich schadet es Sayyaf, wenn er attackiert wird, öffentlich, von einer Frau. Er verliert sein Gesicht. Darin liegt ein ungeheures Konflikt– und Befreiungspotenzial.

Die Bühne ist auch frei für Männer wie den Abgeordneten Baschar Dost, einen Populisten, der in Kabul mit seinen Brandreden gegen die allgegenwärtige Korruption immerhin an dritter Stelle gewählt wurde. Er hat auch nach der Wahl nichts von der Verve eines begnadeten Populisten verloren. Eine Frage reicht, und er legt los. »Das Parlament, die Regierung, die ausländischen Botschaften, die Nichtregierungsorganisationen, alle sind befallen von der Korruption!« Nach einer Lösung gefragt, antwortet er: »Wir brauchen einen neuen Anfang, neue Wahlen auf allen Ebenen. Die Korrupten müssen ausgeschlossen werden, auch das Personal der Botschaften und der NGOs soll neu besetzt werden!«

Kein Wunder, dass Baschar Dost angesichts solch radikaler Vorschläge nicht besonders ernst genommen wird. Er ist ein Mann, der systematisch und mit Erfolg über das Ziel hinausschießt. Er wirkt wie ein Ventil für den Unmut des Volkes über die in der Tat weit verbreitete Korruption. Vielleicht haben die Menschen dadurch das Gefühl, dass sie mindestens gehört werden. Vielleicht hält das den Glauben aufrecht, die Demokratie sei ein gutes System – weil es früher oder später sich selbst korrigiere.

Zu den Mechanismen der Selbstkorrektur gehört auch, dass das Parlament ein Gegengewicht zur Regierung bildet. Laut Verfassung ist Afghanistan zwar eine Präsidialrepublik, doch hat die gewählte Versammlung in vielen Fragen ziemlich viel Macht. Minister etwa können nur mit ihrer Zustimmung ernannt werden. Die Parlamentarier haben tatsächlich Zähne gezeigt und mehrere von Karsais Ministern rundheraus abgelehnt. Das war eine große Überraschung, ebenso wie die Tatsache, dass das Parlament den obersten Richter, den stockkonservativen Fazl Hadi Shinwari, nicht ernannte. Richter Shinwari war weltweit bekannt geworden, als er für den afghanischen Christen Abu Rahman die Todesstrafe forderte.

Sind das nun Zeichen der Emanzipation des Parlaments gegenüber dem Präsidenten Karsai? Ein Zeichen etwa für eine tiefere Demokratisierung Afghanistans?

Ein paar Antworten lassen sich im Plenarssaal finden, in diesem Halbrund, das in seiner Zusammensetzung ein Abbild des Flickenteppichs namens Afghanistan ist. Langbärtige Männer, die ihre kunstfertig gewundenen Turbane mit sichtlichem Stolz tragen, sitzen neben Kommunisten, die einmal an der Macht waren und mit ihren Schnauzbärten und grauen Anzügen immer noch aussehen wie klassische Apparatschiks. Verhüllte und weniger verhüllte Frauen verschiedener Altersgruppen sitzen hier in einer erstaunlichen Zahl. 68 von 239 Abgeordneten sind Frauen, das ist ein Anteil, der höher ist als in den meisten westlichen Demokratien. Dieser Frauenanteil ist das Resultat einer Quote, aber nicht nur. 19 von ihnen sind direkt gewählt worden. Und es gibt die Vertreter der ethnischen Minderheiten, der Turkmenen, Usbeken, der Kuchi.

Es ist denn auch ein Usbeke, der aufsteht und an diesem Montag einen Eklat auslöst. Abdul Sattar Darjabay beginnt seine Rede damit, dass er alle Volksgruppen aufzählt. Das dauert eine Weile. Dann beklagt er, dass diese Ethnien weder in der Regierung noch in der Bürokratie ausreichend vertreten seien. Als ihm der Parlamentspräsident Qanuni das Wort abschneidet, verlässt er unter Protest den Saal, gefolgt von einer Reihe Abgeordneter, die meisten von ihnen Usbeken. Sie ziehen sich in einen Saal zurück und beraten sich. Hehre Worte fallen, vom Frieden und der Einheit, die man bewahren müsse, von einer Regierung, die dies alles mit ihrer Politik bedrohe. Es herrscht dicke Luft. Je länger die Sitzung dauert, desto mehr Abgeordnete kommen in den kleinen düsteren Saal, darunter viele Paschtunen und Tadschiken. Sie haben eigentlich wenig Anlass zu diesem Protest, denn sie sind in Regierung und Bürokratie sehr gut vertreten.

Doch diese Sitzung ist längst mehr geworden als nur der Versuch, bei der Vergabe von Posten berücksichtigt zu werden. Es wird nach und nach auch eine Veranstaltung gegen den Präsidenten, gegen seine Politik insgesamt. Eine Demonstration des Unmuts. »Karsai ist schwach, die Regierung ist schwach«, sagt der tadschikische Abgeordnete Saleh Mohammed Registani im Gespräch. Tatsächlich ist Karsais Popularität an einem Tiefpunkt angelangt. Darüber herrscht unter den Afghanen wie in der ausländischen Gemeinschaft in Kabul Einigkeit. Registani zieht den Schluss: »Die Regierung muss ausgewechselt werden!«

Er ist Tadschike und enger Verbündeter des tadschikischen Parlamentspräsidenten Qanuni. Der wiederum hatte bei den vergangenen Präsidentenwahlen gegen Karsai kandidiert, und es wird ihm nachgesagt, dass er es wieder versuchen wolle. Er möchte das im Gespräch zwar nicht kommentieren. Wenn jedoch die Körpersprache auch eine Sprache ist, dann fühlt sich Qanuni eindeutig zu Höherem berufen. Er platzt förmlich vor Selbstbewusstsein. Der Verdacht liegt da nicht fern, dass Qanuni das Parlament vor allem für seine eigenen Ambitionen nutzen will. Ein Mann wie Registani wäre dann nur sein Gehilfe, der die Gelegenheit nutzt, den Präsidenten anzugreifen. Möglich also, dass das ursprüngliche Anliegen der hier in diesem Saal Versammelten nur instrumentalisiert wird. Auch dies gehörte zum normalen parlamentarischen Geschäft.

Diese »Normalität« wäre jedoch kein Nachweis für die Stärke des afghanischen Parlaments. Denn sie zeigt, dass das Schicksal dieser Institution von Einzelnen abhängig ist. Männer wie Qanuni, Sayyaf, Mohaqeq dominieren. Gut möglich, dass diese starken Männer das Parlament als etwas Vorläufiges sehen. Möglich, dass sie die Zeiten zurücksehnen, in denen die eigentlichen Entscheidungen ganz woanders getroffen wurden – zwischen Kriegsherr und Kriegsherr, unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Alles möglich, aber nicht ausgemacht. Wenn man durch die Flure das Parlaments läuft, vorbei an den herausgeputzten Wachen, an Ölbildern mit idyllischen Szenen afghanischen Lebens, an einem kleinen Stab afghanischer Journalisten, vorbei an Abgeordneten, die sich in der Pause eifrig austauschen – wenn man all das sieht, dann könnte man zu dem Schluss kommen, dass dieses Parlament irgendwann zu einem eigenständigen Leben erwachen wird. Dass es eine funktionierende, respektierte Institution wird, ganz unabhängig davon, wer darin residiert. Eine Institution, die ein Leben jenseits der Menschen hat, die sie gerade bewohnen.

»Wir sind ja erst am Anfang. Wir müssen viel lernen!« Das sagt Faruzia Qufi, die stellvertretende Parlamentspräsidentin. Eine junge, ernsthafte Frau, die ein gepflegtes Englisch spricht. Ihr Büro ist sehr eng. Man dreht sich einmal um und läuft Gefahr, die afghanische Nationalfahne vom Tisch zu stoßen. Draußen stehen Wachen, die nicht aussehen, als ob sie im Ernstfall irgendetwas oder irgendjemanden beschützen könnten. Aber sie sind bestens gelaunt, es ist leicht, sie zum Lachen zu bringen. Das passt nicht zum heiligen Ernst eines Parlaments, auch nicht zur Seriosität der stellvertretenden Parlamentspräsidentin Qufi. Aber es hilft vielleicht, den Alltag zu ertragen – hier in diesem Parlament, wo sich jetzt Kriegsherren und Menschenrechtler gegenübersitzen. Und draußen auf den Straßen, wo ein paar Millionen Menschen darauf warten, dass der Wiederaufbau endlich sichtbar wird. Nach Einbruch der Dunkelheit ertönt, wie jeden Abend in Kabul, das Brummen der Generatoren. Fünf Jahre nach dem Sturz der Taliban sind weite Teile der Hauptstadt immer noch ohne Strom.

Ulrich Ladurners Fotos aus Afghanistan: **www.zeit.de/parlamentsbilder**

Hilfe, der Papst kommt!

In **BAYERN** protestiert ein buntes Bündnis gegen den Besuch Bendikts XVI. in der kommenden Woche **VON GEORG ETSCHEIT**

Fotos [M]: (li.) www.religionsfreie-zone.de; (m. u. re.) Michael Herdlein für DIE ZEIT

Natürlich bekommt der Papst **DIE GRÖSSERE BÜHNE.** Aber Heiden wie Assunta Maria Tammelleo werden auch ihren Spaß haben

München

Assunta Maria Tammelleo verdankt ihrem Vater einen frommen Namen, eine solide theologische Grundbildung und ein aufmüpfiges Naturell. Die Bibel und *Pippi Langstrumpf,* das waren die Bücher ihrer Kindheit im Haus eines kalabresischen Gastarbeiters, der in Personalunion Anarchist, Kommunist und, was so wohl nur in Italien möglich ist, ein frommer Katholik war. Was der Vater ihr nicht vererbte, war sein Glaube. Frau Tammelleo ist eine bekennende Atheistin und Kirchenkritikerin. Ende der kommenden Woche, wenn Papst Benedikt XVI. Bayern besucht und Deutschland ihm zu Füßen liegt, wird sie als Vorsitzende des Bundes Geistesfreiheit für Bayern an der Spitze eines bunt schillernden Protestbündnisses stehen.

Die 1870 gegründete Freigeistervereinigung ist eine Organisation, wie sie wohl nur in dem latent repressiven Meinungsklima Bayerns gedeihen kann, wo eine Staatspartei im Verein mit einer Kirche alle Sparten des öffentlichen Lebens beherrscht. Während des Papstbesuches hat das Häuflein der Atheisten den schwierigen Kampf um Meinungspluralität aufgenommen und verteidigt im Münchner Gasteig-Kulturzentrum eine kleine »religionsfreie Zone«, wo den Besucher »Heidenspaß statt Höllenqual« erwarten soll. Während Benedikt XVI. im Papamobil den Jubel der Massen entgegennehmen wird, referiert dort der Schriftsteller Michael Schmidt-Salomon über den Streit um die kirchenlästerliche MTV-Serie *Popetown* und die Notwendigkeit des »aufklärerischen Ärgernisses der Kritik«. Natürlich darf auch der Passauer Kabarettist Sigi Zimmerschied nicht fehlen, gegen den schon vor über 30 Jahren wegen Gotteslästerung ermittelt worden war.

Der bayernweit ebenso berühmte wie berüchtigte Münchner Aktionskünstler Wolfram Kastner, der jedes Jahr zum Gedenken an die Bücherverbrennung der Nazis am damaligen Tatort auf dem Königsplatz ein Loch in den gepflegten Rasen zu brennen pflegt, ist ebenfalls mit von der Partie. Er will, als Papst verkleidet, zusammen mit einem Aktionisten im Hitler-Kostüm Münchner Orte besuchen, »die mit der Gewaltherrschaft der Nazis und der Dienstbarkeit der katholischen Kirche verbunden sind«, etwa die Feldherrnhalle, die Nazi-Ehrentempel-Stümpfe am Königsplatz sowie die früheren Orte der Naziparteizentrale Braunes Haus und der Päpstlichen Nuntiatur. Das bis heute gültige Reichskonkordat von 1933 zwischen der Naziregierung und dem Vatikan, das den braunen Herrschern zu einer beachtlichen internationalen Reputation verhalf, gehöre auf den Müllhaufen der Geschichte, sagt Kastner.

»Freie Liebe für freie Geister«, fordern die Atheisten

Abgerundet wird das Programm von einer kleinen Filmreihe unter dem Motto »Freie Liebe für freie Geister«, in der unter anderem die bitterböse englische Komödie *Personal Services* über ein Seniorenbordell gezeigt wird.

Die katholische Kirche nimmt den Spott diesmal bislang gelassen hin. Kritik sei in einem Land mit Religions- und Meinungsfreiheit normal, sagt Winfried Röhmel, Sprecher des Münchner Kardinals Friedrich Wetter. »So etwas muss sein und wird von uns auch ertragen.« Die übergroße Mehrheit der Menschen sehe dem Besuch Benedikts mit Freude entgegen. Der Papst werde mit mehr als einer Million Menschen direkten Kontakt haben, dazu kämen mehrere Millionen Fernsehzuschauer. Diese Zahlen, so Röhmel, sprächen für sich.

Frau Tammelleo hat ihre eigenen Zahlen, die sie aussagekräftiger findet. 20 Milliarden Euro, argumentiert sie, gebe der Staat in jedem Jahr für den Unterhalt der beiden christlichen Kirchen aus. Sie beruft sich dabei auf den Hamburger Sozialwissenschaftler Karsten Frerk, der so unterschiedliche Posten wie den Religionsunterricht an staatlichen Schulen, Einnahmeverluste wegen der Absetzbarkeit der Kirchensteuer und die Entschädigungen für kirchliche Vermögensverluste während der Säkularisation addiert hat. Aus Sicht einer Atheistin, die sich »von der Vision himmlischer Seeligkeit« längst verabschiedet hat, ist das alles natürlich verschwendetes Geld.

Tammelleo stößt sich auch an der Rolle der Kirchen als Arbeitgeber mit Tendenzschutz, die geschiedenen und homosexuellen Mitarbeitern mit Sanktionen drohten.

Der angehende Religionslehrer Thomas Niederbühl hat am eigenen Leib erfahren, was es heißt, als kirchlicher Mitarbeiter gegen Glaubenssätze und Moralvorstellungen des Brötchengebers zu verstoßen. Als publik wurde, dass er sich als Schwuler öffentlich für die Rechte von Homosexuellen stark machte, entzog ihm das Erzbistum München-Freising die kirchliche Lehrerlaubnis. Heute sitzt Niederbühl für die Rosa Liste im Münchner Stadtrat und gehört mit den Abgeordneten von SPD und Grünen sogar der Regierungsmehrheit an. Für den Tag vor Beginn des Papstbesuchs hat Niederbühl zu einer Demonstration gegen die »homophoben« Äußerungen des Papstes aufgerufen, der Homosexualität als »schwere Verirrung« bezeichnet und seine Schäfchen aufgerufen hat, Lesben und Schwulen mit »Mitleid« zu begegnen.

Ein Schwuler, der dem Papst die Hand drückt, macht sich unbeliebt

Allerdings ist Niederbühl auch in der antiklerikalen Protestszene nicht unumstritten. Er ist nicht aus der Kirche ausgetreten, wie er immer wieder betont. Und manche empfanden es als zu viel der Ehrerbietung, dass er im vergangenen Oktober zusammen mit seinem Lebensgefährten als Mitglied des Stadtrates ein Huldigungskonzert der Münchner Philharmoniker im Vatikan besuchte und dem Papst sogar die Hand drückte.

Bei der diesjährigen Münchner Parade zum Christopher Street Day, dem alljährlichen Feiertag der Lesben und Schwulen, hat der Papstbesuch schon für einen Eklat gesorgt. Die Polizei sistierte einen als »Papamobil« ausstaffierten Paradewagen und beschlagnahmte eine »schwule« Papstpuppe. Den Organisatoren steht jetzt womöglich eine Anzeige wegen »Beschimpfung von Bekenntnissen, Religionsgesellschaften und Weltanschauungen« ins Haus. Die wollen allerdings selbst in die Offensive gehen und erklären, in ihren Rechten verletzt worden zu sein. Wegen Behinderung der Meinungsfreiheit.

ZUM BEISPIEL

Foto [M]: Michael Helbig/dpa

Holger Kelch

Ein aufstrebender Lokalpolitiker versöhnt CDU und PDS

Cottbus

Holger Kelch ist jung, er ist ehrgeizig und steht vor einer großen kommunalpolitischen Karriere. Am 22. Oktober wird in Cottbus ein neuer Oberbürgermeister gewählt, ein Nachfolger für die abgewählte Amtsinhaberin. Der 39-jährige Chef des Ordnungsamtes ist der Favorit. Nur ein Problem plagt Kelch. Als Christdemokrat ist er quasi per Parteiauftrag ein kompromissloser Gegner der Linkspartei PDS. Ausgerechnet die SED-Nachfolger jedoch sind für ihn der wichtigste Partner bei der Eroberung des Rathauses, neben der FDP, der Frauenliste und einer Wählergemeinschaft.

Eine ungewohntes Farbenspiel hat sich da in der zweitgrößten Stadt Brandenburgs zusammengefunden, keine Ampel und auch keine Jamaika-Koalition, sondern ein versöhnendes Deutschland-Bündnis, schwarz-rot-gelb. Mit Blick auf die DDR-Geschichte ließe sich auch von einer Wiederbelebung der Nationalen Front sprechen. Und auch wenn das Wahlergebnis unter 99 Prozent bleiben dürfte, die Mehrheit in der Direktwahl des OB ist Kelch kaum noch zu nehmen.

Macht geht vor Prinzipien, warum sollte dies in Cottbus anders sein als anderswo. Wenn Holger Kelch allerdings erklären soll, warum in der Lausitz nicht gilt, was das konservative Weltbild anderswo zusammenhält, warum die sonst so gefährlichen Sozialisten dort »vertrauensvolle Partner« seien, fühlt man sich fast zwangsläufig an die Ulbrichtsche Parole vom Überholen ohne einzuholen erinnert. Eine »neue Qualität« habe das Bündnis, schwärmt Holger Kelch, weil die CDU in Cottbus »offen« mit der PDS zusammenarbeite und »nicht heimlich«, wie es in anderen ostdeutschen Kommunen geschehe. Nein, eine »institutionalisierte Zusammenarbeit« sei die schwarz-rot-gelbe Wählergemeinschaft nicht, beteuert er, trotz einer schriftlichen Vereinbarung. Absprachen über die Vergabe von Posten gebe es keine, das würde ja auch einem Vorstandsbeschluss der Landes-CDU widersprechen. Und die monatlichen Treffen erinnern zwar an einen Koalitionsausschuss, sollen aber lediglich dem »Gedankenaustausch« dienen. **CHRISTOPH SEILS**

Zum Teufel mit der Schule

Eine Familie in HAMBURG will ihren Kindern staatlichen Unterricht ersparen. Dafür nimmt sie Geldbußen und Haftstrafen in Kauf VON DANIEL KASTNER

Hamburg

Angeblich entspricht das alles Gottes Plan. Gott möchte, sagt Frauke Rudolph, dass sie ihre drei schulpflichtigen Töchter nicht zur Schule schickt. Und es sei auch Gottes Wunsch, dass die Hamburger Schulbehörde ihren Mann André dafür gerade eine Woche lang ins Gefängnis stecken ließ. »Erzwingungshaft« heißt das im Juristendeutsch. Erzwungen hat sie nichts, Rudolphs Kinder blieben zu Hause. Vergangenen Freitag hat die Behörde nun den Entzug des Sorgerechts beantragt. Das ist der vorläufige Höhepunkt eines langen Kampfes zwischen dem deutschen Staat und Familie Rudolph.

Die Rudolphs sehen sich in einem Gewissenskonflikt. Ihre zutiefst christliche Weltanschauung, sagen sie, vertrage sich nicht mit den Werten staatlicher Schulen – schon gar nicht mit Sexualkunde und Evolutionstheorie. Außerdem fürchten sie, ihre Kinder könnten auf dem Schulhof verprügelt werden und im Klassenzimmer unter der Lernschwäche ihrer Mitschüler leiden.

Deshalb unterrichtet André Rudolph seine Kinder selbst. Heimunterricht aber ist in Deutschland verboten. Erst im Mai entschied das Bundesverfassungsgericht in einem ähnlichen Fall, dass der Staat seinen Erziehungsauftrag auch gegen die Religionsfreiheit durchsetzen müsse. Nur in einer Schule könnten »verantwortliche Staatsbürger« heranwachsen, die »an den demokratischen Prozessen in einer pluralistischen Gesellschaft teilhaben«. Auch das Wort »Parallelgesellschaft« kam in der Urteilsbegründung vor.

Anwältin war damals Gabriele Eckermann aus Dreieich in Hessen. Sie vertritt jetzt auch die Rudolphs. Ihr Mann Armin, ebenfalls Anwalt, hat vor sechs Jahren den Verein Schulunterricht zu Hause gegründet und auch schon beim politischen Aschermittwoch der Partei Bibeltreuer Christen gesprochen. Der Verein ist Teil des fundamentalchristlichen Netzwerks Home School Legal Defense Association (HSLDA) mit Sitz in Virginia, USA. Die HSLDA kämpft weltweit für das »Grundrecht« auf Heimunterricht und sieht in deutschen Gerichten »Hitlers Geist« spuken. Die Eckermanns stießen zu dieser Bewegung, als ihre drei Kinder schon aus dem Haus waren.

Andere europäische Länder gestatten Heimunterricht unter Auflagen. In Österreich müssen Heimschulkinder einmal im Jahr eine staatliche Prüfung ablegen. Fallen sie durch, kommen sie in eine öffentliche Schule. Deshalb findet Herr Eckermann die deutsche Position »verbohrt«; er zitiert Studien, die daheim unterrichteten Kindern eine höhere Sozialkompetenz zusprechen. Und er verweist auf die Glaubensgemeinschaft der Zwölf Stämme, die seit Februar in Bayern eine Ergänzungsschule betreiben darf. Das Anwaltspaar bereitet sich nun auf den Europäischen Gerichtshof vor. Sieben Streitfälle zum Heimunterricht hat die Kanzlei Eckermann dort mittlerweile eingereicht. »Steter Tropfen höhlt den Stein«, sagt Armin Eckermann.

In keinem der Fälle wurde der Vorwurf erhoben, die Eltern behandelten ihre Kinder schlecht. Auch dem Ehepaar Rudolph bescheinigte das Amtsgericht Altona im Februar einen liebevollen Umgang mit seinen Kindern – und verurteilte es zu 840 Euro Bußgeld wegen Schulverweigerung. »Ihre Kinder werden es im Leben später einmal sehr schwer haben«, erklärte der Richter den Eltern.

Diese dagegen berufen sich auch auf den Willen ihrer Kinder. Vier von den sechs sind im schulpflichtigen Alter. Ihre Töchter – zehn, dreizehn und fünfzehn Jahre alt – wollten gar nicht in die Schule, sagt Frauke Rudolph. Auch nicht der sechsjährige Sohn, der mit Beginn dieses Schuljahres in den Unterricht müsste. Die Schulbehörde, auf deren Fluren mancher nur noch von den »Psychopathen« spricht, ist dennoch entschlossen, die Rudolph-Kinder auf Schulbänke zu setzen.

Als die Eltern erfuhren, dass jetzt ihr Sorgerecht in Gefahr ist, flüchteten sie aus Hamburg – angeblich nach Österreich, wie eine Lokalzeitung wissen wollte. Eine andere raunte von Exklusivverträgen mit einem Fernsehmagazin und von TV-Journalisten, die die Familie vor Kollegen abgeschottet hätten. Ein neues Leben mit sechs Kindern im Wohnwagen, auf der Flucht vor den Behörden, umlagert von Reportern, beraten von Anwälten mit ganz eigenen Zielen. Am Ende bleibt den Rudolphs womöglich nur die Überzeugung, dass Gott das alles so gewollt habe.

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Nahost** Ein Gespräch mit Israels Außenministerin Zipi Liwni

3 Die deutsch-israelischen Beziehungen werden enger VON BERND ULRICH

4 **Libanon** Der Westen, die Saudis, Iran und Hisbollah kämpfen um den Wiederaufbau des Landes VON MICHAEL THUMANN

EU Die Regierungen demontieren den Chefaußenpolitiker VON PETRA PINZLER

5 **Nachruf** Er wäre ein guter Kanzler gewesen. Zum Tod von Rainer Barzel VON HELMUT SCHMIDT

6 **Berlin vor der Wahl** Es fehlen Geld, Arbeit und ein engagiertes Bürgertum VON THOMAS E. SCHMIDT

8 **Kofferbomber** Warum der Terrorplan nicht funktionieren konnte VON JOCHEN BITTNER

Guantánamo Die Bundesregierung sollte den Gefangenen Kurnaz entschädigen VON FLORIAN KLENK

9 **New Orleans** Wie die Bewohner der Dwyer Road ihre Häuser wieder aufbauen VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF

10 **Afghanistan** Wenn Warlords und Menschenrechtler verhandeln – Porträt eines Parlamentes VON ULRICH LADURNER

11 LÄNDERSPIEGEL

Bayern Papstgegner bereiten sich auf Benedikts Besuch vor VON GEORG ETSCHEIT

Hamburg Radikale Christen schicken ihre Kinder nicht zur Schule VON DANIEL KASTNER

Brandenburg Ein OB-Kandidat versöhnt CDU und PDS VON CHRISTOPH SEILS

DOSSIER

13 **Libanon – Israel** Samir Kuntar, seit 27 Jahren in israelischer Haft, sollte mit der Entführung zweier israelischer Soldaten freigepresst werden VON REINER LUYKEN

WIRTSCHAFT

19 **Reform** Wohin mit den neuen Milliarden des Staates? VON UWE JEAN HEUSER

60 Sekunden für Walter und Joe

Private Equity In der Hand der Jongleure

20 **Hedge-Fonds** Wiederholen sich die Fehlspekulationen der achtziger Jahre? VON ROBERT VON HEUSINGER UND HEIKE BUCHTER

21 **Krankenkassen** Schulden statt höherer Beiträge – und alle haben weggesehen VON CERSTIN GAMMELIN

Gesundheitspolitik Berliner Wirren

22 **Handwerk** Kleine Betriebe blühen dank Computertechnik und neuer Maschinen VON ULRICH VIEHÖVER

EU Der DGB wendet sich vom Entwurf der Verfassung ab VON PETRA PINZLER

23 **TUI** Multikrise beim Reisekonzern

24 **USA** Abbauen oder aufbegehren – wie sollen die Auto-Arbeiter auf die Krise ihrer Industrie reagieren? VON THOMAS FISCHERMANN

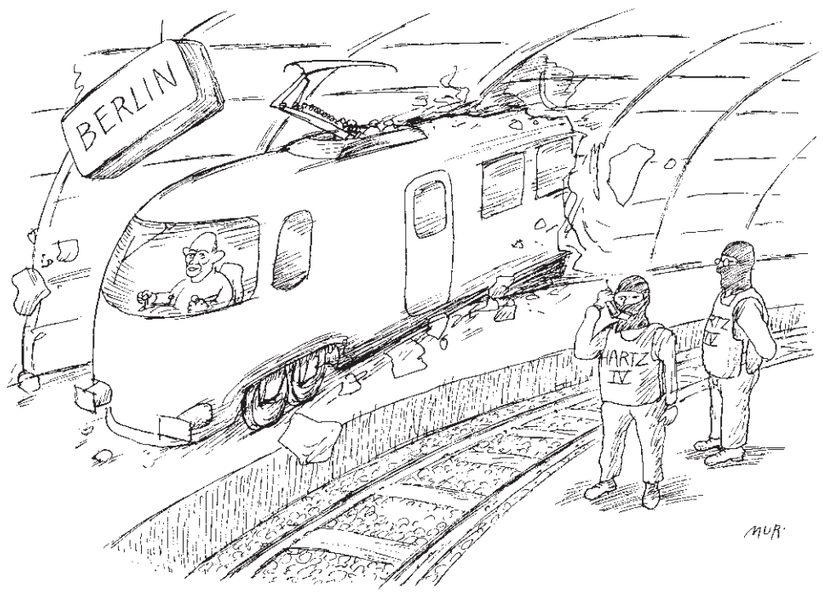
Ford Angeschlagen wie General Motors

26 **Was bewegt …** Larry Silverstein, der Ground Zero bebaut? VON HEIKE BUCHTER

27 **Energie** Netzregulierer Matthias Kurth im Interview über Strom- und Gaspreise

28 **Fernsehen** Handy- und Internet-TV entmachten die Medienpolitiker VON GÖTZ HAMANN

MURSCHETZ



DIE TERRORDEBATTE ENTGLEIST

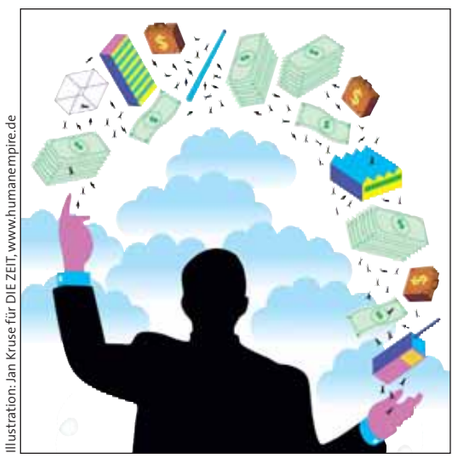


Illustration: Jan Kruse für DIE ZEIT; www.humanempire.de

In der Hand der Jongleure

VON ARNE STORN

Riesige Fonds, spektakuläre Firmenkäufe, leichte Gewinne: Das Geschäft der Finanzinvestoren wird immer größer, immer schneller. Es gleicht einer Maschine, die sich gefährlich heißläuft. Eigentümer dieser Maschine sind – wir alle WIRTSCHAFT SEITE 19

Der jüngste Tag

VON HENNING SUSSEBACH

Seit Jahrzehnten streitet die Gesellschaft über die Frage: Beruf und Kinder – wie geht das zusammen? Die LEBEN-Redaktion hat es ausprobiert und berichtet über den Tag, an dem 19 Kinder ihre Eltern an deren Arbeitsplatz im Berliner Büro der ZEIT begleiteten LEBEN SEITE 51

Foto (Ausschnitt): Michael Tewes für DIE ZEIT

Foto: dpa

DIE MODE-MACHER

ZEIT ONLINE

Anziehsachen
Die wichtigsten Designer und Modehäuser, vorgestellt von Katrin Kruse
www.zeit.de/mode

Ihr Geld
Aktuelle Daten, Trends – und alles, was Ihren Finanzen nützt
www.zeit.de/finanzen

WISSEN

29 **Forschungspolitik** Die Regierung verspricht Förderprogramme VON MARTIN SPIEWAK

Astronomie Plutos neue Freunde unter den Zwergplaneten VON ULRICH SCHNABEL

»Patient Kind« eine ZEIT-Serie Wann soll der Arzt helfen? VON MARTIN SPIEWAK UND ASTRID VICIANO

30 Gespräch mit dem Pädiater Harald Bode

31 Kindgerechte Medikamente VON MARTIN LINDNER

32 **Umwelt** Der Biologe Hans-Jürgen Hahn untersucht die Fauna im Grundwasser VON KATRIN ZÖFEL

33 **Kugelblitze** Erfahrungsaustausch der Spitzenforscher VON ROLAND FISCHER

36 **Erdbeben** Gefährdete Zonen in Deutschland VON AXEL BOJANOWSKI

FEUILLETON

37 **Design** »Entry 2006« – wie werden wir morgen leben? Eine Ausstellung in Essen VON HANNO RAUTERBERG

Filmfeste Ärger in Venedig

38 **Musikwissenschaft** Ein sensationeller Bach-Fund in Weimar VON VOLKER HAGEDORN

Zeitgeschichte Ein neuer Schlussstrich? Der Eklat beim Weimarer Kunstfest VON JENS JESSEN

39 **Stadtplanung** Halle – eine schrumpfende Stadt VON EVELYN FINGER

40 DISKOTHEK

Meinecke hört Electro, Garage, House, Techno – was wir Disco verdanken VON THOMAS MEINECKE

Hörbuch Fernando Pessoas »Buch der Unruhe« VON WILHELM TRAPP

50 Klassiker der modernen Musik Krzysztof Pendereckis »Lukas-Passion« VON HEINZ-JOSEF HERBORT

Jazz Art Blakey & The Jazz Messengers at Club Saint Germain VON KONRAD HEIDKAMP

41 **Pop** Bob Dylans neue CD VON THOMAS GROSS

Kino Jason Reitmans Filmsatire »Thank you for smoking« VON GEORG DIEZ

42 **Kunst** Die Kölner Ausstellung »Das achte Feld« zeigt Spielarten der Begierde VON HILAL SEZGIN

Geburtstag Fritz J. Raddatz zum 75. VON ROLF HOCHHUTH

43 **Kino** Valeska Griesebachs wunderbarer Liebesfilm »Sehnsucht« VON BIRGIT GLOMBITZA

Oper Hans Werner Henze hat sein Werk »Das verratene Meer« genial überarbeitet VON MIRKO WEBER

LITERATUR

45 **Indien** Ein Gespräch mit Sudhir und Katharina Kakar

Warum das Heilige Römische Reich gefeiert wird VON VOLKER ULLRICH

46 **Humor** Manfred Geier »Worüber kluge Menschen lachen« VON WOLFRAM GOERTZ

47 **Roman** John Banville »Die See« VON HUBERT WINKELS

Cécile Wajsbrot »Der Verrat« VON TANYA LIESKE

48 **Buch im Gespräch** Klaus-Michael Mallmann/Martin Cüppers »Halbmond und Hakenkreuz« VON FRANK BAJOHR

Martin Doerry »Nirgendwo und überall zu Haus« VON DORION WEICKMANN

50 **Kaleidoskop** Stillleben mit Buch; Taschenbuch; Büchertisch; Gedicht, ZEIT-Liste

LEBEN

51 **Kindertag** Was passierte, als Mitarbeiter der ZEIT ihren Nachwuchs einmal mit ins Büro nahmen VON HENNING SUSSEBACH

Martenstein über den Fall Grass

54 **Entführung** Eine Spurensuche in Wiens Vorstadt, wo Natascha Kampusch acht Jahre lang gefangen gehalten wurde VON FLORIAN KLENK

55 **Wochenschau**

Generationenfragen (1): Die 50-Jährigen

56 **Ökologie** Der britische Millionenerbe Zacharias Goldsmith kämpft gegen Atomkraft VON ILKA PIEPGRAS

58 **Siebeck** über Hugh Johnson

60 **Autotest** Das Elektromobil Twike Active VON DIRK ASENDORPF

ZEIT-Scrabble-Sommer (9)

61 **Spielen**

62 **Ich habe einen Traum** Alice und Ellen Kessler, Schauspielerinnen

REISEN

63 **Der Hotelier** Sir Rocco Forte sammelt erlesene Herbergen. Zu Besuch in seinem Londoner Brown's Hotel VON TOMAS NIEDERBERGHAUS

64 **Magnet** Fotografen entdecken! Kassenpatient bei der TUI Frisch vom Markt

65 **Schweiz** Interlaken feiert das Unspunnenfest VON SUSANN SITZLER

67 **Baltikum** Mit dem Fahrrad von Tallinn nach Vilnius VON GÜNTER ERMLICH

68 **Lesezeichen**

CHANCEN

69 **Hochschule** Junge Wissenschaftler haben einen »Campus-Knigge« geschrieben

70 Auf einer Website können Studenten ihre Dozenten benoten VON JAN-MARTIN WIARDA

Rudolf Friedrich Guthoff, »Hochschullehrer des Jahres« VON MANUEL J. HARTUNG

ZEITLÄUFTE

82 **Kulturgeschichte** Ein Streifzug durch die einzigartige Geschichte des Grünen Gewölbes in Dresden, der größten Schatzkammer Deutschlands VON EMANUEL ECKARDT

RUBRIKEN

2 Worte der Woche
18 Leserbriefe
28 Macher und Märkte
33 Stimmt's?/Erforscht und erfunden
43 Das Letzte/Impressum
44 Kunstmarkt

ANZEIGEN

16 Sidestep
33 Museen und Galerien
57 Spielpläne
59 Kennenlernen und Heiraten
70 Bildungsangebote und Stellenmarkt

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich von ZEIT.de unter www.zeit.de/audio

DOSSIER

Fotos: privat

Die Witwe und der Terrorist

Der Libanese Samir Kuntar führte 1979 ein palästinensisches Kommando nach Israel und ermordete dort einen Vater und seine Tochter. Seither sitzt er in Haft. Der jüngste Nahostkrieg begann auch als Versuch, ihn freizupressen

VON REINER LUYKEN

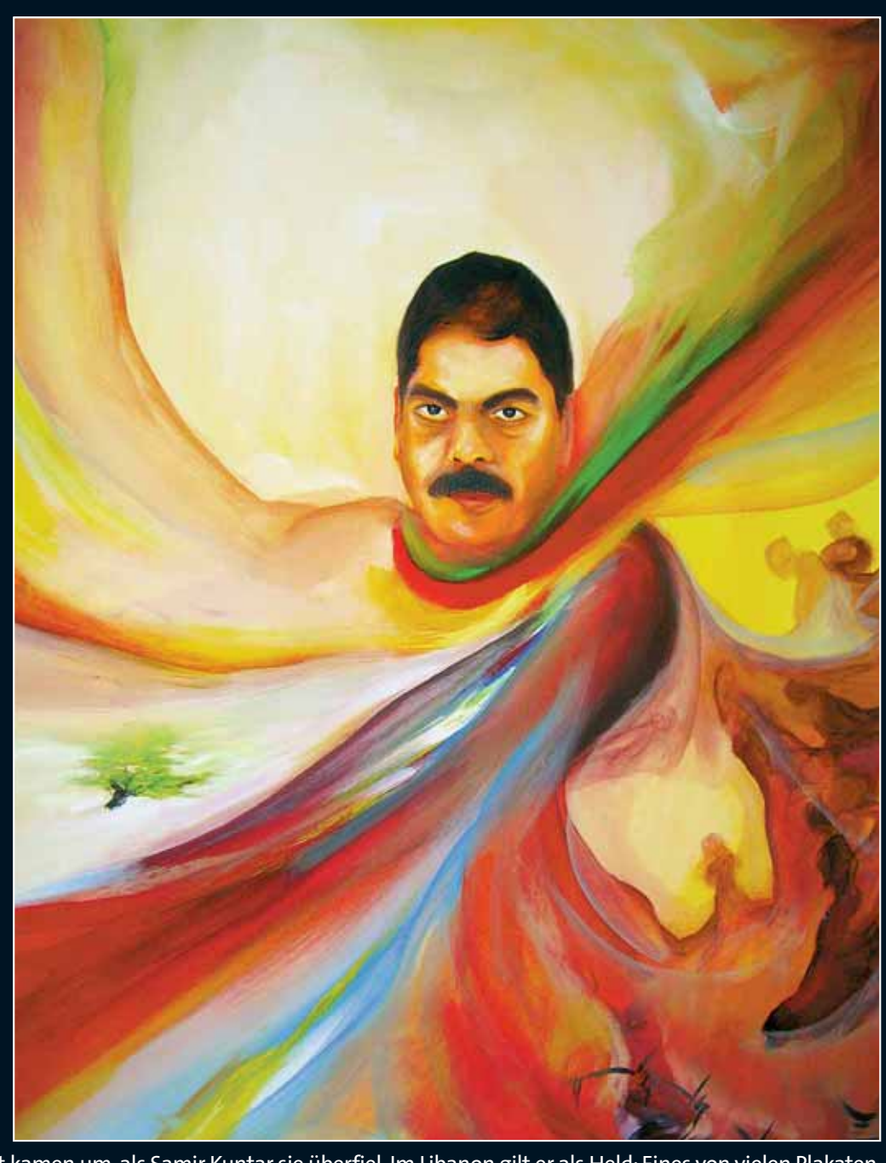


Foto: Reiner Luyken für DIE ZEIT

ERINNERUNGEN AN EIN FAMILIENLEBEN. Smadar Haran Kaiser heute und vor 27 Jahren mit ihrem Mann Danny. Er und die Kinder Jael und Einat kamen um, als Samir Kuntar sie überfiel. Im Libanon gilt er als Held: Eines von vielen Plakaten

Neben der Stadteinfahrt ins libanesische Sidon hängt in einem Rahmen aus Stahlrohr ein riesiges Poster. Darauf ist ein überdimensionales Gesicht abgebildet, mit buschigen Augenbrauen, fleischiger Nase und einem dichten Schnauzbart. Die auffallend großen Augen starren jeden Autofahrer eindringlich an, 15 dieser monumentalen Bilder sind an prominenten Stellen im Libanon aufgestellt. Es ist das Gesicht von Samir Kuntar, seit 27 Jahren in Israel inhaftiert.

Am 22. April 1979 ermordete der Libanese Kuntar als Führer eines palästinensischen Kommandos in der nordisraelischen Stadt Naharija ein vierjähriges Mädchen und dessen Vater. In Israel gilt er seitdem als einer der brutalsten Terroristen. Für die meisten Libanesen hingegen ist der »am längsten in Israel festgehaltene libanesische Kriegsgefangene« ein Held des Widerstandes. Und mit jedem Jahr der Gefangenschaft gewann Samir Kuntar stärker an Bedeutung und konnte so als Grund für immer blutigere Terrorakte herhalten und als Joker in internationalen Gesprächen über Gefangenenaustausch.

In Sidon – ein gutes Stück hinter dem Poster im Zentrum der Stadt – lebt der Mann, der Kuntar an jenem 22. April 1979 aussandte: Muhammad Jassin, Chef der Palästinensischen Befreiungsfront (PLF), die ihren größten Anhang in den palästinensischen Flüchtlingslagern des Libanons hat und mit der PLO Jassir Arafats liiert ist. Muhammad Jassin steht auf dem Balkon im dritten Stock eines Hauses und begutachtet von oben den Besucher, unten warten drei junge Männer auf seine Anweisungen. Als er zustimmend nickt, nehmen sie dessen Wagen in ihre Obhut und führen den Gast nach oben zu ihrem Chef.

Der spricht über den jüngsten Krieg.

»Viele Leute haben vergessen, warum dieser Krieg ausbrach«, sagt Jassin. »Hisbollah kidnappte am 12. Juli 2006 zwei israelische Soldaten als Faustpfand für Kuntars Befreiung.«

In der Tat, die Entführung der israelischen Soldaten Ehud Goldwasser und Eldad Regev lief unter dem Namen al-Wa'd al-Adeq. »Die Erfüllung des Versprechens«. Jenes Versprechens nämlich, das der Hisbollah-Führer Hassan Nasrallah am 22. April dieses Jahres, dem Jahrestag von Kuntars Kommandoaktion und Festnahme, gegeben hatte: Noch in diesem Jahr werde er den prominenten Gefangenen nach Hause bringen.

Am vorigen Wochenende nun räumte Nasrallah ein, dass er den Befehl zur Entführung der beiden Soldaten nicht gegeben hätte, hätte er die israelische Reaktion und die Folgen für den Libanon vorausgesehen – und schlug Israel erneut einen Gefangenenaustausch vor.

Samir Kuntar. Wer ist dieser Mann, der aus so langer Haft heraus im Nahen Osten eine so große Rolle spielt, dass er sogar einen Krieg auslösen oder seine Auslösung immerhin populär begründen kann, dessen Name in der übrigen Welt jedoch so gut wie unbekannt ist?

Damals, 1979, sei Kuntar erst 17 Jahre alt gewesen, sagt sein Kommandeur Muhammad Jassin, doch »er hatte die Reife eines 30-Jährigen«. Jassin erinnert sich an den Teenager als »perfekten Kämpfer«. Er habe fraglos jeden Befehl erfüllt. Die Organisation sei ihm wichtiger gewesen als die Familie. 1978 saß er nach einem fehlgeschlagenen terroristischen Unternehmen neun Monate in einem jordanischen Gefängnis. Nach der Entlassung besuchte er nicht sein Elternhaus, sondern kehrte direkt ins Trainingslager zurück. Er wurde, obwohl der Jüngste der Gruppe, von der PLF zum Führer eines vier Mann starken Kommandotrupps ernannt.

Kuntar war auch der körperlich Kleinste. Das sieht man auf einem 1979 aufgenommenen Foto – hinge nicht die Kalaschnikow über seiner rechten Schulter, könnte man meinen, es zeige eine provinzielle Beatles-Nachahmer-Band. Alle vier tragen langes Haar und Schlaghose, auf Kuntars Oberlippe flaumt ein juveniler Schnauzbart. Diese vier waren es, die sich auf die nach dem 1970 gestorbenen ägyptischen Präsidenten benannte »Operation Nasser« vorbereiteten. Eine Operation, von der keiner wiederkehren würde.

Jassin zufolge sollte die Operation Nasser ein Protest gegen den Frieden von Camp David von 1979 sein. In dem dort ausgehandelten Friedensschluss zwischen Israel und Ägypten sah die PLF einen schändlichen Verrat arabischer Interessen. In einem Schlauchbot startete Kuntars Trupp vom kleinen Dorf Sor bei Tyros aus und überwand die israelische Grenze über das Mittelmeer.

»Sie erschossen meinen Mann vor den Augen unserer Tochter«

Geplant war, zumindest ist das Jassins Version, dass der Trupp sich nach der Landung in der Kleinstadt Naharija in zwei Gruppen trennte. Die eine Gruppe sollte die israelischen Streitkräfte in ein Ablenkungsgefecht verwickeln, während Kuntar und ein Mitstreiter einen Mann namens Danny Haran entführten. Haran sei ein prominenter Atomphysiker, hieß es, dessen Adresse der PLF von palästinensischen Agenten zugespielt worden sei. Alles lief nach Plan, bis Harans Tochter sich schreiend an ihren Vater klammerte, als der abgeführt wurde. Am Strand seien dann der Vater und das Mädchen im Kreuzfeuer umgekommen, sagt Jassin.

In einer Beschreibung der Witwe Danny Harans, die die *Washington Post* vor drei Jahren veröffentlichte, erscheint der Überfall allerdings in einem sehr anderen Licht. »Danny, unsere vierjährige Tochter Einat, ihre zweijährige Schwester Jael und ich wurden nach Mitternacht von Schüssen und Explosionen geweckt«, berichtete Smadar Haran Kaiser. »Ich öffnete die Tür unseres Apartments. In dem Augenblick stürmten die Terroristen das Treppenhaus hinauf. Sie drehten sich um und sahen mich. Da ging das Licht aus. Sie rannten weiter. Eine Nachbarin hastete vorbei. Ich zog sie in unsere Wohnung. Mein Mann half ihr, mir und der kleinen Jael, uns in einem Hohlraum über unserer Wohnung zu verstecken. Dann nahm er Einat auf den Arm und versuchte, in den Luftschutzkeller zu entkommen. In dem Moment stürmten die Terroristen unsere Wohnung. Ich werde nie den Hass und das Jagdfieber in ihren Stimmen vergessen, als sie nach uns suchten. Ich hielt mit meiner Hand Jaels Mund zu, damit sie nicht schreien konnte und uns verriet. Mir gingen die Erzählungen meiner Mutter durch den Kopf, als sie sich mit ihrer Familie im Warschauer Ghetto vor den Nazis versteckte. Dann gaben die Terroristen die Suche nach uns auf und führten Danny und Einat zum Strand hinunter. Dort erschoss einer von ihnen Danny vor den Augen unserer Tochter. Dann zerschlug er ihren Schädel mit dem Gewehrkolben auf einem Felsen. Das war Samir Kuntar. Als meine Nachbarin und ich Stunden später in unserem

Fortsetzung *auf Seite 14*

Foto: Reiner Luyken für DIE ZEIT

VOR DEM ATTENTAT. Ein letztes Foto von Samir Kuntar (ganz links), 17-jährig, mit seinem palästinensischen Kommando im Jahr 1979

Die Witwe und der Terrorist

Fortsetzung *von Seite 13*

Versteck gefunden wurden, war meine andere Tochter ebenfalls tot. Ich hatte sie bei dem Versuch, unser Leben zu retten, erstickt.«

Gibt man den Namen »Samir Kuntar« in eine Suchmaschine im Internet ein, stößt man auf die Website »Freiheit für Samir Kuntar«.

Dort wird die Operation Nasser wie folgt beschrieben: »Das Ziel war, eine der größten Militärbasen Israels anzugreifen und der Siedlertätigkeit in diesem Teil Palästinas Einhalt zu gebieten.«

In Naharija, heißt es weiter, befände sich das Hauptquartier der israelischen Flotte. Kuntar habe sein Boot durch sechs Geschwader von Kriegsschiffen manövriert und sei nach einem Gefecht mit einer israelischen Patrouille unter den Augen von Wachsoldaten und Radar hinweg in die Siedlung eingedrungen. Die Gruppe habe erfolgreich das Hochhaus Jabotinskistraße 61 gestürmt. »Die Schlacht endete, als Kuntar versuchte, seinen Trupp zurück zu dem Boot zu führen. Er geriet von allen Seiten unter Feuer und wurde gefangen genommen, als er, von fünf Kugeln getroffen, zu Boden stürzte. Die Israelis begannen unmittelbar, ihn zu foltern, indem sie die Kugeln ohne Narkose entfernten.«

Der Tod des Mädchens findet mit keinem Wort Erwähnung. Die Website wird von Kuntars Bruder Bassam betrieben.

Der Kontakt zu Kuntars Familie kommt auf orientalisch verschlungenen Wegen zustande. Eine Zufallsbekanntschaft führt zu einer Kaffeeeinladung bei einer Maronitenfamilie in Beirut. Die Frage, ob Kuntar in ihren Augen ein Held sei, ruft bei den libanesischen Altchristen Entsetzen hervor.

»Kuntar? Er ist ein Kindsmörder. Die Israelis hätten ihn aufhängen sollen, anstatt ihn einzusperren. Wegen ihm wurde jetzt unser Land zerstört!«

Ein Gast am Tisch sagt: »Ich kenne jemanden, der mit Kuntar befreundet war. Wollen Sie den treffen?«

Dieser Freund heißt Khalid Dschamal. Er ist – wie Samir Kuntar – Druse. Drusen folgen einer platonisch eingefärbten Abwandlung des Islams. Die Religion spielt für sie allerdings eine untergeordnete Rolle. Wichtiger sind ethnische Verbundenheit und Treue zu ihrem Führer Walid Dschumblat, dem Sohn des 1977 ermordeten Drusenführers Kamal Dschumblat. Sie fühlen sich als allein gelassene Volksgruppe. Hinter den Schiiten, sagen sie, stehe der Iran, hinter den Sunniten Saudi-Arabien und hinter den Maroniten der Vatikan. Nur sie seien auf sich gestellt.

Wir treffen uns auf einer Straßenveranda in Beirut. Er sei, erzählt Dschamal, in dem gleichen Bergdorf wie Kuntar aufgewachsen, in Obai. Sie sind Altersgenossen. Ihre Väter arbeiteten im Ausland, Kuntars Vater als Koch in Saudi-Arabien, im Al-Kaki-Hotel in Jeddah. 1976 schlossen sie sich als 14-Jährige der drusischen Jugendmiliz an.

Im Gefolge der Vertreibung der PLO aus Jordanien nach der Niederschlagung des Aufstandes vom Schwarzen September war 1975 der libanesische Bürgerkrieg ausgebrochen. Die Palästinenser, erinnert sich Dschamal, »waren überall«. Samir Kuntar, sein Freund Dschamal und 20 ihrer drusischen Kameraden kamen mit Palästinensern in Kontakt. Sie gaben ihnen Kalaschnikows und 60-Millimeter-Granatwerfer. Sie brachten ihnen bei, wie man damit Christen tötet. Obai ist ein halb von Christen und halb von Drusen bevölkertes Dorf. Die libanesischen Christen hatten sich mit Israel verbündet. Die Front lief mitten durch den Ort.

Einmal im Monat holten die Teenager sich in der Zentrale der PLO ihren Sold ab, 300 libanesische Pfund. Das war eine Menge Geld. Damit stürzten sie sich ins Nachtleben von Beirut. Kuntar, erinnert sich Dschamal, sei allerdings immer ein Eigenbrötler geblieben. Er las viel. »Mehr, als gut für ihn war.« Seine Kameraden stichelten ihn, wenn er mit einem hübschen Mädchen im Bett läge und auf dem Nachttisch läge ein Buch, dann bräuchte sich das Mädchen um seine Jungfräulichkeit keine Sorgen zu machen.

»Alles israelische Propagandalügen«

Samir Kuntar kämpfte für »die Sache«. Seine Kameraden kämpften, weil sie nichts Besseres zu tun hatten, weil es ein Abenteuer war und der Krieg ihnen leicht verdientes Geld versprach. Nach einem halben Jahr war es damit vorbei. Der Drusenführer Kamal Dschumblat kam in ihr Dorf und sagte: »Ihr seid Drusen, ihr dürft euch nicht den Palästinensern unterordnen.« Und die Jungen gaben der PLO die Waffen zurück.

Nur Kuntar nicht. Kuntar zog nach Anami, eine von Palästinensern besiedelte Stadt halbwegs zwischen Beirut und Sidon. Im Frühjahr 1979 kam er noch einmal kurz nach Obai. Dschamal erinnert sich an die Pistole, die Kuntar bei sich trug. In diesen Tagen schien er zum ersten Mal aus sich herauszugehen. Die beiden wurden enge Freunde. Sie gingen ins Kino, in die Nachtclubs und Restaurants von Beirut. Kuntar erzählte ihm, dass er sich der Palästinensischen Befreiungsfront angeschlossen habe. Er hatte sich einen palästinensischen Tonfall angewöhnt und benutzte palästinensische Dialektworte. Aber er verlor kein Wort über die Operation Nasser.

Ist er in Dschamals Augen ein Held?

»Ja, ganz sicher.«

Obwohl er ein vierjähriges Mädchen ermordete? »Ein vierjähriges Mädchen?« Dschamal hat noch nie davon gehört. Soweit er weiß, tötete sein Freund einen israelischen Atomphysiker und 16 oder 17 Soldaten. Das habe er damals in der Zeitung gelesen. Er fragt andere Männer auf der Veranda. Die meisten sagen, sie wüssten nichts von einem toten Kind. Nur zwei christliche Maroniten erklären, natürlich, das sei doch allgemein bekannt.

Dschamal verzieht das Gesicht.

Ist er angewidert? Oder mag er es nicht glauben? Jede Volksgruppe scheint in ihrer eigenen Wirklichkeit zu leben. Später sagt er: »Ich weiß, was es bedeutet zu kämpfen. Ich war selber Soldat. Es geht um Sekunden. Entweder du tötest, oder du wirst getötet. Es ist hart, einen Menschen zu töten, aber du musst es tun. Ich glaube, dass Kuntar das Mädchen in der Hitze des Gefechts getötet hat.« Hält er Kuntar immer noch für einen Helden?

»Ja.«

Die Straße nach Obai windet sich über abschüssige Talhänge in das Bergland im Südosten von Beirut. Allenthalben sind Spuren des vor 1990 zu Ende gegangenen Bürgerkrieges zu sehen. Von Schüssen durchlöcherte Hauswände, gesprengte Gebäude, bombardierte Bunker. Obai selbst ist ein schöner Ort mit alten Steinhäusern, deren Fenster hoch und spitzbogig auf die Straße blicken. Die Kuntars, ein aus sieben Familien bestehender Clan, bewohnen zehn Häuser im unteren Ortsteil.

Bassam Kuntar, der Bruder des Mannes auf den 15 Postern, lebt in Beirut, aber er ist gerade bei seiner Mutter zu Besuch. Er war ein Jahr alt, als sein ältester Bruder verschwand. Sich selbst bezeichnet er als »Menschenrechtsaktivist«. Er ist derjenige, der die Webseite für Samir Kuntar betreibt.

Auf der Liste hochrangiger Politiker, die er bei seiner Mission, den Bruder zu befreien, traf, stehen UN-Generalsekretär Kofi Annan (der angeblich vom Schicksal der Familie zu Tränen gerührt war), der ehemalige britische Außenminister Jack Straw (der sich angeblich in Israel für Kuntar einzusetzen versprach) und der außenpolitische Emissär der EU, Javier Solana (der laut der Beiruter Tageszeitung *Daily Star* Samir Kuntar einen durch internationales Recht legitimierten Freiheitskämpfer nannte).

Bassam Kuntar erwähnt in seiner Schilderung des Tathergangs den Tod eines Mädchens – allerdings nur den des von seiner Mutter in Panik erstickten Kindes. Mit dem Kindsmord

WER IST WER IM LIBANON?

Drusen, Maroniten, Palästinenser

Die Drusen sind im Libanon, in Syrien und Israel verbreitet. Die Religionsgemeinschaft entstand um 1010 aus dem Islam. Etwa 360 000 Drusen leben in Syrien, rund 107 000 in Israel. Eine größere politische Rolle spielen die 280 000 (andere Quellen sprechen von 400 000) Drusen im Libanon, die von Walid Dschumblat vertreten werden. Im Konflikt mit Israel stellte er sich nun gegen Hisbollah.

Die christlichen Maroniten sind nach dem Heiligen Maron benannt, einem syrischen Mönch des 5. Jahrhunderts. Im 9. Jahrhundert flohen sie vor arabischer Verfolgung ins Libanongebirge. Im 12. Jahrhundert schlossen sie sich der römisch-katholischen Kirche an. Die etwa 1 000 000 Maroniten im Libanon bilden fast ein Drittel der Bevölkerung und stellen nach der Verfassung den Präsidenten. Sie fürchten eine Machtübernahme der Schiiten. Viele denken an Emigration.

Die Schauplätze dieser Geschichte

Die PLF entstand 1970 aus palästinensischen Fraktionskämpfen und spaltete sich dann selbst in eine »syrische«, eine »libysche« und eine PLO-nahe Fraktion. Letztere wurde durch die Entführung des Kreuzfahrtschiffes »Achille Lauro« bekannt. Sie hatte ihr Hauptquartier in Bagdad. Ihr Führer Abu Abbas starb 2004 in US-Gefangenschaft. Seit dem Irak-Krieg ist die PLF im Libanon ansässig.

NACH DEM ATTENTAT. Israelische Soldaten tragen einen der getöteten Terroristen am Strand von Naharija fort (rechts). Jossi Tsachor und Gali Rosenbaum (links) waren damals als Soldaten im Einsatz. Heute lässt Naharijas Strandpromenade nichts mehr von dem blutigen Ereignis ahnen

Fotos: Gamma/StudioX; Reiner Luyken für DIE ZEIT (links unten); dpa (re.)

konfrontiert, erklärt er, das sei eine israelische Propagandalüge. Die ältere Tochter und der Vater kamen ihm zufolge durch israelische Kugeln um, als der Trupp seines Bruders auf dem Rückzug zum Meer mit Hubschraubern und von Marineeinheiten angegriffen worden sei. Israel habe die Propagandalüge erst sieben Tage nach dem Vorfall erfunden.

Und die Mutter, was hat sie zu sagen? Siham Kuntar ist eine voluminöse 65-jährige Mutter Erde mit leidgeplagtem Gesicht. Ihr Mund ist wie zugenäht, ihre Augen sind zusammengekniffen. Nur ganz selten lässt sie sich zu kurzen, scharfen Bemerkungen hinreißen. Sie will dem ausländischen Gast nichts verraten.

»Die wissen hier gar nicht mehr, was das Wort Wahrheit bedeutet«

In der oberen, durch einen anderen Eingang zugänglichen Haushälfte wohnt der dritte Bruder Abdullah. Er hat eine bildhübsche Frau und aufgeweckte zwölfjährige Zwillingssöhne, Sami und Samer. Abdullah druckst herum und will nicht mit der Sprache heraus. Man hat das Gefühl, er habe ständig Angst, er könne anecken. Er sei überzeugt, sagt er, sein Bruder habe das Mädchen aus Versehen getötet. Er mache sich Sorgen um seinen Bruder. Er habe nichts gegen Hisbollah, solange die Organisation versuche, ihn frei zu bekommen. Andererseits sei es natürlich möglich, dass Hisbollah seinen Bruder benutze, um ihre Popularität zu steigern.

Da tritt Fausi Kuntar in Erscheinung, korpulent und überschwänglich, ein Vetter der drei Brüder. Er habe für Abdullahs wachsweiches »Wenn und Aber« nichts übrig, sagt er.

Einen »Hühnerstall« nennt er Abdullahs Haus, in dem sich niemand traue, die Wahrheit zu sagen. »Die wissen hier gar nicht mehr, was das Wort Wahrheit bedeutet.« Die Wahrheit sei, »um es mal ganz grob zu sagen«, dass Schiiten »schmutzige Pakis sind«. Pakistaner also. »Ein Hisbollah verschriebener Plebs.«

Und Bassam? Nein, den nennt er gar nicht beim Namen, sondern nur »diesen Typen«, der sich »den Pakis« verschrieben habe.

Warum der das tue, darüber gehen hämische Geschichten im Dorf um. Bassam habe gehofft, heißt es, Drusenführer Walid Dschumblat werde ihm einen Job in einer ausländischen Botschaft zuschanzen. Als daraus nichts wurde, habe er sich beleidigt von ihm abgewandt. Jetzt ist er Redakteur der Hisbollah-hörigen Zeitung *El-Akbar*. Hisbollah bezahle ihn dafür, dass er den Kuntar-Mythos am Leben erhalte.

Die Drusen sehen zwar wie Hisbollah Israel als Feind an, aber sie folgen ihrem Führer Walid Dschumblat. Und Dschumblat hat sich gegen das Kidnapping als Mittel zur Freipressung Kuntars ausgesprochen. Bassam beschrieb ihn daraufhin in einem Artikel in *El-Akbar* als Vaterlandsverräter. Wenn Bassam jetzt durch das Dorf geht, spricht kaum ein Mensch ein Wort mit ihm. Niemand lädt ihn zum Kaffee ein. Er veröffentlichte auch zwei ihm durch das Rote Kreuz aus dem Gefängnis zugeschickte Nachrichten des Bruders mit ähnlichen Angriffen auf Dschumblat. Daraufhin wurde ein in Obai aufgestelltes Kuntar-Poster übermalt. Jetzt verrät nichts mehr, dass dies der Heimatort des Widerstandhelden ist.

Abdullahs anmutige Frau Susan ist eine geborene Hamzi. Die Hamzi sind der größte und einflussreichste Clan im Ort. Als Vetter Fausi so richtig über Hisbollah und deren »so genannten Sieg« gegen Israel vom Leder zieht, versucht sie zuerst, die Situation mit ihrem Charme zu retten. Dann wird es ihr doch zu bunt.

»Ist Israel etwa im Recht?«, braust sie auf.

»Ja!«, gibt der Vetter zurück.

Ein Gewitter braut sich zusammen. Es donnert und blitzt, am Himmel und auf der Veranda, die so einen friedlichen Eindruck machte mit den rosa und weißen Topfpflanzen und der über dem Eingang rankenden Klematis. Fausi Kuntar steht unter der Klematis und ruft jetzt provokativ: »Ich bin für die Amerikaner!«

Susan lacht: »Du bist ein Idiot!«

Die Wolken verziehen sich wieder. Worüber streitet man eigentlich? Ist Kuntar nach all den Jahren denn überhaupt noch eine fassbare Person? Ist dieses allgegenwärtige Gesicht nicht längst zur politischen Maske degeneriert, von der jeder nach seinen Interessen Gebrauch macht?

Samir Kuntar, politisches Gespenst des Nahen Ostens – der Geist von Hass und Gewalt und Rache und wieder Gewalt. Er geht seit 20 Jahren um.

Der erste Versuch, Kuntar freizupressen, lief am 7. Oktober 1985 an. Eine Einheit der Palästinensischen Befreiungsfront besetzte das italienische Kreuzfahrtschiff *Achille Lauro* auf der Fahrt von Alexandria nach Port Said. Die Geiselnehmer drohten, die 50 Passagiere nacheinander zu töten, bis ihre Forderung nach Freilassung von 50 Palästinensern und Gesinnungsgenossen erfüllt werde. Der erste Gefangene, den sie namentlich nannten, war Kuntar. Der erste Passagier, den sie erschossen, war der gehbehinderte amerikanische Jude Leon Klinghoffer. Sie warfen ihn mitsamt seinem Rollstuhl über Bord. Nach zweitägigen Verhandlungen gab die Befreiungsorganisation auf. Ägypten und Italien gewährten ihnen freien Abzug.

Zwischen 1994 und 2003 gab es sechs weitere Versuche, Kuntar freizupressen. 2003 vermittelte die Bundesregierung einen Austausch von 400 arabischen Insassen israelischer Gefängnisse gegen den im Libanon festgehaltenen Geschäftsmann Elhanan Tannenbaum und die Leichname dreier im Jahr 2000 gefallener israelischer Soldaten. Der an den Verhandlungen beteiligte Nasrallah weigerte sich bis zuletzt, dem Tauschgeschäft zuzustimmen, solange Kuntar ausgeklammert bliebe. Die Israelis bestanden für ihr wertvollstes Faustpfand auf Angaben über den Verbleib ihres Luftwaffenoffiziers Ron Arad.

Arad war verschollen, seit er sich 1984 bei einem Bombenangriff auf Sidon mit dem Schleudersitz aus seiner abstürzenden Phantom F-4 rettete. Erst hielt ihn die Schiitenmiliz Amal fest. Niemand scheint zu wissen, was dann mit ihm geschah. Israelische Kommandoeinheiten nahmen 1989 das Hisbollah-Mitglied Abdul-Karim Obeid und 1994 den Sicherheitschef der Amal, Mustafa Dirani, gefangen, um Informationen über sein weiteres Schicksal aus ihnen herauszupressen. Beide wurde 2004 entlassen. Kuntar blieb im Gefängnis.

Im Oktober 2005 machte sich der palästinensische Präsident Machmud Abbas für Kuntar stark. Sein Chefunterhändler Saeb Erekat forderte bei den Vorverhandlungen für ein Gipfeltreffen mit dem damaligen israelischen Ministerpräsidenten Ariel Scharon die Freilassung von 20 palästinensischen Häftlingen – und Samir Kuntar. Anfang 2006 trug die palästinensische Regierung Kuntar die Ehrenbürgerschaft an.

Im Juni 2006 war Kuntar schließlich Teil eines ausgefeilten diplomatischen Manövers, mit dem der libanesische Ministerpräsident Fuad Siniora und der Nahostgesandte der Vereinten Nationen, Terje Rod-Larsen, die Grenze zwischen dem Libanon und Israel befrieden wollten. In Punkt sechs eines Vertragsentwurfs stand:

»Hisbollah zieht sich aus dem Grenzgebiet zurück … Israel lässt Samir Kuntar frei.«

Wie es weiterging, ist bekannt. Nasrallah ließ die beiden israelischen Soldaten entführen, um Kuntar freizubekommen, und erntete einen Krieg, in dem über tausend Libanesen starben und eine Million auf die Flucht getrieben wurden.

In Luftlinie sind es von Obai bis Naharija – Kuntars Heimatort und dem Ort seiner Tat – kaum hundert Kilometer. Aber statt ein oder zwei Stunden dauert die Fahrt einen ganzen Tag über drei Grenzen und durch vier Länder. Erst zurück nach Beirut, dann nach Damaskus, von dort nach Jordanien und schließlich von dort über die Scheich-Hussein-Brücke nach Israel.

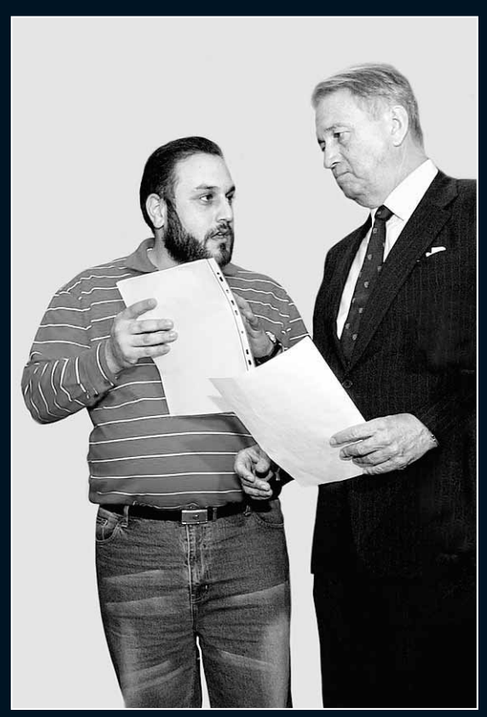
Naharija ist ein Westerland am Mittelmeer. Eine Strandpromenade, ein Vergnügungspark, Hotels, Restaurants, Imbissbuden, Cafés. Keine Spur von einem Militärstützpunkt, einem Marinehafen oder einer Nukleareinrichtung, wie Bassam auf seiner Web-Seite schreibt. Es ist auch keine »Siedlung«, sondern einfach eine israelische Stadt.

Überall werden durch den Krieg beschädigte Häuser wieder bewohnbar gemacht. Über 800 aus dem Libanon abgefeuerte Raketen schlugen hier ein, fünf Menschen wurden getötet, über 200 verletzt. Der Großteil der Bevölkerung floh in den Süden. Jetzt sind sie alle wieder zurückgekehrt. Eine Woche nach Kriegsende wimmeln die von Eukalyptusbäumen beschatteten Bürgersteige der zu beiden Seiten eines kleinen Flusses entlangführenden Hauptstraße von Teenagern. Am Abend steigt ein Popkonzert.

Jossi Tsachor gehört zu der Minderheit, die während des Hisbollah-Bombardements in der Stadt blieb. Sein Hobby sind exotische Vögel, die in einem hohen Aviarium im Garten herumschwirren. Die kann er nicht alleine lassen. Und Tsachor ist an feindliches Feuer gewöhnt, sein Leben war das Militär. Er ging als General in den Ruhestand – damals, am 22. April 1979, war er Oberst. Er erinnere sich genau an jene Nacht. Es war sein Geburtstag.

Um zwei Uhr früh hörte er Schüsse und explodierende Handgranaten. Er sei aufgestanden, habe sein Gewehr gegriffen und sich ins Auto gesetzt. Auf der Fahrt zum Strand – aus der Richtung war der Lärm gekommen – funkte er seine sieben Kilometer südlich von Naharija stationierte Einheit an. Auf der Strandpromenade, berichtet Tsachor mit einer Präzision, als habe es sich erst kürzlich zugetragen, fand er einen an eine Hauswand geprallten und durch eine Granate zerstörten Streifenwagen. Daneben lag ein toter Polizist. Als er ihn untersuchte, riefen ihn zwei weitere Polizisten, die sich in einem Busch versteckt hatten, an. Drei Terroristen, berichteten sie, hätten einen Mann und ein kleines Mäd-

Fortsetzung *auf Seite 17*



KRIEG OHNE SIEGER. Die Ehefrau des israelischen Soldaten Ehud Goldwasser vor dessen Bild und dem seines Kameraden Eldad Regev. Beide wurden im Juli 2006 von Hisbollah entführt, um Samir Kuntar freizupressen (Foto links). Kuntars Bruder Bassam mit dem UN-Nahostgesandten Terje Rod-Larsen (Mitte). Hisbollah-Chef Nasrallah im April dieses Jahres vor Samir Kuntars Bild (rechts)

Fotos (Ausschnitte): Chris Hondros/Getty Images/AFP; Nabil Mounzer/EPA/dpa (2)

Die Witwe und der Terrorist

Fortsetzung *von Seite 15*

chen zum Meer gezerrt. Vor lauter Angst, gestanden sie kleinlaut ein, hätten sie nichts getan, um sie zu stoppen. Den vierten Terroristen, so stellte sich später heraus, hatte ein Bewohner des Hauses an der Jabotinskistraße erschossen.

Die von Tsachor angeforderte Verstärkung traf ein, zwei Jeeps mit je drei Mann. Der Oberst und die sechs Soldaten gingen langsam zum Meer hinunter. Dort lag ein Haufen von Felsbrocken. »Wir waren fünf oder sechs Meter herangekommen«, sagt Tsachor, »als ich den Schrei eines Kindes hörte. Er ging mir durch Mark und Bein. Ich gab Befehl anzuhalten. Im gleichen Augenblick richtete sich einer der Terroristen auf. Es war Kuntar, ich konnte seinen Schnauzbart sehen, so nahe war er. Er schoss mit einem Maschinengewehr.«

Tsachor wurde voll getroffen. Er zeigt drei von den Einschüssen zurückgebliebene Narben. Was danach passierte, hat er nie erfahren. Der Feldwebel, der ihm das Leben rettete und ihn zurück zur Straße schleppte, hat nie mit ihm darüber gesprochen. Soldaten, sagt Tsachors Frau, redeten nicht gerne darüber, was sie im Krieg erlebt haben. »Sie fressen es in sich hinein, sie verarbeiten es jeder für sich.«

Der Feldwebel heißt Gali Rosenbaum. Er arbeitet in einem Kibbuz unweit von Naharija. Um zu erzählen, was nach den Schüssen passierte, kommt er aus dem Pferdestall heraus. Er redet stockend, immer wieder nach Worten suchend, als falle es ihm jetzt noch schwer, mit den Vorfällen jener Nacht ins Reine zu kommen. In jener Nacht, sagt er, sei er um 20 Jahre gealtert. Seither trage er ständig eine Pistole am Gürtel. Sogar bei seiner Hochzeit.

Rosenbaum kroch auf dem Bauch zurück zu seinen Kameraden und wartete. »Wir wollten die Situation beruhigen«, erklärt er, »um die Geiseln zu retten. Der Morgen dämmerte. Plötzlich sah ich Danny Hadar. Drei, vier Schüsse krachten. Er brach zusammen. Wir sprangen auf. In dem Moment zertrümmerte Kuntar den Schädel des Kindes mit seinem Gewehrknauf auf einem Felsen. Ich konnte es genau sehen, ich war ganz nahe.«

Die Soldaten erschossen einen der Terroristen. Kuntar, der vermeintliche Held des antizionistischen Befreiungskampfes, ließ seine Waffe fallen und ergab sich mit über dem Kopf erhobenen Armen. Zwei Soldaten führten ihn ab.

»Mein größter Fehler war, Kuntar nicht erschossen zu haben«

Rosenbaum lief zu dem Kind, kniete neben ihm nieder und versuchte, es aufzuheben. Er schob eine Hand unter seinen Kopf. Ein Stück Schädeldecke war abgerissen. Er steckte es in die Tasche. Er trug das Kind zur Straße, wo eine Ambulanz wartete. In der Panik vergaß er, dem Notarzt das Schädelfragment zu geben. Das fand er später, als er in der Kaserne seine blutverschmierte Uniform auszog. Er raste zurück nach Naharija ins Krankenhaus. Das Mädchen war schon tot.

Vermutlich war es schon tot, als er es am Strand aufhob. Aber kann man sicher sein?

Sein größter Fehler sei gewesen, sagt Rosenbaum, dass er Kuntar nicht erschossen habe. »Der Mann hat seither so viel neues Leid verursacht.«

Die Mutter des toten Mädchens und Witwe von Danny Haran lebt heute noch in Naharija. Smadar Haran Kaiser liebt die Stadt. Sie wohnt in einem schönen, von grün wuchernden Bäumen umstandenen Haus. Vor vier Jahren installierte sie ein eisernes Gartentor, das sich nur elektronisch öffnen lässt. Nicht wegen Dieben, Kriminalität gibt es hier kaum, sondern nach einem von Hisbollah ganz in der Nähe verübten Überfall. Das Tor würde Terroristen ein Eindringen zumindest erschweren.

Gleich links vom Eingang liegt der Luftschutzraum, eine aus dickem Stahlbeton gegossene, schlafzimmergroße Zelle mit gut 15 Zentimeter starken Läden vor dem Fenster. Seit dem Rückzug Israels aus dem Libanon im Jahr 2000 diente der Raum im Durchschnitt einmal im Monat als Zuflucht vor Raketenbeschuss aus dem Norden.

»Genug, um uns daran zu erinnern«, sagt Frau Kaiser, »dass wir immer bedroht sind. Wir hören ständig das Grummeln im Bauch des Vulkans. Es wird bei jedem Ausbruch stärker, aber die meisten Leute ziehen vor, es zu ignorieren.«

Man kommt in das Haus und fürchtet den Schatten jener schrecklichen Nacht. Aber alles ist auf eigentümliche Weise normal. Smadar Haran ist schon lange wieder verheiratet. Kaiser ist der Name ihres zweiten Mannes. Jacob Kaiser ist Psychologe. Die beiden haben zwei Töchter. Die eine ist 25 Jahre alt und studiert Tanz in Jerusalem, die andere ist zu Hause, ein munterer, 18-jähriger Teenager. Sie bereitet Caffè Latte für den Gast. Der erste Versuch geht daneben, der zweite erbringt ein hinlängliches Resultat.

»Mein Herz blutet für die Libanesen. Ich wünschte, sie fühlten auch so«

Die Einrichtung ist modern und elegant. Ein Anflug von Bauhaus, viel Formgefühl und schöne Proportionen. An den Wänden hängen mehrfarbige und monochrome Stiche, viele davon sind Frau Kaisers eigene Werke. Sie hat in Haifa Kunst studiert. Dort hatte sie auch ihren ersten Mann Danny kennen gelernt. Er studierte Soziologie und Auswärtige Beziehungen.

»Wie bitte? Er soll doch Atomphysiker gewesen sein.«

Sie kann kaum glauben, was für Geschichten auf der anderen Seite der nahen Grenze in Umlauf sind. Die Heldengeschichten vom Eindringen in eine bis an die Zähne bewaffnete Militärfestung, die »Propagandalüge«, der gezielte Entführungsversuch. »Mein Mann war Manager einer Textilfabrik. Viele seiner Mitarbeiter waren Araber. Er träumte immer davon, ein arabisch-jüdisches Dorf in Galiläa zu gründen.«

Frau Kaiser war immer »links«, was in Israel bedeutet: Sie unterstützte jede Friedensbewegung. Der 1995 von einem jüdischen Extremisten ermordete Ministerpräsident Jitzhak Rabin lud sie 1994 ein, ihn zum Abschluss der Friedensverhandlungen mit Arafat nach Washington zu begleiten. Erst sagte sie zu, dann lehnte sie ab. Sie trug ihm auf, er solle dem PLO-Chef auch in ihrem Namen die Hand reichen. Sie würde ihn von zu Hause aus unterstützen.

Die Bekanntschaft mit Rabin hatte knapp zehn Jahre vorher begonnen, »mit einem schrecklichen Streit«. Rabin hatte Achmed al-Abrass, den zweiten überlebenden Terroristen des Anschlags vom 22. April 1979, in einem Gefangenenaustausch freigelassen. Frau Kaiser ging an die Öffentlichkeit und beschwerte sich, dass sie als Betroffene nicht einmal vorher informiert worden sei. Rabin rief sie an und bat um ein Treffen. Die Zusammenkunft gestaltete sich ziemlich lautstark. Frau Kaiser ist eine temperamentvolle Person, die mit ihren Meinungen nicht hinter dem Berg hält.

Zwei Tage später rief Rabin wieder an. Er habe darüber nachgedacht, was sie ihm vorgeworfen habe, sagte er, und lud sie zu einem zweiten Treffen ein. Was sie denn an seiner Stelle getan hätte, wollte er wissen. Wenn er Soldaten in den Krieg schicke, müssten die darauf bauen können, dass die Regierung alles Menschenmögliche für ihre Befreiung täte, sollten sie in Gefangenschaft geraten. Also Austausch, oder nicht?

Frau Kaiser erwiderte, sie könne ihm keine Antwort geben. Für ihn gehe es um die Staatsräson, für sie um Emotionen. Danach wurden sie Freunde.

Wie stark sind die Emotionen heute? Erfüllt die Erinnerung an Kuntar sie mit Hass?

»Als Mensch interessiert er mich nicht. Ich lasse mich nicht von Hass verzehren. Ich würde lieber sterben, als so viel Hass zu spüren, wie andere für uns haben. Das tötet die Emotionen, den Geist, die Menschlichkeit. Mein Herz blutet für die Menschen im Libanon, die in den letzten Wochen gelitten haben. Ich wünschte mir nur, sie könnten dasselbe für uns fühlen.«

Und die Erinnerung an jene Nacht – überfällt die sie nicht immer wieder?

»Immer wieder, selbstverständlich. Aber« – sie lächelt – »das Leben in Israel ist ein einziger großer Flashback. Wir sind eine traumatisierte Nation. Wir wissen gar nicht mehr, was ein normales Leben ist, ohne Terroranschläge, ohne die tägliche Bedrohung. Immer wünscht uns jemand den Tod, weil wir Juden sind.«

Wie gelang es ihr, nach dem Albtraum ein neues Leben aufzubauen? »Entweder man lässt zu, dass der Lebensmut abgetötet wird, oder man lebt weiter. Als Juden wissen wir, dass wir immer mit Tragödien konfrontiert werden, dass es keine Sicherheit gibt. Ich finde den Willen zum Überleben tief in meinen Wurzeln und in meiner Erziehung. Ich wuchs in einem von Überlebenden des Holocaust gegründeten Kibbuz auf.«

Ihre linken Überzeugungen hat sie unterdessen gründlich revidiert. Erste Zweifel kamen in ihr auf, als Arafat wenige Jahre nach dem Handschlag mit Rabin die zweite Intifada vom Zaun brach. Nach dem Rückzug aus dem Libanon bombardierte Hisbollah dann mit stets wachsender Intensität den Norden Israels. Nach dem Rückzug aus Gaza im vorigen Jahr geriet auch der Süden unter zunehmenden Raketenbeschuss. »Vielleicht«, sagt sie, »haben wir nie richtig verstanden, was es bedeutet, im Nahen Osten zu leben. Wir denken als Europäer. Ich hatte immer daran geglaubt, dass wir hier eines Tages in Frieden leben werden. Jetzt glaube ich, ich war naiv.«

Im Nahen Osten, sagt sie, gehe es jetzt um Leben und Tod. Das Judentum bedeutet für sie die Anbetung des Lebens. Im Islamismus erkennt sie einen Todeskult. An der Verherrlichung Samir Kuntars könne man das wunderbar erkennen.

»Jeder«, sagt sie, »hat seine Helden. Zeig mir deine Helden, und ich weiß, wer du bist.«

LESERBRIEFE

Wenn ein Vorzeige-Linker die rasch und beinhart zuschlagende Antifa-Keule einmal am eigenen Leib verspürt, ist das gewiss eine wertvolle Erfahrung, welche man auch anderen keulenschwingenden Eiferern – zumeist ausgezeichnet von der Gnade der späten Geburt – inklusive seiner jetzigen »Kritiker« wünschen würde.
DR. FANTUR GERD ALF, WIEN

Durch einen Diskussionsbeitrag in der *ZEIT* Nr. 48/1979 *(Kein Schlusswort)* hat Günter Grass mich nachhaltig beeindruckt. Freimütig bekannte er sich zur Teilnahme als Dreizehnjähriger an einem Erzählwettbewerb der Hitlerjugend und begründete sein späteres Entsetzen ob »solch einer Biographie«.
Weshalb er 1979 sein »deutsches Bewältigungsgepäck« nicht vollends aufschnürte, bekundet womöglich seine Rede *Vom Recht auf Widerstand (ZEIT,* Nr. 6/1983): »Jedes Volk glaubt, mit seiner Geschichte lax umgehen, dieses Ereignis herauszuputzen, jenes verdrängen zu dürfen. (…) Warum kann oder darf es den Deutschen nicht gelingen, normal, das heißt, vergesslich zu leben?«
Sollten wir Grass nun mit deutscher Gründlichkeit dafür abstrafen, dass dies sein letztes Wort nicht blieb?
GÖTZ HOF, BAD SÄCKINGEN

Sollten wir ihn mit deutscher Gründlichkeit abstrafen?

Jens Jessen: »Und Grass wundert sich«, **ZEIT NR. 34**

Foto [M.]: Henrik Saxgren/Agentur Focus

Sosehr ich sonst den Ausführungen von Jens Jessen zustimme, was das Verhalten Günter Grass' betrifft, so sehr irritiert der Satz: »Moralische Appelle leben von der Kraft des Arguments, nicht von der Untadeligkeit des Autors.« Das ist nur die halbe Wahrheit.
Wenn einer die Lüge beredt verurteilt, glaubt man ihm, wenn er lügt? Wenn einer das Abscheuliche eines Mordes begründet, glaubt man ihm, wenn er selber mordet? Moralisch argumentieren, über Moral reden, das kann jeder, sogar der Bösewicht.
Mit dem entsprechenden Handeln aber hapert es oft, und Moralität erfüllt sich erst im Handeln, siehe der Mythos des Sokrates. Kant nennt seine Auseinandersetzung mit der traditionellen wissenschaftlichen Ethik »Die Kritik der praktischen Vernunft«, und Erich Kästners Bonmot »Es gibt nichts Gutes, es sei denn, man tut es« ist noch immer gültig.
HERIBERT LEPPERS, BONN

Zwischen 1980 und 2000 kamen insgesamt 13 sehr alte Männer in meine psychoanalytische Praxis. Kurz vor ihrem vorausgeahnten Tod wollten sie endlich einen Menschen finden, mit dem sie über ihre schwere Schuld, die sie in der NS-Zeit auf sich geladen hatten, sprechen konnten. Sie hatten es seit Jahrzehnten versucht mit alten Kameraden, mit Brüdern, mit der Ehefrau und mit Pfarrern, die die Absolution erteilten, ehe sie die ganze Schuld angehört hatten. Diese Männer hatten es auch bei den eigenen Kindern versucht, aber in ihrem anmaßenden Anspruch, ihnen stünden Widerstandseltern zu, wehrten sie ihre Väter ab und ließen sie allein. Es waren Männer aus der alltäglichen Umwelt: der Apotheker, der Wäschemann, der Vater meiner Sekretärin, ein Taxifahrer, aber auch mein jüngster Onkel und zuletzt ein alter deutscher Herr vor Picassos Gemälde *Guernica* in Madrid.
Ich vermute, viele von denen, die jetzt mit moralisierender Häme und enttäuschten Vorwürfen reagieren, agieren an Grass ihre eigene Problematik mit ihren Eltern beziehungsweise Großeltern aus, weil sie nicht gefragt haben, weil sie von denen nichts hören wollten.
Grass, dessen Bücher ich kannte, hat 1970 bei einer persönlichen Begegnung bei Freunden in Berlin mit seiner Neigung zu Gefühlen von Scham und Trauer mein Herz gewonnen. Ich, ehedem »lebensunwertes« Kind, 1935 mit einer Dysmelie-Behinderung geboren und 1941 in allerletzter Minute vom katholischen Pfarrer vor dem Abtransport nach Hadamar gerettet, in einer Hamborner Ruhrkumpelsiedlung versteckt und in der Nachkriegszeit fast zwei Jahrzehnte lang zum Verschweigen meiner Kindheit und vieler Warum-Fragen genötigt, hatte bisher noch keinen deutschen Mann getroffen, der so sensibel Schuld, Scham und Trauer über sich selbst zuließ, ohne große Worte zu machen.
Das, was er jetzt als Schuld bekannt hat, hätte man längst sensibel ahnen können: Es stand zwischen allen Zeilen, und er strahlte es immer aus, gerade dann, wenn er moralisch urteilte.
DR. CÄCILIA VERHEYDEN, KÖLN

Dass die Moral-Standards unter Literaten keineswegs abgehoben sind von denen der übrigen Gesellschaft, kann man jetzt Tag für Tag in den Feuilletons nachlesen oder am Bildschirm verfolgen. Viele Heuchler wetzen die Messer gegen Günter Grass, eine gute Gelegenheit, alte Rechnungen zu begleichen.
DR. AXEL HEINICKE, STUTTGART

Ich habe die *Blechtrommel* gelesen, den Film gesehen, das *Tagebuch einer Schnecke* geschätzt und den Autor verehrt. Mich treibt die Frage um, warum die Schnecke gerade zu diesem Zeitpunkt mit solch gewichtigem Thema aus ihrem Haus kroch. Ich höre die Schnecke vor ihrem Haus trommeln und verstehe nicht den schiefen Ton, nicht, warum jetzt. Warum nicht vor einem Jahr, warum präzise zum Erscheinen des neuen Buches?
Mir fällt leider nichts anderes ein: Anscheinend geht es dem Dichter schnöde um das schöne deutsche Wort »Marketing«! Das (ver-)stört mich.
REINHARD KNIEPKAMP, GÜTERSLOH

Mich wundert bei all dem Reden und Richten über Grass am meisten, wie ungeniert behauptet wird, Grass habe die Werbetrommel rühren wollen und »Geständnis und Selbstanklage zu einem verkaufsfördernden Instrument gemacht«. Just in diesen Tagen hat noch ein anderer Nobelpreisträger kurz vor der Veröffentlichung seiner Kindheitserinnerungen ein Interview gegeben und, angesprochen auf Grass und die gewisse Duplizität der Ereignisse, geantwortet: »Es wird immer wieder versucht, einflussreichen Persönlichkeiten etwas anzuhängen. (…) Und ich halte es für würdelos, infam, Grass zu unterstellen, er sei erst jetzt damit herausgerückt, um sein Buch besser zu vermarkten. Welcher Richter darf denn sagen, ein Geständnis komme zu spät? Was zählt, ist, dass er es abgelegt hat« (José Saramago in *El País* vom 20. August).
JÜRGEN GÜNSCHE, HERZOGENAURACH

Die Argumentation von Herrn Jessen, dass Günter Grass' Enthüllung nichts Skandalöses hat, ist nachzuvollziehen. Die Unterstellung allerdings, dass der 78-Jährige jemand sei, »der sofort wieder auf eine Ideologie hereinfallen könnte, wenn sie nur antibürgerlich genug daherkäme …«, entbehrt der Grundlage. In diesem Zusammenhang empfehle ich, einige ältere Dokumente durchzublättern, etwa den Briefwechsel zwischen Grass und Pavel Kohout aus dem Jahre 1968 (ZEIT Bücher, Wegner Verlag) oder *Der Bürger und seine Stimme* aus dem Jahre 1974 (Luchterhand) sowie jene Artikel, die Grass für die *ZEIT* verfasst hat. Ich kann nicht erkennen, dass er nach 1945 für Ideologien anfällig war, es sei denn, man unterstellt dem damals 17-Jährigen, dass er nichts aus der Geschichte gelernt hätte.
JÜRGEN ROHLFSHAGEN, QUICKBORN

Am Beispiel Grass sieht man einmal mehr, was »narrative Identität« bedeutet: Ich bin, was ich erzähle. Folglich: Was ich nicht erzähle, bin ich nicht. Und Grass erzählt, dass es auch zu seiner Person gehört, in der Vergangenheit verblendet und ideologisiert zu einer Truppe gehört zu haben, die zur Brutalisierung des Krieges erheblich beigetragen und den Massenmord zu verantworten hat. Diese Tatsache beschädigt unzweifelhaft das eigene Image. Jedoch zu Makeln zu stehen macht einen Menschen besser verstehbar. Und verstehbar ist er aus seiner Geschichte.
Durch das Wissen über jemandes Vergangenheit erscheint er in einem neuen Licht, gewiss, aber sie überschattet nicht sein gesamtes Schaffen, dass es dadurch wertlos wird.
Es kann, wie bei aller Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit, nicht darum gehen, entweder zu verdammen oder zu entschuldigen – oder auf eine biedere Weise zu vermenschlichen und damit womöglich zu verharmlosen. Es muss der Mensch im Ganzen gesehen werden, in seiner Entwicklung.
Niemand kann aus der Geschichte entlassen werden und ist entschuldbar. Was werden uns die nächsten Generationen vorwerfen – etwas, wovon wir längst wissen, aber nichts dagegen tun? Beispiele dafür mögen jedem selbst einfallen.
DR. ANDREAS BELWE, MÜNCHEN

Was ist menschlicher, als zu irren? Dass Herr Grass sich erst nach über sechzig weiteren Lebensjahren bekennt, das nehme ich ihm, nach allem, was er in dieser Zeit gesagt und getan hat, übel. Ich, ein 1957 Geborener, mochte ihn schon in jungen Jahren nicht. Lag es an der penetranten Art, wie uns in den siebziger Jahren seine und die Werke von Herrn Brecht in einem ideologisierten Deutschunterricht eingebläut wurden? Oder war es seine Art, unduldsam und brutal Leute, die nicht nach seinem Geschmack waren, in Grund und Boden zu verdammen?
Diese von der Linken dominierten Jahre waren banal und rücksichtslos, sodass es geradezu erfrischend war, mit konservativ und damit seinerzeit wirklich intellektuell gesinnten Menschen einen Gedankenaustausch zu haben.
Ich bin froh, dass diese Gutmenschenepoche nun wohl zu Ende geht. 2006 mag in dieser Hinsicht ein bemerkenswertes Jahr werden: Unser Land, ein fröhlicher Gastgeber, der nach der Meinung unserer ausländischen Gäste – endlich – unbeschwert mit der Welt feiern kann. Dies alles trotz Herrn Grass und nicht wegen ihm. Wäre es nach ihm und seinesgleichen gegangen: keine Mannschaft mit einem Kapitän Ballack aus Görlitz und erst recht kein unbeschwertes Feiern in einem vereinigten Deutschland, in einem Meer deutscher Fahnen.
DR. LUKAS ELLES, BERLIN

Auch ich finde das Verhalten von Günter Grass nicht akzeptabel – er hat die Schelte der ganzen Nation für sein feiges Verschweigen wahrlich verdient. Dass aber Charlotte Knobloch, Vorsitzende des Zentralrats der Juden, die drei oder vier Monate Zugehörigkeit des 17-Jährigen als »SS-Vergangenheit« abstempelt, ist übertrieben und unangemessen. Ich habe als Kind beim Rückzug der deutschen Truppen von der Westfront so einen 17-jährigen Waffen-SS-Burschen erlebt, der sich bei mir ausheulte und nur noch zu seiner Mutter nach Kolmar wollte. Ein anderer Soldat drohte einen Tag später meiner Mutter, sie »an diesem Telegrafenmast aufzuhängen«. Sie hatte ihm und zwei weiteren Soldaten geraten, die Uniformen wegzuwerfen und sich auf den Heimweg zu ihren Familien zu machen. Er war übrigens kein Waffen-SS-Mann, sondern Wehrmachtsangehöriger.
MARGRET GRANDERATH, RHEINBREITBACH

Grass und die Lösung Nietzsches:
»Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – gibt das Gedächtnis nach« (aus: *Jenseits von Gut und Böse).*
C. EXNER, BERLIN

Im September 1954 erschien in der Reihe *Der Siebenstern* im Chr. Kaiser Verlag München der Sammelband *Du hast mich heimgesucht bei Nacht,* herausgegeben von Helmut Gollwitzer, Käthe Kuhn, Reinhold Schneider.
Darin finden sich Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes (1933 bis 1945), darunter auch der »Abschiedsbrief eines unbekannten Bauernsohnes aus dem Sudetenland«:
3. Februar 1944 – Liebe Eltern !
Ich muß Euch eine traurige Nachricht mitteilen, daß ich zum Tode verurteilt wurde, ich und Gustav G.. Wir haben es nicht unterschrieben zur SS, da haben sie uns zum Tode verurteilt. Ihr habt mir doch geschrieben, ich soll nicht zur SS gehen, mein Kamerad Gustav G. hat es auch nicht unterschrieben. Wir beiden wollen lieber sterben als unser Gewissen mit so Greueltaten beflecken. Ich weiß, was die SS ausführen muß. Ach liebe Eltern, so schwer es für mich ist und für Euch ist, verzeiht mir alles, wenn ich Euch beleidigt habe, bitte, verzeiht mir und betet für mich. Wenn ich im Krieg fallen würde und hätte ein böses Gewissen, das wäre auch traurig für Euch. Es werden noch viele Eltern ihre Kinder verlieren. Es fallen SS-Männer auch viel. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir seit meiner Kindheit Gutes getan habt, verzeiht mir, betet für mich …
FRIEDHELM HOLZWARTH, HALTERN A. SEE

Jessens interessantester Satz ist die Frage, was wäre gewesen, wenn Grass bei seiner Kritik an Kohls und Reagans Besuch des Soldatenfriedhofs Bitburg gesagt hätte: Unter den SS-Leuten, die dort liegen, hätte auch ich sein können?
Die Antwort ist: Niemand in diesem Land hätte Anstoß genommen. Denn jeder, der die Historie der letzten Kriegsmonate kennt, weiß, dass zu dieser Zeit jeder einigermaßen Geeignete von der SS gezogen wurde. Immerhin hätte sich Grass mit einem solchen Geständnis ehrlich machen können – niemand hätte ihn verdammt.
Dazu hatte er nicht den Mut – er war feige. Aber schweigen wollte er auch nicht! In seinem Furor auf Helmut Kohl und alles, was nach »schwarzer« Politik roch, verstieg er sich in Tiraden, führte er sich wie ein Moralist reinsten Wassers (und reinster Seele) auf. Er verurteilte diejenigen, die seinen gefallenen Kameraden von damals genau das zubilligten, was er heute für sich beansprucht: die Unschuld der verführten Jugend! Eine solche Verhaltensweise ist nur als Heuchelei zu bezeichnen, die einer Lüge gleichkommt. Die Konsequenz spiegelt sich in dem Sprichwort: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.«
Grass sagt, er habe nie die Waffe gebraucht, sei an keinem Verbrechen beteiligt gewesen. Selbst wenn das wahr ist: Nun wird ein letzter Zweifel bleiben, den Grass bis an sein Lebensende nicht wird ausräumen können.
HELMUT KÖRLINGS, TRABEN-TRARBACH

Gesiegt haben die radikalen Kräfte auf beiden Seiten

Josef Joffe: »Israels Zweifel« und Gisela Dachs: »Warten auf die letzte Katjuscha«, **ZEIT NR. 34**

Ihre Ausführungen zur Traumatisierung durch kriegerische Auseinandersetzungen, insbesondere durch Luftangriffe, sind sehr zutreffend. Sie betreffen die Bevölkerung, ganz gleich, welcher Seite im Konflikt sie angehört.
Ich habe 2005 ein halbes Jahr im Gaza-Community-Mental-Health-Programme in Gaza-Stadt gearbeitet, einer Einrichtung, die Traumatisierte, besonders Kinder, betreut. Dass die andauernde Bombardierung des Gaza-Streifens in den internationalen Medien kaum mehr Erwähnung findet, macht mich »wütend und enttäuscht«. Für die Bevölkerung im Gaza-Streifen existieren im Übrigen keine Schutzräume.
HANS-ULRICH WESSEL, CELLE

Trotz der zahlreichen Massaker im Libanon formuliert Herr Joffe eine »zynische« Botschaft Israels, wonach niemand sich künftig darauf verlassen dürfe, dass Israel bloß rational und proportional reagiert, wenn die Zivilbevölkerung attackiert werde. Ist es wirklich im Sinne der nachhaltigen Existenzsicherung der Bürger Israels, dass ihre Armee in den palästinensischen Gebieten tagtäglich zahlreiche Zivilisten – unter ihnen auch Kinder – tötet? Das soll sinnvolle Abschreckung sein? Natürlich war der israelischen Armee bekannt, dass die extremistische Hisbollah nicht davor zurückschreckt, Zivilisten als Schutzschilde zu nehmen. Ist es tatsächlich politisch klug, Unrecht mit größerem Unrecht zu vergelten? Wirkt das alles wirklich abschreckend, zumal auf die (leider zunehmenden) Selbstmordschwadronen? Sieht man denn nicht, wie die Abschreckung in der Bush-Variante im Irak (zum Beispiel Falludscha) das Land in den Bürgerkrieg führt?
Mit der maßlosen Vergeltung hat Israel eher die Hisbollah-Kämpfer zu Helden gemacht und obendrein der Radikalisierung in der Region Vorschub geleistet. Das wiederum ist den Falken in Israel willkommen.
Gesiegt, Herr Joffe, haben zunächst die radikalen Kräfte auf beiden Seiten. Bravo. Und: Ob jüdisch, muslimisch, christlich oder was auch immer, für Menschen ohne Zukunft und ohne Anerkennung kann der Zynismus eine hervorragende Saat der Gewalt sein.
PROF. ELIAS JAMMAL, BEIRUT/HEIDELBERG

Während der israelischen Armee und Regierung Vorwürfe bis hin zum Terrorismus gegen die libanesische Zivilbevölkerung gemacht werden, gerät die verblüffendste Tatsache allmählich in Vergessenheit: Die Hisbollah hat Israel (zum wiederholten Mal) provoziert; diesmal dadurch, dass sie zwei israelische Soldaten entführt hat. Daraus folgt, dass es der Hisbollah völlig egal ist, ob die libanesische Bevölkerung leidet, obwohl sie es in der Hand hätte, das Bomben zu stoppen. Sie ist daran aber offenbar nicht interessiert, obwohl sie mit ihren Gegenattacken Israel hart treffen, aber in seiner Existenz nicht gefährden kann. Der höhere Zweck entzieht sich der rationalen Begründung!
Dass zwei Minister aus dem Kreis der Hisbollah kommen, habe ich nicht vergessen. Das würde aber suggerieren, dass die Hisbollah wie eine politische Partei agiert, und dann wiederum wäre sie formell und offiziell Bestandteil des Staates Libanon. Es scheint den Libanesen zu gefallen, in einem Verwirrspiel zu leben, das ihnen derartig tragische Opfer abverlangt. Jedenfalls hat man noch nichts von der angeratenen Herausgabe der Geisel und einer Mäßigung beim Aufbrauchen des Raketenarsenals gehört.
WOLFGANG WEIGEL, PER E-MAIL

Die Steuererhöhung ist richtig

Marc Brost: »Dafür kann sie nichts«, **ZEIT NR. 34**

Gegenwärtig hat Deutschland einen der niedrigsten Mehrwertsteuersätze der EU. Selbst nach der Erhöhung werden wir uns keineswegs an der Spitze befinden. Bisher hat mir noch niemand schlüssig beweisen können, warum beispielsweise Österreich mit 20 Prozent Mehrwertsteuer ein höheres Wirtschaftswachstum hat als Deutschland und warum ausgerechnet in Deutschland ein Satz von 19 Prozent angeblich die Konjunktur abwürgen würde. Der Mangel an Wirtschaftswachstum in Deutschland hat andere Gründe.
Die Mehrwertsteuererhöhung ist richtig und notwendig. Allein schon deswegen, weil sie in erster Linie nicht die Wertschöpfung, sondern den Verbrauch, also auch den Ressourcenverbrauch besteuert. Sie führt demnach ein Element der Nachhaltigkeit ins deutsche Steuerwesen ein.
Außerdem werden dann auch jene, die sich bisher zu wenig an der Finanzierung des öffentlichen Wohls beteiligt haben, etwas stärker zur Kasse gebeten werden. Es ist nämlich ein besonderes Kennzeichen des deutschen Steuerwesens, dass ein großer Teil potenzieller Steuerzahler keinerlei Einkommensteuer oder Lohnsteuer zahlt: circa 18 Millionen Rentner, 5 Millionen Arbeitslose, 2 bis 3 Millionen Sozialhilfeempfänger, der größte Teil der Bauern, da sind wir schon beinahe bei der Hälfte aller potenziellen Steuerzahler. Von denjenigen, die das Vergnügen haben, Lohn- oder Einkommensteuer zu zahlen, fällt auf circa 20 Prozent der Steuerzahler eine Steuerlast von 80 Prozent der Lohn- beziehungsweise Einkommensteuer. Wie man sieht, müssen die oft zitierten »starken Schultern« ohnedies bereits den größten Teil der Last tragen.
Deutschland braucht dringend eine Verbreiterung der Steuerbasis, und die geplante Mehrwertsteuererhöhung ist ein Schritt in diese Richtung.
DR. EBERHARD LEPPIN, BAD HOMBURG

Als Fischfutter

Martin Wein: »Darf's ein bisschen Meer sein?«, **ZEIT NR. 34**

Sie schreiben: »Baden darf man aber nur drei Stunden vor und drei Stunden nach Hochwasser. Sonst zieht es einen raus.« Wer sich darauf bezieht und danach handelt, endet möglicherweise als Fischfutter vor Helgoland.
Die täglich sich ändernden Badezeiten enden jeweils kurz *vor* Hochwasser. Dann »kippt« das Wasser und zieht sich zurück und nimmt unter Umständen solch arglose Leute wie Herrn Wein mehr oder weniger heftig einfach mit. Bei ablaufendem Wasser sollte also grundsätzlich nicht gebadet werden.
Dennoch: Fröhliche Grüße von der schönen Insel Wangerooge.
GERDA OLDEWURTEL
WANGEROOGE

Journalismus contra PR

»Es geht um viel Geld«, **ZEIT NR. 34**

Robbie Williams' Manager David Enthoven verschweigt wesentliche Fakten. Tatsache ist, dass bei der aktuellen Tournee Fotografen aller Presseagenturen und damit auch der dpa zunächst generell von den Konzerten ausgeschlossen waren. Vor diesem Hintergrund ist der von Enthoven erweckte Eindruck, die dpa habe sich plötzlich und willkürlich gegen eine Berichterstattung über die Konzerte von Robbie Williams entschieden, schlicht falsch. Das Management hat bereits bei der vergangenen Tour versucht, einschneidende Beschränkungen für die journalistische Arbeit durchzusetzen, dpa hat schon damals auf die Berichterstattung verzichtet.
Fakt ist ferner, dass die dpa zu keiner Zeit und auch nicht im Ansatz versucht hat, »die« Medien zu einem Williams-Boykott zu bewegen.
Dem Schutz des Künstlers vor unerlaubtem Merchandising würde sich dpa nie verschließen – dem Wunsch, dass es statt einer freien Berichterstattung eine vertraglich durch ein Management umrissene »Anzeige des Ereignisses« geben soll, aber immer wieder. Die dpa ist nicht der verlängerte Arm von Robbie Williams' PR-Abteilung.
JAN MAHLER, HAMBURG
SYNDIKUSANWALT, DPA

Beilagenhinweis

Unserer heutigen Ausgabe liegen in Teilauflagen Prospekte folgender Unternehmen bei: Spiegel-Verlag GmbH & Co. KG, 20457 Hamburg; Thalia Theater GmbH, 20095 Hamburg

WIRTSCHAFT

Der Bagger ist da

Fünf Jahre nach den Terroranschlägen will Unternehmer Larry Silverstein die Wunde von New York schließen. Porträt eines Bauwütigen **Seite 26**

Illustrationen: Jan Kruse für DIE ZEIT, www.humanempire.de

In der Hand der Jongleure

Immer schneller, immer spektakulärer: Das Geschäft der Finanzinvestoren läuft heiß. Kommt es zum Knall, leidet die Weltwirtschaft

VON ARNE STORN

Die Unruhe wächst. Monate ist es her, dass der Wiesbadener Mischkonzern Linde den Kauf des britischen Industriegaseherstellers BOC verkündete. Klar war: Linde muss seine Gabelstaplersparte mit 19 000 Mitarbeitern abstoßen, um den Deal zu bezahlen. In diesen Tagen nun, heißt es in Finanzkreisen, wird die Investmentbank Credit Suisse den Verkaufsprospekt abschicken – endlich.

»Auf diesen Deal wartet unsere Branche seit zwölf Monaten«, sagt der Manager eines internationalen Finanzinvestors. Bis zu 3,5 Milliarden Euro könnte der Käufer an Linde überweisen – es wäre die bisher größte Übernahme eines Industrieunternehmens durch Finanzinvestoren in Deutschland.

Größe zählt. Ende Juli kaufte ein Konsortium um Kohlberg Kravis Roberts (KKR) und Bain Capital für 33 Milliarden Dollar den US-Klinikbetreiber HCA. Es war die größte Übernahme, die Finanzinvestoren je getätigt haben, und der vorläufige Höhepunkt einer Entwicklung, die 2005 einsetzte: Inzwischen sind selbst gestandene Konzerne für die Firmenjäger in Reichweite. Die Autovermietung Hertz, die dänische Telefongesellschaft TDC, die Halbleitersparte von Philips – sie alle fanden neue Besitzer, oft für zweistellige Milliardenbeträge.

Größe zählt, weil so viel Geld unterwegs ist wie nie. Finanzinvestoren kaufen Firmen, trimmen sie auf Profit und stoßen sie nach einigen Jahren ab – unter Einsatz von Eigenkapital (Equity) und abseits der Börse (daher Private Equity). Fonds wie KKR, Blackstone oder Carlyle erzielen damit Renditen von durchschnittlich 30 Prozent pro Jahr. Das reizt immer mehr Anleger, ihnen Geld zu geben. In diesem Jahr sammelte eine Hand voll Fonds erstmals zweistellige Milliardenbeträge ein. Rekordhalter ist Blackstone mit 15,6 Milliarden Dollar – vor kurzem undenkbar.

Schätzungen zufolge fließen der gesamten Branche dieses Jahr rund 270 Milliarden Dollar zu, mehr als im Boomjahr 2000, als das Geld für verheißungsvolle Start-ups locker saß. Die Kaufkraft der Finanzinvestoren ist sogar weit größer, als die Zahlen vermuten lassen. Bei Übernahmen ergänzen sie das Eigenkapital stets um Fremdkapital, sprich um Kredite – die später dem gekauften Unternehmen aufgebürdet werden. Weil Kredite seit zwei Jahren weltweit günstig zu haben sind, kommen im Extremfall auf einen Euro Eigenkapital vier Euro Fremdkapital. So gerechnet, verfügen Finanzinvestoren über die geballte Macht von fast 1,5 Billionen Dollar. Kaum ein Konzern ist vor den Firmenjägern sicher.

Was als Nischengeschäft begann, »ist heute eine dominierende Kraft der Weltwirtschaft und des Weltfinanzsystems«, sagt Bruno Raschle vom Schweizer Dachfonds Adveq. Viele hängen von den Finanzinvestoren ab. Die Anleger, die ihr Geld verzinst sehen wollen. Die Unternehmen, die unter den Schulden nicht in die Knie gehen dürfen. Die Banken, die im Krisenfall um ihre Kredite bangen. Die Hedge-Fonds, die Banken oft die risikoreichsten Kredittranchen abnehmen (siehe nächste Seite).

Längst gleicht das Geschäft der Firmenkäufer einer Maschine. Firmen scheinen in erster Linie nicht mehr als Güterhersteller da zu sein, sondern um diese Maschine am Laufen zu halten. Inzwischen werden manche Unternehmen schon nach zwei Jahren weiterverkauft; sanieren lassen sie sich in so kurzer Zeit kaum. Immer öfter lassen Fonds sich von ihren Firmen Gebühren oder – schuldenfinanziert – üppige Dividenden zahlen. »Die Maschine ist in den vergangenen zwei Jahren immer schneller geworden«, sagt Stephan Illenberger von Axa Private Equity. Das Geld, das die Anleger von den Fonds zurückbekommen, investieren sie direkt wieder hinein – die Maschine beschleunigt erneut. Der Investitionsdruck steigt, die Kaufpreise steigen. Und der Anteil der Kreditfinanzierung an den Kaufpreisen wächst.

Die Maschine läuft heiß.

Eigentümer der Maschine sind – wir alle. Millionen Deutsche haben für ihre Altersvorsorge eine Lebensversicherung abgeschlossen. Und die Versicherungsfirmen investieren vermehrt in Private Equity. Beispiel Allianz: »Unser größter Investor ist die Lebensversicherungssparte«, sagt Thomas Pütter, Chef der Allianz-Tochtergesellschaft Allianz Capital Partners (ACP). Über ACP und eine weitere Tochterfirma hat die Allianz zwei Milliarden Euro fest investiert. Insgesamt steckt das Unternehmen ein bis zwei Prozent aller Anlagen in Private Equity – ein Wert, der typisch für die Branche ist und noch weit unter dem gesetzlich Möglichen liegt. Etwa 130 Millionen Euro, die vorrangig aus Lebensversicherungen stammen, hat der Finanzkonzern Wüstenrot & Württembergische den Firmenjägern anvertraut. Selbst die Erträge, aus denen sich die Betriebsrenten von 50 000 Zahlungsempfängern der Bayer-Pensionskasse speisen, basieren, wenn auch zu geringen Teilen, auf Private Equity.

Weit bedeutsamer sind ausländische Investoren, die oft 10 oder 15 Prozent ihres Geldes in die Branche stecken. 20 Milliarden Euro hat Alpinvest investiert – die Gesellschaft legt das Geld zweier Fonds an, die vielen niederländischen Angestellten ihre Pensionen zahlen. Calpers, der Fonds für die Pensionen öffentlicher Angestellter in Kalifornien, zählt mit 21 Milliarden Dollar ebenfalls zu den Investoren. Auch dabei: die französische Versicherung Axa mit rund drei Milliarden Euro, die Universitäten Yale und Harvard, das Metropolitan Museum of Art, ja selbst die Weltbank.

Die Herrscher über die Maschine sind die Firmenjäger. Längst sind Männer wie Henry Kravis (KKR) oder Stephen Schwarzman (Blackstone) Ikonen der Finanzwelt, ihre Fonds geheime Giganten der Weltwirtschaft. Ihnen gehören Firmen wie Toys 'R' Us, Tommy Hilfiger, Woolworth, Europcar, Rodenstock oder Der Grüne Punkt. Blackstone allein ist an 45 Firmen mit rund 350 000 Beschäftigten und 72 Milliarden Dollar Gesamtumsatz beteiligt.

Verdienen können die Fondslenker mehr denn je. Von der Bruttorendite eines Investments kassieren sie 20 Prozent, das Geld wird auf die meist selbst investierten Fondsmanager verteilt. Topverdiener unter ihnen kommen laut Insidern auf 10 bis 20 Millionen Euro pro Jahr. Dazu kommt: Für das Management der Beteiligungen kassieren die Fonds jährlich 1,5 bis 2 Prozent des Fondsvolumens. So gerechnet, kann Blackstone bei seinem Rekordfonds jedes Jahr bis zu 312 Millionen Dollar vereinnahmen – ohne eine Wertsteigerung erzielt zu haben.

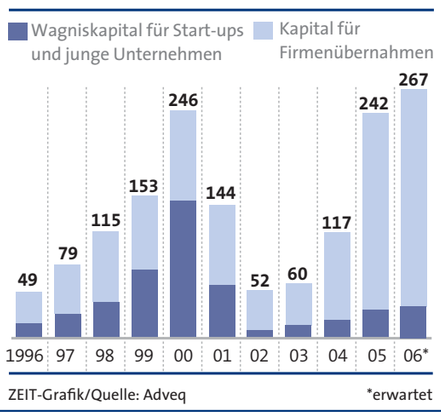
Mögen die Verwaltungskosten angesichts der heutigen Größe vieler Fondsgesellschaften noch erklärbar sein, so sorgt die Praxis vor allem amerikanischer Fonds für Ärger, die sich von gekauften Firmen großzügig Gebühren zahlen lassen – für Tätigkeiten, die doch zur Kernaufgabe gehören. Nachdem zum Beispiel Blackstone 2004 Celanese erworben hatte, nahm der Fonds die Chemiefirma in Deutschland von der Börse, nur um sie später in den USA wieder dorthin zu bringen. Für eine Beratung respektive für deren Beendigung strich Blackstone von Celanese laut der US-Börsenaufsicht SEC 45 Millionen Dollar ein. Ähnliche Fälle gibt es viele.

Hauptbeschleuniger des Geldstroms sind indes die so genannten Rekapitalisierungen. Dabei würden den Unternehmen per Kredit oder Anleihe »meist schlicht mehr Schulden« aufgeladen, sagt Joachim Spill, Private-Equity-Experte der Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Ernst & Young. Das Ziel: den Fonds und damit den Anlegern hohe Dividenden auszahlen, mit denen sie ihr eingesetztes Kapital schnell wieder herausholen können, ja oft sogar mehr als das. Prominente deutsche Beispiele für diese *recaps* sind der Verlag Springer Science und der Raststättenbetreiber Tank & Rast. Der Chemiekonzern Cognis erlebte gleich mehrere Rekapitalisierungen. Das Unternehmen schüttete rund 800 Millionen Euro an Permira und Goldman Sachs aus. Die sind so nun schon im Plus – und nach wie vor die Eigentümer. Laut der Schweizer Beratungsfirma SCM speisten sich vergangenes Jahr in Europa 25 Prozent aller Mittelrückflüsse aus *recaps*. Weltweit hat die

Fortsetzung *auf Seite 20*

Neues Hoch

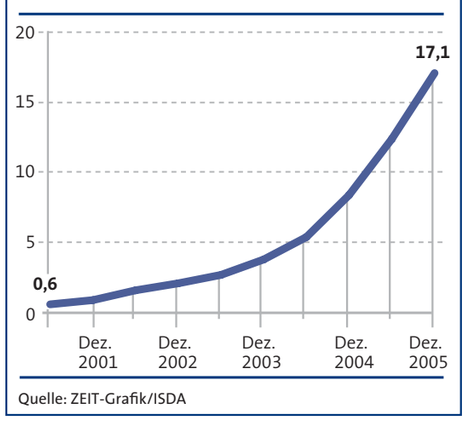
Weltweite Kapitalzuflüsse an Finanzinvestoren in Milliarden Dollar



ZEIT-Grafik/Quelle: Adveq *erwartet

Gefährlicher Boom

Volumen ausstehender Kreditderivate Nominalwert in Billionen US-Dollar (weltweit)



Quelle: ZEIT-Grafik/ISDA

Ende der Kleinlichkeit

Das Wachstum spült dem Staat Milliarden zu. Und jetzt?

Dass Deutschland das noch mal erleben darf: Seine Koalitionspolitiker streiten darum, was mit überschüssigen Milliarden geschehen soll. Nicht ein oder zwei Milliarden; gemessen an den zweckpessimistischen Vorgaben zur Jahreswende, könnten es – durch zusätzliche Steuern und den Überschuss der Bundesagentur für Arbeit – zwanzig werden.

Das ist eine große Summe. Sie verlangt einen großen Plan. Und erst einmal die Einsicht, dass es nur einen Weg aus der Finanz- und Jobmisere dieses Jahrzehnts gibt: Wachstum. Viele Deutsche, auch Politiker, hatten längst die Dynamik eines echten Aufschwungs vergessen. Ein ums andere Mal waren sie optimistischen Prognosen aufgesessen und lernten schließlich mit der Stagnation zu leben. Doch dank gewaltiger Anstrengungen in den Betrieben und nicht so gewaltiger in Berlin kann die deutsche Wirtschaft wieder wachsen, neue Jobs kreieren und mehr Steuern zahlen. Jetzt kann, jetzt muss sich auch die Politik wieder ehrgeizigere Ziele setzen.

Die Gefahr ist aber real: Die Politiker in Bund und Ländern lassen diesen wichtigen Moment der deutschen Rekonvaleszenz verstreichen und das schöne Geld im Klein-Klein versickern. Ein paar Milliarden als weiteres Konjunkturprogramm, ein bisschen für die Länder(chefs), etwas für den Bundesfinanzminister, ein Polster für schlechtere Zeiten in der Bundesagentur – schon wäre alles weg, ohne dass viel Neues entstünde.

Wichtig ist es stattdessen, mit dem Geld ein großes Unterfangen zu finanzieren, ein lautes Signal für Wachstum. Am besten, indem die Bürger ihr Geld zurückbekommen – als niedrigere Lohnnebenkosten für Arbeitslosigkeit und Gesundheit oder indem die Mehrwertsteuer nicht steigt, wie einst in vollkommen anderer Konjunkturlage geplant. Wenn das nicht mehr geht, dann gibt es noch andere lohnende Unterfangen.

Die Bundesregierung könnte in wenigen Schritten den ausgeglichenen Haushalt ansteuern; ohnedies soll das Defizit 2007 weiter sinken. Auch wenn Rot-Grün daran scheiterte – das Ziel ist riesig und riesig lohnend. Schließlich hat der Staat zuletzt immer auf Kosten der nächsten Generation gelebt, als er viele eigene Unternehmen verkaufte und trotzdem noch Rekordschulden aufnahm. Und wenn es doch mehr Ausgaben sein sollen, dann bitte auch für die Jungen. Man stelle sich vor, das neue Geld flösse in eine Bildungsinitiative, um die teils klammen und teils bloß mittelmäßigen Schulen in die internationale Spitzenklasse zu katapultieren.

Es ginge wieder was in Deutschland. Auch in der Politik. Nur wer sich etwas zutraut, demonstriert auch Vertrauen in die Volkswirtschaft. Sie hat es sich verdient. **UWE JEAN HEUSER**

60 SEKUNDEN FÜR

Walter und Joe

Hätte er bloß einen Bausparvertrag gehabt. Dann müsste Josef »Joe« Ackermann, der Chef der Deutschen Bank, jetzt nicht in seinem Haus am Südhang des Zürichberges sitzen und diese Geschichten über sich lesen. Wie sich die Leute lustig machen, nur weil er einem Magazin gestand, er sei »kein Mensch des Luxus«. Na gut, er besitzt einen Porsche und einen Flügel von Steinway und dazu dieses Haus oberhalb des Zürichsees. Aber was wissen die Leute schon? Hätte er damals 'nen ordentlichen Bausparvertrag gehabt, ja dann hätte er es hausmäßig so richtig krachen lassen. Aber so? So bewohnt er nur eine groß geratene Doppelhaushälfte. Und nebenan wohnt Walter.

Auch Walter ist Banker, und wenn er abends klopft, dann bestimmt nicht, weil ihm mal wieder das Mehl ausgegangen ist. Walter will's dann wissen. Man kann sich das schon vorstellen, zwei Männer auf der Terrasse, in der Hand ein Glas Bordeaux, und dann wird verglichen: mein Porsche, mein Flügel, meine Haushälfte. Das ist kein Luxus. Das ist *competition.*

Nur manchmal, wenn er genug davon hat, sich immer und immer wieder messen zu müssen, erst recht mit dem Nachbarn, manchmal also setzt sich Joe dann an den Steinway und klimpert versonnen *I did it my way.* Und Walter pfeift dazu auf dem Hals einer leeren Bordeauxflasche. **MARC BROST**

Das 20-Billionen-Dollar-Risiko

Die spekulativen Hedge-Fonds haben eine neue Spielwiese gefunden: Den Handel mit Firmenschulden. Kleine Krisen konnten sie bisher abwehren. Aber was geschieht, wenn es ernst wird? VON HEIKE BUCHTER UND ROBERT VON HEUSINGER

Eine solche Wucht hatte die Wall Street nie zuvor erlebt: Innerhalb weniger Jahre sammelten Spekulanten Milliarden Dollar ein; mittels neuer Finanzinstrumente sprengten sie ganze Konzerne. So gut wie jedes größere Unternehmen geriet in ihr Visier. Der Höhepunkt war die 30 Milliarden Dollar schwere feindliche Übernahme des Nahrungsmittelkonzerns RJR Nabisco. Das war 1989.

Zwei Jahre zuvor hatte ein Kinofilm Premiere gefeiert, der wie kein anderer das Lebensgefühl dieser Jahre zeigte: In *Wall Street* verkörperte Michael Douglas den Firmenjäger Gordon Gekko, der Unternehmen nur aufkaufte, um sie anschließend aufzulösen – aus reinem Gewinnstreben. Die neuen Finanzinstrumente, die das ermöglichten, hießen Junk Bonds, hoch spekulative Unternehmensanleihen. Lange Zeit galten sie als unverkäuflich, es gab weder einen Markt, geschweige denn einen liquiden Handel. Erst Michael Milken, der Star der Szene, entdeckte Ende der siebziger Jahre, wie sich die Schuldscheine angeschlagener Unternehmen als hoch rentable Zockerpapiere einsetzen ließen. Dieses Wissen machten sich die Firmenjäger zunutze. Sie waren nun unabhängig von Bankkrediten in der Lage, immer schwerere Firmenübernahmen zu finanzieren. Die Spekulation krachte in sich zusammen, als in der Rezession Ende der Achtziger die überschuldeten Unternehmen zahlungsunfähig wurden. Die Investoren blieben auf wertlosen Schrottanleihen sitzen, die finanzierenden Banken rutschten in die Krise. Milken selbst wanderte sogar wegen Insiderhandels hinter Gitter.

Firmen aufkaufen, mit Schulden beladen und einen Dummen finden …

Heute wiederholt sich das alte Spiel. Nur mit anderen Spielern.

Firmen aufkaufen, mit hohen Schulden beladen und einen Dummen finden, der die Schulden kauft: In den Achtzigern waren es die amerikanischen Sparkassen und Pensionsfonds, die den Firmenjägern die Schulden abnahmen. Heute sind es die Hedge-Fonds. Ihnen eilt seit je der Ruf voraus, eine unbändige Macht am Finanzmarkt zu sein. Anfang der neunziger Jahre war es George Soros mit seinem Hedge-Fonds, der das britische Pfund aus dem Europäischen Wechselkurssystem kegelte und mehr als eine Milliarde Dollar Gewinn einstrich. Ende der neunziger Jahre verzockte sich der von Nobelpreisträgern beratene Fonds Long Term Capital Management – die Welt rutschte an den Rand einer Finanzkrise. Und vergangenes Jahr sorgte der Brite Chris Hohn mit seinem Fonds TCI für Aufruhr, als er Werner Seifert, den Chef der Deutschen Börse, herauswarf – ohne eine Kontrollmehrheit an der Börse zu besitzen.

Hedge-Fonds sind die Alleskönner unter den Investoren. Sie unterliegen keinen Anlagevorschriften und spekulieren mit Aktien genauso wie mit Kunstwerken oder Firmenanteiler. Doch was Notenbanker und Finanzaufseher weltweit beunruhigt, ist ihr neues Betätigungsfeld: die Spekulation mit Kreditderivaten. Mit diesen Finanzinstrumenten haben Hedge-Fonds den riskanten Modellen der Firmenjäger neuen Auftrieb verschafft. »Die Masse der weitergereichten Kredite wird von Hedge-Fonds aufgesaugt«, sagt Stefan Hepp, Chef der Schweizer SCM Strategic Management Consulting.

Kreditderivate sind eine Art Versicherung, mit der Banken das Schuldenrisiko eines Unternehmens absichern können. Damit schützen sich Banken etwa vor dem Totalausfall ihrer Schuldner. Die Hedge-Fonds erhalten dafür eine Prämie, müssen aber im Gegenzug die Kreditausfälle der Banken ausgleichen. Das Problem: Kreditderivate werden an keiner Börse gehandelt, sondern over the counter (OTC), nur zwischen zwei Parteien. Zudem sind sie kaum standardisiert. »Bei jedem fünften Fall gibt es Rechtsstreitigkeiten darüber, wer für wie viel Prozent des eingetretenen Schadens haftet«, sagt Bernd Berg, Hedge-Fonds-Experte und Geschäftsführer von BB Consulting.

Die Finanzaufseher macht das zunehmend nervös. Knapp 20 Billionen Dollar beträgt das weltweite Volumen der Kreditderivate nach Angaben der International Swaps and Derivatives Association (ISDA). Zuletzt wuchsen vor allem Kreditderivate auf riskante Schuldner ungewöhnlich schnell, hat die Rating-Agentur Fitch herausgefunden. Ihr Anteil am gesamten Kreditderivatemarkt stieg von 5 Prozent im Jahr 2002 auf mehr als 20 Prozent. Dahinter stecken Hedge-Fonds, die scharf auf das hohe Risiko sind. Ähnlich rasant ist das Wachstum der Hedge-Fonds-Branche insgesamt, die es nach Angaben der Europäischen Zentralbank inzwischen auf rund 7000 Einzelfonds mit einem Anlagevolumen von 1,4 Billionen Dollar bringt. Aber: Erst durch ihre durchschnittliche Verschuldung vom Drei- bis Vierfachen des Anlagevolumens und ihren aktiven Handelsstil avancierten sie zur »neuen Großmacht an den Finanzmärkten«, so Fondsexperte Berg.

Erst im Mai forderte Timothy Geithner die Banken auf, einen »kühlen, harten Blick« auf die Summen zu werfen, die sie Hedge-Fonds leihen. Geithner weiß, wovon er spricht. Er ist Chef der New York Fed, jener Notenbank, die für das amerikanische Federal Reserve System den Kontakt zu den Banken hält. Auch Emil Henry, zuständig für Banken und Fonds im US-Finanzministerium, gab unlängst folgende Losung aus: Am besten könne das Risiko beobachtet werden, wenn man sich auf die »Verbindung von Hedge-Fonds und den OTC-Derivatemärkten, speziell den Kreditderivaten« konzentriere.

Die Sorge der Aufseher gilt nicht einzelnen Hedge-Fonds, die sich verspekulieren und Pleite gehen. Sie fürchten das Risiko im System: dass die Pleite eines Fonds andere Fonds oder Banken mitreißt und auf diese Weise die Stabilität des globalen Finanzsystems gefährdet. Die Banken sind ja nicht nur Versicherungsnehmer bei den Hedge-Fonds, sie gewähren diesen auch die Kredite, um ein größeres Rad zu drehen. Die Ansteckungsgefahr beschreibt der Internationale Währungsfonds in seinem jüngsten Finanzmarktstabilitätsbericht sehr anschaulich. Wenn sich die Kreditqualität eines großen Schuldners stark verschlechtere, könne das am Kreditderivatemarkt zu Verwerfungen führen. Die auf Kredit spekulierenden Hedge-Fonds könnten gezwungen sein, andere Titel abzustoßen, um ihr Risiko in den Griff zu bekommen. So könnte das Problem auf der Kreditseite Verwerfungen in anderen Finanzmärkten auslösen.

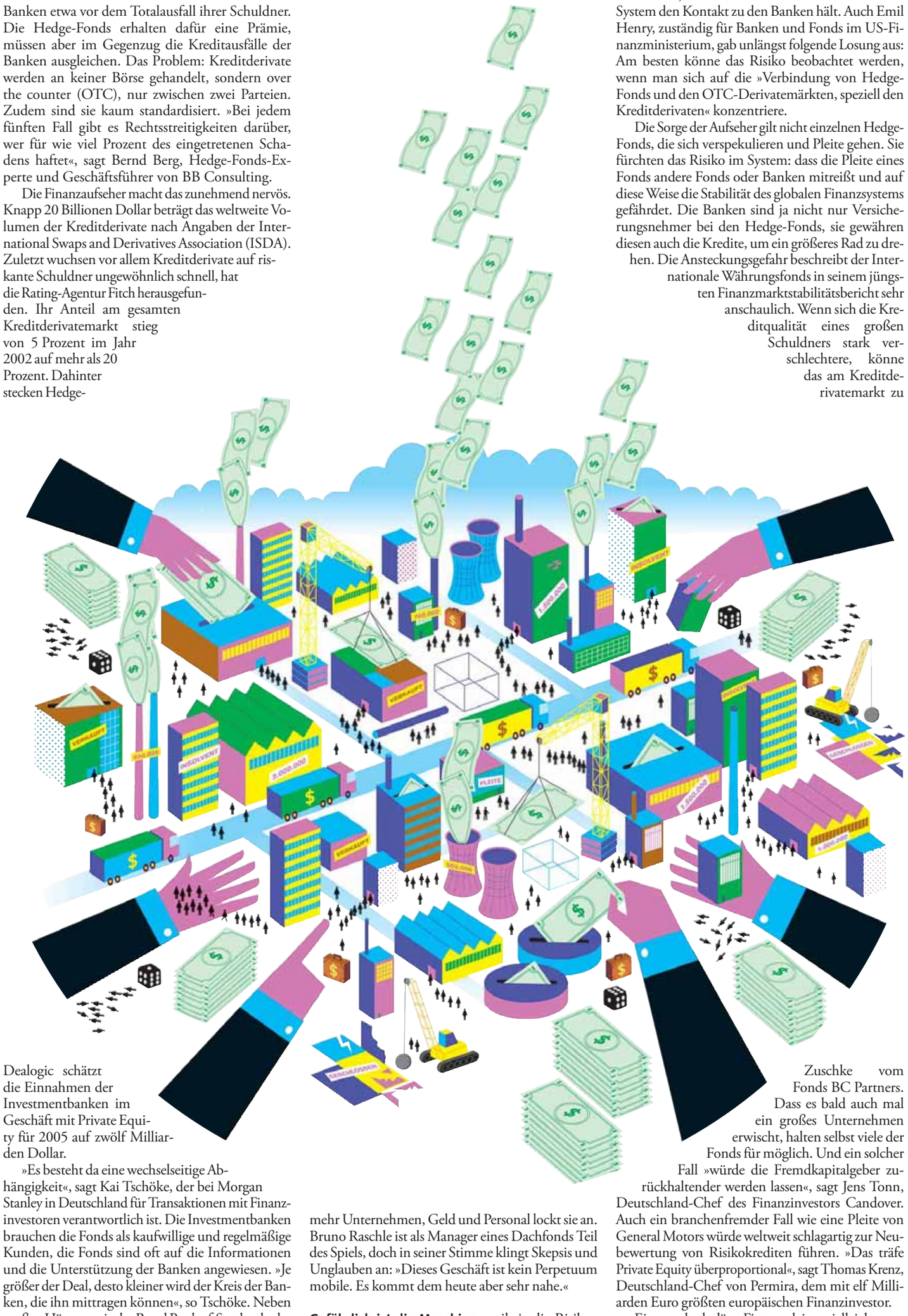
Hinzu kommt, dass Kreditderivate noch nicht unter widrigen Bedingungen getestet worden sind. »Ihre Bewährungsprobe steht noch aus«, sagt Leslie Rahl, die in den Achtzigern die Derivateabteilung der US-Großbank Citigroup leitete und heute ihre eigene Beraterfirma Capital Market Risk Advisors hat. In den vergangenen Jahren seien die Zinsen historisch niedrig gewesen, zudem habe die Weltkonjunktur gebrummt. Doch was geschieht, wenn der Abschwung kommt?

Ein erster Schock: Große US-Konzerne werden herabgestuft

Einen Vorgeschmack bekamen Händler, Investoren und Aufseher im vergangenen Jahr. Als die Rating-Agentur Standard & Poor's Anfang Mai ihre Bonitätseinstufung für Ford und General Motors von »relativ sicher« auf »riskanter Schuldner« senkte, traf das den Markt für Kreditderivate wie eine Bombe. Ford und GM zählen zu den größten Industrieschuldnern der Welt, mit zusammen rund 450 Milliarden Dollar ausstehenden Anleihen. Plötzlich stürzten auch die Aktienpreise großer Investmentbanken wie die der Deutschen Bank ab. In Gerüchten war von Schieflagen bei großen Hedge-Fonds die Rede, gepaart mit Problemen bei Investmentbanken, die im Geschäft mit Kreditderivaten sehr aktiv sind. Mehrere Hedge-Fonds und die Deutsche Bank sahen sich genötigt, die Gerüchte öffentlich oder auf Analystenkonferenzen zu dementieren. Das Desaster blieb aus. Das lag vor allem an den beiden anderen Rating-Agenturen, die ihre Bonitätseinschätzung auf »relativ sicher« beließen. Denn Anlagevorschriften in Amerika erlauben es einer Vielzahl regulierter Fonds nicht, spekulative Anleihen zu halten. Hätte eine zweite Rating-Agentur den Daumen gesenkt, hätte dem Markt eine Verkaufswelle bevorgestanden.

Die Gefahr ist da. Doch auch in Zukunft wird viel Geld in die globale Zockerbranche strömen. Sowohl in Europa als auch in Amerika werden gerade ohne viel Aufhebens Gesetzentwürfe verabschiedet, die es Pensionsfonds erleichtern, mehr Geld in Hedge-Fonds zu stecken. Von Regulierung ist zwar immer wieder die Rede, gehandelt wurde bisher indes nicht. Noch immer müssen Hedge-Fonds weder die Höhe ihrer Fremdfinanzierung noch das eingegangene Risiko veröffentlichen.

Auch der Markt für Schrottanleihen wurde erst Ende der achtziger Jahren reguliert – als die Verluste bereits in der Welt waren.



In der Hand der …

Fortsetzung *von Seite 19*

Ratingagentur Standard & Poor's (S&P) über drei Jahre hinweg einen »steilen Anstieg« dieser Praxis beobachtet.

Es ist ein Trend, der selbst die Kritik der Wohlgesinnten hervorruft. »Heutzutage können Übernahmen oft schon sehr schnell Einnahmen bringen, lange bevor in den Unternehmen ein erkennbarer Umschwung zum Besseren eingesetzt hat«, lästert das *Wall Street Journal*. »Die Mode der fremdfinanzierten Rekapitalisierungen wiederholt den Dotcom-Wahn«, befindet die *Financial Times*.

Problematisch sind Rekapitalisierungen gleich aus mehreren Gründen. Laut einer aktuellen Studie von S & P kämpfen »viele der betroffenen Unternehmen mit Schuldenlasten, die ihre Kreditwürdigkeit haben erodieren lassen«. Die Gefahr, dass Kredite notleidend werden, sei real, warnt S & P. Hat eine Firma keinen Puffer mehr, können schon kleine Konjunkturdellen zum Problem werden. »Man kann nicht eine Rekapitalisierung nach der anderen machen. Unternehmen haben ihre Grenzen«, sagt Stephan Illenberger von Axa Private Equity. »Seit ein paar Monaten« würden Rekapitalisierungen selbst in der Branche diskutiert. Kein Wunder, rühren sie doch am sonst gebetsmühlenhaft wiederholten Selbstverständnis, unternehmerisch zu wirken und erst beim Ausstieg den durchs Risiko verdienten Schnitt zu machen. Rekapitalisierungen reduzieren das Risiko des Verlusts aber schnell auf null. Wie intensiv kümmern sich Fondsmanager dann noch um die Beteiligung? Für KKR ist dies ein Grund, diese Art von Geldrückfluss abzulehnen.

Antreiber der Maschine ist eine ganze Industrie von Dienstleistern, die gut an ihr verdienen. Sie alle haben ein Interesse daran, dass die Maschine im Schatten der öffentlichen Kapitalmärkte weiterläuft. Und dass weiter die Intransparenz und die hohen Erwartungen vorherrschen, die höchste Renditen überhaupt erst ermöglichen.

Allen voran befeuern große Investmentbanken wie JP Morgan, Merrill Lynch oder Goldman Sachs die Maschine immer wieder neu. Sie informierten heute die Private-Equity-Häuser stets als Erste über neue Kaufangebote, heißt es. Im Geschäft mit Fusionen und Übernahmen, kolportieren Szenekenner unwidersprochen, seien neun der zehn größten Gebührenzahler der Wall Street Firmenjäger – KKR, Blackstone, die Texas Pacific Group (TPG) und andere. Was alles geht, zeigte Merrill Lynch: Beim Kauf von HCA beriet die Bank das Fondskonsortium, arrangierte den zweistelligen Milliardenkredit mit und trat als Ko-Investor auf. Der Informationsdienst Dealogic schätzt die Einnahmen der Investmentbanken im Geschäft mit Private Equity für 2005 auf zwölf Milliarden Dollar.

»Es besteht da eine wechselseitige Abhängigkeit«, sagt Kai Tschöke, der bei Morgan Stanley in Deutschland für Transaktionen mit Finanzinvestoren verantwortlich ist. Die Investmentbanken brauchen die Fonds als kaufwillige und regelmäßige Kunden, die Fonds sind oft auf die Informationen und die Unterstützung der Banken angewiesen. »Je größer der Deal, desto kleiner wird der Kreis der Banken, die ihn mittragen können«, so Tschöke. Neben großen Häusern wie der Royal Bank of Scotland oder der Deutschen Bank können nur Investmentbanken die Milliardenkredite strukturieren und in die eigene Bilanz aufnehmen. Und alle freuen sich über Gebühren von etwa zwei Prozent des Kreditvolumens.

Andere Profiteure des Booms sind Anwälte und Unternehmensberater. Letztere verdienen heute insbesondere in Europa einen stattlichen Teil ihres Umsatzes mit Restrukturierungen oder der Prüfung von Kaufkandidaten für Finanzinvestoren. Personalberatern bringen Wechsel im Chefsessel neue Aufträge ein. Auch die Firmenmanager selbst profitieren. Wer mit eigenem Geld mit einsteigt, kann im Erfolgsfall mit ein- oder gar zweistelligen Millionenerträgen rechnen. Wie verlockend Geld und unternehmerische Freiheit sind, zeigten jüngst die spektakulären Wechsel des früheren Swisscom-Chefs Jens Alder zur dänischen TDC und von David Calhoun, Topmanager beim Industrieriesen General Electric, zum niederländischen Medienkonzern VNU. Beide, TDC und VNU, gehören Finanzinvestoren.

»Der Boom von Private Equity hat einen sich selbst verstärkenden Effekt«, sagt Stefan Hepp von SCM. Je größer und erfolgreicher die Maschine wird, desto mehr Unternehmen, Geld und Personal lockt sie an. Bruno Raschle ist als Manager eines Dachfonds Teil des Spiels, doch in seiner Stimme klingt Skepsis und Unglauben an: »Dieses Geschäft ist kein Perpetuum mobile. Es kommt dem heute aber sehr nahe.«

Gefährlich ist die Maschine, weil sie die Risiken immer systematischer den Unternehmen, Banken und Hedge-Fonds auflädt und eine Krise immer höhere Wellen schlagen würde. Noch erlaubt das wirtschaftliche Umfeld hohe Schulden beim Kauf, Rekapitalisierungen sowie *quick flipps,* also Weiterverkäufe oder Börsengänge binnen 24 Monaten. Was aber, wenn sich das Umfeld ändert? Im April warnte der Internationale Währungsfonds vor dem »aggressiveren Übernahmestil« und dem steigenden Risiko für die Stabilität der Finanzmärkte.

Gefahren lauern an mehreren Stellen. Da sind die Notenbankzinsen, die seit kurzem wieder steigen und in Europa wohl weiter zulegen werden. Den derzeit, wie es ein Fondsmanager formuliert, »extrem aggressiven« Markt für neue Kredite mag dies beruhigen – derweil erschwert es vielen Unternehmen, die ihnen aufgebürdeten Kredite zu bedienen. Noch riskanter dürften Einbrüche auf der Einnahmenseite dieser Firmen sein. Sie könnten die Gewinne, die derzeit noch vielfach auf Rekordniveau liegen, sinken lassen.

Die Banken zeigen sich weiter freigebig. »Die Situation wird sich erst ändern, wenn ein großes Unternehmen gegen die Wand fährt«, prophezeit Stefan Zuschke vom Fonds BC Partners. Dass es bald auch mal ein großes Unternehmen erwischt, halten selbst viele der Fonds für möglich. Und ein solcher Fall »würde die Fremdkapitalgeber zurückhaltender werden lassen«, sagt Jens Tonn, Deutschland-Chef des Finanzinvestors Candover. Auch ein branchenfremder Fall wie eine Pleite von General Motors würde weltweit schlagartig zur Neubewertung von Risikokrediten führen. »Das träfe Private Equity überproportional«, sagt Thomas Krenz, Deutschland-Chef von Permira, dem mit elf Milliarden Euro größten europäischen Finanzinvestor.

Eine spektakuläre Firmenpleite, vielleicht verbunden mit der Entlassung von Zehntausenden, könnte auch die Anleger verunsichern. Versiegte dann neben den Krediten aber auch der Eigenkapitalstrom, könnte ein Engpass drohen, weil die Finanzinvestoren kaum mehr Käufer für ihre Investments fänden. Die Preise würden sinken, ebenso die Renditen. Kredite ließen sich nur noch schwer zurückzahlen. Bliebe die Börse – doch in einem solchen Szenario würde kein Börsengang gelingen.

Die Maschine käme abrupt zum Stehen.

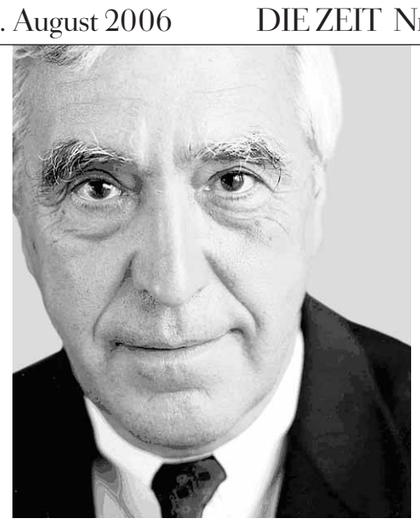
Funken schlägt die Maschine schon jetzt. Kleine Krisenfälle häufen sich. Mal werfen zu hohe Schulden alle schönen Pläne über den Haufen – wie bei den Autozulieferern Honsel und Edscha. Mal sind es unerwartete Einbrüche des Geschäfts – wie beim Autotürschlosshersteller Kiekert. Fragwürdig ist auch der Trend zu *club deals,* bei denen sich mehrere Fonds zwecks einer großen Übernahme zusammenschließen – mit dem Effekt, dass sich das Geld, welches die Anleger zuvor über mehrere Fonds gestreut haben, an derselben Risikostelle wiederfindet. Amerikanische Großinvestoren wie der Pensionsfonds für Angestellte des Bundesstaates Pennsylvania, SERS, sehen das inzwischen kritisch. »Es gibt Sorgen über das, was im Markt geschieht«, sagte Peter Gilbert, der für die Geldanlagen verantwortliche Manager der *Financial Times.* Als Warnzeichen gelten auch die vielen Angebote für Privatanleger, mit relativ kleinen Einlagen indirekt ins große Private-Equity-Geschäft einzusteigen. »Immer wenn es Produkte für den Privatanleger gibt, ist das für mich ein Signal, dass das Geschäft in einen Hype gerät und man vorsichtig sein muss«, sagt Detlef Mackewicz von Avida Advisers, einer Beratungsfirma für institutionelle Anleger. Aufhorchen lässt zudem, dass – getrieben von Private Equity – der Markt für Ramschanleihen, für Anleihen von Unternehmen geringer Bonität, derzeit in Europa Rekordhöhen erklimmt. KKR etwa will den Kauf der Halbleitersparte von Philips angeblich mit einer Ramschanleihe über 4,5 Milliarden Euro finanzieren; es wäre die größte je in Europa ausgegebene.

Stärkster Indikator für das steigende Risiko ist das Verhalten der Finanzinvestoren selbst. So haben Blackstone und Carlyle vor einiger Zeit *distressed funds* mit Hunderten Millionen Dollar aufgemacht – Fonds, die ihr Geld in notleidende Kredite und Firmen investieren. Offenbar scheint ihnen dieses bisher Spezialisten vorbehaltene Terrain nun zukunftsträchtig. Tatsächlich arbeiten viele Fonds längst nicht so erfolgreich wie die wenigen Marktführer. »Private-Equity-Gesellschaften werden zu den großen Lieferanten der *distressed debt* gehören«, sagt Martin Fridson vom Informationsdienst Distressed Debt Investor.

Die nun aufkommende Kritik an der Maschine ist keine grundsätzliche Kritik an deren Geschäft. Es geht weniger ums Ob als ums Wie. Um das richtige Maß. Um Transparenz. Es geht um die Frage, ob wichtige Fonds derzeit alles, was möglich ist, auch ausreizen und die ersten Dominosteine zu Fall bringen. Private Equity in seinen neuen Ausmaßen trägt nicht mehr nur den Investoren gegenüber Verantwortung. Den Arbeitern in den Unternehmen aber, den Kreditgebern, dem Staat – ihnen bleibt derzeit nur, den Fondsmanagern zu glauben, dass sie ihr undurchsichtiges Handwerk beherrschen und sich nicht verkalkulieren. »Es gibt da eine kleine Gruppe von Machern, die nicht auf den Kapitalmarkt wettet, sondern auf ihre Fähigkeiten, Unternehmen neu zu positionieren und profitabel zu gestalten«, sagt Adveqs Raschle. Ihr Einsatz steigt, und der Ausgang der Wette ist ungewiss.

MITARBEIT: **HEIKE BUCHTER**

Weitere Informationen im Internet: **www.zeit.de/finanzen**



WERNER WIMMER bewilligte die Kredite

Die **BKK HEILBERUFE** klagt

Die **APOTHEKERBANK** steht vor Gericht

ULLA SCHMIDT schaute weg

Fotos (v.l.n.r.): Archiv DZ; Emblem am Hauptgebäude der BKK für Heilberufe/Dirk Krüll für DIE ZEIT; Deutsche Apotheker- und Ärztebank; Stefan Boness/Ipon (Ausschnitt)

Schulden statt höherer Beiträge: Geduldet von Aufsichtsbehörden und Politik, haben die Krankenkassen Milliardenkredite aufgenommen. Doch das ist verboten **CERSTIN GAMMELIN**

Das große Mauscheln

Ein Kunde klagt gegen seine Bank. Das Kreditinstitut habe ihm ein Darlehen bewilligt – und damit wissentlich gegen geltendes Recht verstoßen. Folglich sei die Restschuld hinfällig. Knapp zwei Jahre lang lag der brisante Fall beim Landgericht Düsseldorf. Im Mai wurde die Klage dann abgewiesen. Jetzt beschäftigt sich das Oberlandesgericht mit der Berufung. Das Urteil wird im Mai 2007 erwartet.

Der Fall hat sich im deutschen Gesundheitswesen zugetragen. Im Jahr 2001 habe die BKK Heilberufe in Düsseldorf, eine große Betriebskrankenkasse, »eine wirtschaftliche Schieflage entdeckt«, sagt Jürgen Körner, heute Sprecher der BKK. In den Kassen klaffte ein Loch von 370 Millionen Euro. Doch die Versicherung erhöhte nicht etwa – wie im Sozialgesetzbuch vorgesehen – ihre Beitragssätze, um das Defizit auszugleichen. Vielmehr beantragte der Vorstand mehrere Kredite. Gesetzlich verboten sei das damals schon gewesen, sagt Körner.

Dass das Geld dennoch floss, verdankte die Kasse einem Netz williger Mitspieler. Da waren zunächst die sehr persönlichen Beziehungen zur Ärzte- und Apothekerbank (apobank) in Düsseldorf. Gesetzliche Kassen seien »nicht die typische Klientel«, wiegelt dort eine Sprecherin ab. Für die BKK Heilberufe habe man eine Ausnahme gemacht, wegen »der Nähe der Heilberufe zu Ärzten und Apothekern«. Werner Wimmer, damals Vorstandssprecher der Bank, bewilligte die Darlehen. Probleme mit dem Verwaltungsrat der Kasse, der das Geschäft beschloss, gab es nicht: Schließlich war Wimmer selbst dessen Vorsitzender. Auch das Bundesversicherungsamt, das die Kasse beaufsichtigt, und der Bundesverband der Betriebskrankenkassen, der Finanzentscheidungen abnicken muss, machten keinen Ärger.

Doch dann verschärfte sich die Finanzlage in einer Weise, die laut BKK-Bundesvorstand »jedes Unternehmen zur Insolvenzanmeldung getrieben« hätte – nur keine gesetzliche Krankenkasse. Verwaltungsratschef Wimmer ging in Pension. Bundesverband, Aufsichtsbehörde und ein neuer Kassenvorstand fabrizierten ein Sanierungskonzept – und monierten die Kreditvergabe als Verstoß der apobank gegen das Sozialgesetzbuch, wonach es Kassen verboten ist, zum Haushaltsausgleich Darlehen aufzunehmen.

Die BKK Heilberufe ist kein Einzelfall. Bereits Mitte der 1990er Jahre verschuldeten sich ostdeutsche Kassen so hoch, dass der damalige Gesundheitsminister Horst Seehofer im März 1998 per Gesetz einen Riegel vorschob. »Besonders dreist« sei es deshalb, dass sich später immer noch Kassen Geld borgten, kritisiert Gerd Wasem, Gesundheitsökonom an der Universität Essen. Fast ein Drittel der 251 gesetzlichen Krankenkassen schreibt seit Jahren rote Zahlen – Allgemeine Ortskrankenkassen: heute 2,7 Milliarden Euro Schulden, Ersatzkassen: 543 Millionen Euro.

Die Verantwortung für das Finanzdesaster trage die Politik, heißt es jetzt bei den Krankenkassen. »Die Beitragssätze für Arbeitslose wurden drastisch gesenkt«, sagt Gabriele Rähse von der AOK Berlin. »Dadurch wurden die Krankenkassen massiv belastet.« Die Kassen fordern nun, dass der Milliardenüberschuss der Arbeitsagentur an sie ausgezahlt wird. Denn sie hätten die Arbeitslosenversicherung mit jährlich vier Milliarden Euro subventioniert.

Insgesamt summieren sich die Schulden der Krankenkassen auf knapp vier Milliarden Euro. Etwa zwei Milliarden davon entfallen auf Restdarlehen und flexible Überziehungskredite. Hinzu kommen weitere Verbindlichkeiten wie nicht bezahlte Rechnungen von Krankenhäusern und zinslose Darlehen bei der Pfle-

Fortsetzung *auf Seite 22*

»Das ist erkennbarer Unfug«

Ministerin Ulla Schmidt bestreitet, dass die Gesundheitsreform die Kassenbeiträge explodieren lässt. Aber in der Koalition sind selbst Kernpunkte noch umkämpft

Gesundheitsministerin Ulla Schmidt (SPD) gibt sich von der Kritik an den Entwürfen zur Gesundheitsreform unbeeindruckt. »Ich werde darum kämpfen, dass das Gesetz im Parlament eine breite Zustimmung findet«, erklärte die Ministerin am Dienstag gegenüber der *ZEIT*. Dass zahlreiche Abweichler aus den eigenen Reihen das Reformvorhaben zu Fall bringen könnten, befürchtet sie nicht. Die von den Regierungsfraktionen, den Parteispitzen von CDU, CSU und SPD sowie den Bundesländern verabschiedeten Eckpunkte würden in dem Gesetz »eins zu eins« umgesetzt.

Das sah vor einigen Tagen noch ganz anders aus. Am Freitag vergangener Woche lud Staatssekretär Klaus Theo Schröder die Presse zu einem Workshop ein, um die Gesundheitsreform zu erläutern. Zu diesem Zeitpunkt war der erste Arbeitsentwurf für die Reform aber schon wieder obsolet. Die SPD habe ihre »nicht abgestimmten Maximalforderungen« zu Papier gebracht, kritisierte die Union. Etwa 80 Änderungen kassierten die Experten der Regierungsfraktionen sofort. Eine Hand voll weiterer Punkte verwiesen sie zur Einigung in die »politischen Gremien«. Am 4. September beraten die Verhandlungsführer von Regierungsfraktionen und Ländern den nachgebesserten Entwurf. Der offizielle Gesetzentwurf soll im Herbst vorliegen.

»Der Fonds ist politisch unverzichtbar«

Dass die Reform verschoben werden oder sogar scheitern könnte, schließt neben der SPD auch die Union aus. Es werde »wie geplant ein ordentliches Gesetz« zuwege gebracht, erklärt Annette Widmann-Mauz, die Gesundheitsexpertin der Unionsfraktion. Auf jeden Fall werde der neue Gesundheitsfonds kommen, heißt es bei den Fraktionsspitzen. Über ihn sollen ab 2008 die Beiträge zur gesetzlichen Krankenversicherung eingezogen und an die Kassen verteilt werden. Kanzlerin Angela Merkel will den Einheitstopf, SPD-Chef Kurt Beck auch und Ulla Schmidt ebenfalls. »Der Fonds ist politisch unverzichtbar«, sagt Bernd Rürup, Vorsitzender des Sachverständigenrates zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, zur Einigkeit der politisch Verantwortlichen. Schließlich diene er »beiden Koalitionspartnern als Projektionsfläche für die eigenen, unvereinbaren Zukunftsmodelle«. Und die heißen bei der SPD Bürgerversicherung und bei der Union Kopfpauschale.

Der Fonds hilft den Parteien. Den Versicherten wahrscheinlich nicht. In der vergangenen Woche waren Berechnungen der SPD-Fraktion bekannt geworden, nach denen der maximale Beitragssatz für die gesetzliche Krankenversicherung durch den Fonds auf 700 Euro pro Monat steigen könnte. Dazu erklärte Ulla Schmidt am Dienstag zwar: »Das ist erkennbarer Unfug.« Aber tatsächlich steht schon fest, dass die Krankenkassenbeiträge um mindestens 0,5 Prozentpunkte steigen werden – so steht es in den Eckpunkten.

Union und SPD streiten noch, ob der Fonds die Ausgaben der Kassen vollständig decken soll und nach welchem Schlüssel die Kassen finanziell ausgestattet werden. Die Sozialdemokraten und ihre Ministerin drängen auf komplette Kostendeckung und darauf, dass künftig solche Kassen mehr Geld bekommen, die besonders viele Kranke versorgen. Bisher werden die Gelder nach Alter, Geschlecht und Zahl der chronisch kranken Kassenmitglieder zugewiesen. Es sei im Eckpunktepapier beschlossen, dass Krankheitsrisiken »künftig stärker ausgeglichen werden«, sagt Ministerin Schmidt. Die Union lehnt das Ansinnen offiziell aber noch ab, weil sie einen solchen Ausgleich nicht für »manipulationsresistent« hält, wie es Widmann-Mauz formuliert. Die Kassen könnten ihre Zuweisungen geschickt in die Höhe treiben. Außerdem biete der »hundertprozentige Ausgleich der Kosten« keinen Anreiz, effizient zu wirtschaften. Deshalb solle der staatlich kontrollierte Fonds erst mal mit einer abgespeckten Version des Risikostrukturausgleichs eingeführt werden.

Strittig ist unter den Koalitionären auch, wie sie die private Krankenversicherung in die Reform einbinden sollen. Laut Eckpunktepapier gilt als vereinbart, dass private Versicherer künftig einen Basistarif für jedermann ohne Risikoprüfung anbieten müssen. Außerdem sollen ihre Kunden durch Mitnahme ihrer Altersrückstellungen leichter den Anbieter wechseln können – was nach Berechnungen des Finanzministeriums einzelne Prämien um bis zu 36 Prozent steigen lassen könnte. Bernd Rürup bewertet allerdings sowohl die jetzigen Vorschläge als auch die ersten Modellrechnungen kritisch. »Wenn ein Versicherter von einem Unternehmen zum nächsten wechselt, ändern sich die in diesem System versicherten Risiken nicht. Deshalb kann es eigentlich keinen allgemeinen Anstieg der Prämien geben«, sagt der Ökonom.

Und die Opposition? Die FDP zeigt sich vor allem von der Union enttäuscht. Die Christdemokraten hätten der »basarähnlichen Verhandlungsstrategie der SPD« kaum Substanzielles entgegengesetzt, kritisiert Daniel Bahr, gesundheitspolitischer Sprecher der Liberalen. Dabei sei die Taktik der Ministerin längst bekannt. Zuerst eile sie mit ihren Maximalforderungen über das Ziel hinaus, dann hole die Union zwar einige kritische Punkte zurück. Übrig blieben allerdings, so Bahr, »immer die Ziele von Ulla Schmidt«.

CERSTIN GAMMELIN

Fotos: Firma Dinkelacker GmbH

Maßschuhe aus dem Automaten

Fast wie handgefertigt, aber nicht so teuer: Die Zunft der Schuhmacher entdeckt Spezialmaschinen

VON ULRICH VIEHÖVER

Es gibt nur wenige Waren, die im Grunde keiner braucht, aber alle haben wollen. Handgefertigte Schuhe zum Beispiel. Auch wenn sie viel Geld kosten: Stetig mehr Kunden – und nicht nur die ganz Reichen – entdecken den Wert von gediegenem, fußgerechtem Schuhwerk. »Es geht aufwärts mit der Handarbeit«, sagt Helmut Farnschläder, der Präsident des Deutschen Schuhmacherhandwerks. Entsprechend wächst die Zahl jener Schuhmacher und Manufakturen, die sich aufs klassische Handwerk besinnen und in Eigenregie wieder »Schuhe selbst bauen«, wie sie das nennen.

Fast 5000 Schuhmacher gibt es heute noch in Deutschland, dazu ein Dutzend Manufakturen. Jeder Meister hat seine eigene Methode. Und meist kostet das Paar Schuhe dann mindestens 800 Euro.

Maßschuh und Moderne verbinden will die Schuhe nach Maß GmbH aus Münster, die im Internet als »Massschuh.de« auftritt. Die Firma sucht Verbündete mit dem Ziel, handgemachte Maßschuhe mittels modernster Technik auf ein Preisniveau von 600 Euro zu drücken. Dabei werden die Füße mit einem Scanner vermessen, die Daten fließen online an eine Leistenfabrik. Dort wird der individuelle Holzleisten passgenau auf einer computergesteuerten Fräse gefertigt. »Die Bearbeitung der Leisten reduziert sich um eine Stunde«, sagt Verbandschef Farnschläder. Fabriziert wird bei Meistern oder in Manufakturen, die der Gesellschaft angeschlossen sind. Recht teuer ist allerdings die Technik: von 7000 bis zu 20 000 Euro reicht die Spanne für Fuß-Scanner und Software.

Andreas Baumbach aus Wiesbaden hat das Warenzeichen Blakebest gegründet – benannt nach dem britischen Erfinder einer Spezialnähmaschine. Er will beweisen, dass hochwertige Schuhe auch maschinell genäht werden können. Dadurch sind sie preiswerter (ab 490 Euro). Baumbach fertigt vorwiegend Kleinstserien im Baukastensystem, entsprechend spricht er statt vom Maßschuh vom »Passschuh«.

Da er viele Schäfte, also komplette Oberteile, günstig aus Italien bezieht, aber den Rohleisten selbst bearbeitet, verkauft er »jetzt zehnmal so viele Schuhe wie vorher«. Sein »Blakebest-Verfahren« bietet Baumbach gegen eine Lizenzgebühr anderen Schuhmachern an. 23 Kollegen sind bereits Teil seiner »virtuellen Genossenschaft«. Ein Tageskurs reicht, um ihnen den Umgang mit der Maschine beizubringen.

Weit rationeller als reine Handwerker schustern Manufakturen. Wie lukrativ diese Grenzgänger zwischen Maßschuh und Masse sind, haben inzwischen auch Manager aus ganz anderen Branchen entdeckt und legen ihr Geld in den kleinen Firmen an. Jüngstes Beispiel: die Heinrich Dinkelacker GmbH im württembergischen Bietigheim. Bei diesem 1879 gegründeten Konfektionär stiegen 2004 der ehemalige IBM-Manager Norbert Lehmann sowie Porsche-Chef Wendelin Wiedeking ein. Die Modelle der Dinkelacker-Kollektion entstehen in Bietigheim. Nur vier Mitarbeiter arbeiten in der Zentrale, denn produziert wird in Ungarn. Jeder der 32 Schuster fertigt dort am Tag nur etwa ein Paar, weil fast alles in Handarbeit entsteht. Der Kunde sucht sich einen vorgefertigten Leisten mit der gewünschten Form aus und erhält dann mittels einer handvermessenen Schablone einen auf den Fuß geschneiderten Schuh. Für einen Aufpreis schustert die Manufaktur den Maßschuh auch mit einem individuellen Leisten des Kunden.

Wieder andere Wege geht die Bär Manufaktur. Vor 25 Jahren haben Heike und Christian Bär das Unternehmen in Bietigheim gegründet, heute betreiben sie 26 Geschäfte im In- und Ausland und beschäftigen rund 500 Mitarbeiter. Sie fertigen Schuhe, die den Zehen besonders viel Raum lassen und keine Absätze haben, fast wie beim Barfußlaufen. Allerdings: Vier Fünftel aller Schuhe lassen die Bärs in Indien herstellen – zu groß ist der Kostendruck in Deutschland.

Das große Mauscheln

Fortsetzung *von Seite 21*

geversicherung, die von den Krankenkassen mitverwaltet wird. Mindestens 100 Millionen Euro fließen pro Jahr allein als Zinsen an die Banken. Zwar würden Kredite an Krankenkassen »weniger abwerfen«, so die apobank in Düsseldorf. Dafür sei das Risiko gering. Denn der Bund haftet für solche Körperschaften öffentlichen Rechts, wenn die Kasse selbst, der Landes- und der Bundesverband zahlungsunfähig werden. Folglich zeigten sich Banken bei der Kreditvergabe großzügig.

Erst im Jahr 2003 intervenierte das Bundesversicherungsamt. Per Brief kündigte die oberste Aufsichtsbehörde allen Banken an, sie würde Krankenkassen schließen, sollte deren Leistungsfähigkeit nicht mehr »auf Dauer gesichert« sein. Und Gesundheitsministerin Ulla Schmidt verdonnerte die Kassen dazu, ihre Schulden bis 2007 abzutragen.

Den 70 Millionen Kunden der gesetzlichen Kassen bleibt das illegale Tun verborgen. Zwar wirtschafteten die Kassen mit dem Geld ihrer Versicherten, sagt Boris Augurzky vom Rheinisch-Westfälischen Institut für Wirtschaftsforschung in Essen. Aber anders als Aktiengesellschaften etwa seien sie nicht verpflichtet, ihre Bilanzen öffentlich zu machen oder durch unabhängige Dritte – etwa Wirtschaftsprüfer – kontrollieren zu lassen. Und so agieren die Kassen nach Belieben: Die Techniker Krankenkasse hält es für »normal, über die Verwendung der Mittel Rechenschaft abzulegen«, die AOK nicht. Dennoch will etwa die AOK Berlin von »Geheimnistuerei« nichts wissen. »Notwendige Angaben« würden in einem Faltblatt veröffentlicht, Geschäftsberichte seien aus Kostengründen nicht vorgesehen.

Die bundesweit tätigen Versicherer legen ihre Haushaltspläne dem Bundesversicherungsamt (BVA) in Bonn vor. Die Behörde kontrolliere jährlich, ob der Beitragssatz »plausibel« sei, erklärt deren Sprecher Theo Eberenz. Allerdings: Personal- und Verwaltungskosten sowie die Abrechnung der Leistungen würden nur alle fünf Jahre umfassend geprüft. Und eine Berichtspflicht an das Gesundheitsministerium gibt es nicht. Die Allgemeinen Ortskrankenkassen hingegen werden von den Landesbehörden beaufsichtigt. Jährlich würden Haushaltspläne geprüft und Unklarheiten in persönlichen Gesprächen mit den Kassenchefs ausgeräumt, lautet die Auskunft des Sozialministeriums Bayern. Eine Berichtspflicht an das Gesundheitsministerium? Fehlanzeige.

Die Landesbehörden hätten für die bittstellenden Kassenchefs meist ein offenes Ohr, heißt es hinter verschlossenen Türen bei der AOK Baden-Württemberg. So klafften »Wahrheit und Wunschdenken der Haushaltsplanung« oft weit auseinander. In Berlin ist das bekannt. Mittels »überoptimistischer Wachstumsprognose« vermeide es die Kasse zunächst, den Beitragssatz anheben zu müssen, erklärt Klaus Theo Schröder, Staatssekretär im Gesundheitsministerium. Später werde das Defizit mit einem »Kassenverstärkungskredit« ausgeglichen. Dieses Vorgehen wiederhole sich Jahr für Jahr.

Das geschehe, um »wirtschaftliche Verluste zu vermeiden«, rechtfertigt die AOK Baden-Württemberg das Vorgehen. Denn jeder zusätzliche Prozentpunkt Beitragssatz treibt etwa ein Prozent der Versicherten zur Konkurrenz. Meist wechseln Gesunde die Kasse – was weitere Einbußen bringt, da sozial Schwache und chronisch Kranke zurückbleiben.

Strafrechtliche Konsequenzen sind bislang ausgeblieben. Wer die Verantwortung trage, sei kaum zu ermitteln, sagt Staatssekretär Schröder. Schuld seien weniger die Vorstände, sondern vielmehr die Verwaltungsräte aus Versicherten- und Arbeitgebervertretern. Der DGB weist den Vorwurf zurück. »Die Politik wollte die Beiträge niedrig halten«, sagt DGB-Experte Knut Lambertin. Auch der Sozialexperte der Arbeitgeberverbände, Alexander Gunkel, plädiert auf »geteilte Verantwortlichkeiten«.

Wissenschaftler bezweifeln, dass die Gesundheitsreform das System transparenter machen wird. Wirtschaftsprüfern werden die Bilanzen unzugänglich bleiben, kritisiert Augurzky. Und strittig bleibt das Insolvenzrecht. Ungeklärt sei etwa, wer Pensionsverpflichtungen insolventer Kassen übernehme – über die das Gesundheitsministerium keine Daten und die Aufsichtsbehörden in Bund und Ländern keine Berichtspflicht hätten, sagt Staatssekretär Schröder. Wenn Wettbewerb herrscht und Krankenkassen eigenverantwortlich wirtschaften, müssten sie auch Insolvenz anmelden können, hält Augurzky dagegen. Es sei »völlig unlogisch«, dass die Versicherten anderer Kassen die Defizite schlecht wirtschaftender Kassen zahlen müssten.

Weitere Informationen im Internet: **www.zeit.de/gesundheit**

www.zeit.de/audio

ZWISCHENRUF

Sommers Linksrutsch

Ach, würde Michael Sommer doch mal die Internet-Seiten seiner eigenen Organisation lesen. Dort könnte der Chef des Deutschen Gewerkschaftsbundes den Satz finden: »Der DGB begrüßt den Vorschlag für eine Europäische Verfassung.« Das ist zwar nicht sehr spektakulär, gibt aber kurz und knapp die Position der deutschen Gewerkschaften wieder. Sommer allerdings äußert sich dieser Tage ganz anders – und das lässt den DGB nicht nur im Internet ziemlich verwirrt aussehen.

In einem Schreiben an die »sehr geehrte Frau Bundeskanzlerin« fordert Sommer Angela Merkel auf, während der im Januar beginnenden deutschen Präsidentschaft für ein soziales Europa zu sorgen. Das allein ist nichts Neues. Doch dazu klagt der DGB-Chef plötzlich einen »neuen Verfassungsentwurf« ein und fordert dazu eine Volksabstimmung. Das bedeutet nichts anderes als ein Begräbnis für die derzeit vorliegende EU-Verfassung. Zudem signalisiert es einen radikalen Kurswechsel der gewerkschaftlichen Europapolitik und einen bedenklichen Linksrutsch des DGB.

Bisher galt eines als sicher: Die organisierte Arbeitnehmerschaft stand zur europäischen Integration. Durch die EU konnten Sozialstandards und Normen durchgesetzt werden. Sie sorgte dafür, dass heute »gleiches Geld für gleiche Arbeit« bezahlt wird, sie schrieb Bestimmungen für Telearbeitsplätze, Gesundheitsnormen und Arbeitszeitregelungen. Folglich arbeiten die Gewerkschaften seit langem in vielen EU-Gremien mit, und sie preisen den sozialen Dialog als unverzichtbar.

Seit einiger Zeit jedoch erodiert die gegenüber Europa positive Grundstimmung auch unter den organisierten Arbeitnehmern, der Populismus gewinnt an Boden. Immer öfter gilt die EU als der neoliberale Helfershelfer der Globalisierung. Hierzulande wurde das im Frühjahr deutlich, als Tausende den Aufrufen zu Demonstrationen gegen die EU-Dienstleistungsrichtlinie folgten.

In Frankreich sitzt der Unwille noch tiefer. Dort hält ein Großteil der Linken die Union mittlerweile für unsozial. Auch deswegen stimmten viele links orientierte Franzosen während des Referendums über den Verfassungsvertrag mit Nein. »Wahrscheinlich strahlt das nun auch auf die deutschen Kollegen aus«, mutmaßt der Europaabgeordnete Jo Leinen, der im Parlament den Verfassungsausschuss leitet. Der SPD-Politiker hat Sympathie für die Träume vom sozialen Europa und warnt dennoch vor der DGB-Initiative: »Am Ende wird nicht mehr herauskommen, sondern weniger.«

Tatsächlich fordert in Deutschland derzeit nur die PDS, die Verfassung mit einem linkeren Touch neu zu schreiben. Alle anderen Parteien fürchten aus gutem Grund, dass so etwas den Streit in und über Europa nur weiter anheizen würde. Schon dem existierenden Verfassungsvertrag geben ja viele nur noch eine kleine Chance. Wer aber einen neuen Text verhandeln wolle, so heißt es, beende de facto jede Chance auf eine baldige Reform der EU.

Leider kümmert das Michael Sommer nicht. Kommende Woche will er den Brief an die Bundeskanzlerin noch durch einen Beschluss des DGB-Bundesvorstandes verstärken und auch dort eine neue »verfassungsgebende Versammlung« fordern. Das aber könnte weitreichende Folgen haben. Dann nämlich kippen nach den Franzosen auch die deutschen Gewerkschaften in der Europapolitik nach links – und reißen damit möglicherweise die Politik des Europäischen Gewerkschaftsverbandes mit. Irgendwann müsste Europas organisierte Arbeitnehmerschaft nein zum Verfassungsvertrag und damit zur Europäischen Integration sagen – ein bizarrer Positionswechsel.

Dass der DGB dies ausgerechnet jetzt einfädelt, lässt nur zwei Interpretationen zu: Entweder haben dort bisher alle geschlafen – schließlich wurde die Verfassung ja nicht erst gestern geschrieben und von den Gewerkschaften auch gutgeheißen. Oder aber man wittert Mitgliederpotenzial vor allem bei Attac und der PDS. Bemerkenswert wäre beides. Und bedauerlich.

PETRA PINZLER

Illustration: Smetek für DIE ZEIT, www.smetek.de

Harte Zeiten für Europas größten Urlaubskonzern. Eine Rundreise zu den Baustellen der TUI AG

VON M. ROHWETTER UND M. THIELE

Strategie-Workshop in Salzburg

Bis Ende der Woche dürfte die Frage geklärt sein, wie es mit dem größten europäischen Touristikkonzern weitergeht. Die Chefs von Tui treffen sich am Mittwoch und Donnerstag in der Nähe von Salzburg, um eine Antwort zu finden. Sie stehen unter Druck, denn das Unternehmen aus Hannover kämpft mit vielen Problemen. Richtig rund läuft es derzeit weder bei den Fluggesellschaften noch bei den Schiffen oder Pauschalreisen. Der Kurs der im Dax notierten Tui-Aktie sank während der vergangenen zwölf Monate um ein Viertel.

Bis zum Redaktionsschluss am Dienstag hielten sich die Beteiligten zurück. Aus dem Umfeld des Aufsichtsrates hieß es, man müsse sich erst noch genauer informieren. Tui betonte, dass es sich nicht um eine Krisensitzung handele, sondern um »das reguläre jährliche Strategietreffen des Vorstands mit dem Aufsichtsrat sowie weiteren führenden Managern«.

Nichts Besonderes also? Die Strategie ist ein heikles Thema bei Tui. Waren alle Entscheidungen von Vorstandschef Michael Frenzel richtig, der das einstige Industriekonglomerat Preussag in einen Touristik- und Schifffahrtskonzern umbaute? Als der 59-jährige Jurist Ende der achtziger Jahre zur Preussag AG kam, stieß er nach und nach alles ab, was nichts mit Logistik und Touristik zu tun hatte. Stattdessen kaufte er unter anderem die Reederei Hapag-Lloyd und 1999 die Touristik Union International (Tui), die später dem gesamten Konzern den Namen gab. Heute beschäftigt Tui weltweit knapp 63 000 Mitarbeiter. Der Umsatz lag im vergangenen Jahr bei 19,6 Milliarden Euro.

Auch Personalien sollen bei dem Treffen entschieden werden. Angeblich stehen die Manager Sebastian Ebel und Eric Debry vor dem Abgang. Tui will das bislang nicht offiziell kommentieren.

Frachter in der Flaute

Mehr als 140 Schiffe fahren für die Konzerntochter Hapag-Lloyd, die fünftgrößte Container-Reederei der Welt.

Gemessen am Umsatz, war das Frachtgeschäft stets profitabler als der Tourismus, allerdings meldete TUI für das zweite Quartal 2006 einen Verlust in der Sparte. Verantwortlich seien die Kosten für die Integration der kanadischen Reederei CP Ships, die TUI 2005 gekauft hatte. Zudem hätten gesunkene Frachtraten und höhere Treibstoffpreise das Ergebnis belastet. »Hapag-Lloyd ist nicht das einzige Unternehmen, das Bunkeröl auf dem Markt kaufen muss«, sagte TUI-Finanzvorstand Rainer Feuerhake kürzlich. Das sei kein spezielles Problem des Konzerns, denn die Konkurrenten hätten darunter ebenfalls zu leiden.

Wirbel in den Wolken

Seit Ende Juni haben Hapagfly und HLX einen gemeinsamen Tarifvertrag und demnächst auch einen einheitlichen Flugplan. Christoph Müller, Leiter der TUI-Flugsparte, wird damit zwei Probleme los, die einer Vereinigung der beiden TUI-eigenen Fluglinien bisher im Wege standen.

Aber da sind ja noch die fünf anderen Fluglinien des Konzerns in verschiedenen Ländern. Und auch in Deutschland ist die Zukunft weiter offen: Selbst gemeinsam dürften die 51 Maschinen von Hapagfly und HLX nicht ausreichen, um den Konkurrenten Air Berlin ernsthaft zu bedrängen, denn der hat nach der Übernahme der dba nun eine Flotte von 84 Maschinen. Weiter zukaufen? Condor oder die defizitäre LTU sind vielleicht bald zu haben. Analysten empfehlen TUI-Vorstandschef Michael Frenzel das Gegenteil. Doch bislang ist dieser nicht bereit, seine Fluggesellschaften abzustoßen.

Ratlos im Reisebüro

Ob Airtours, L'tur oder Robinson Club: Überall ist Tui drin. Der Urlaubsriese gebietet über 75 Veranstalter, 3300 Reisebüros und 165 000 Hotelbetten.

Das Geschäftsmodell nennt sich »integrierter Tourismuskonzern«. Tui bietet die Beratung im Reisebüro, den Flug und das Hotel aus einer Hand – und verdient an jeder Stelle. Das Konzept ist stark auf Pauschalreisen zugeschnitten, nur: »Pauschalreisen verlieren an Bedeutung«, glaubt etwa die Unternehmensberatung Mercer. »An die Stelle der klassischen Badeferien mit einer Länge von ein bis zwei Wochen treten heute mehrere kürzere Reisen.« Hinzu kommt, dass sich Kunden im Internet ihre Reisebestandteile bei diversen Anbietern zunehmend selbst zusammenstellen.

Foto: Rebecca Cook/Reuters

Arbeiter des Autozulieferers **DELPHI** demonstrieren gegen Kürzungspläne

Weiter kämpfen

Amerikas Automobilarbeiter wehren sich gegen Entlassungen und sinkende Löhne – und streiten mit der eigenen Gewerkschaft

VON THOMAS FISCHERMANN

Die Arbeiterdemo war bis ins Detail geplant. Um 15 Uhr traf man sich in der Stadt Troy vor dem Hauptquartier der Firma Delphi. Die Demonstranten brachten Proviant mit und handgemalte Plakate. Darauf stand: »Schützt die Arbeiter!«, und: »Erfüllt die Tarifverträge!« Auf den ersten Blick war es ein Arbeiterprotest wie viele andere – gegen Lohnkürzungen und Stellenabbau. Doch ungewöhnlich ist: Nicht die Gewerkschaft organisierte die Demo, sondern einige erboste Autowerker.

Im Nordwesten der USA, im traditionellen Zentrum der amerikanischen Autoindustrie, herrscht Aufruhr. Konzerne wie General Motors (GM) und Ford wollen mindestens 50 000 Stellen streichen. Krisengeschüttelte Zulieferer wie Delphi ersetzen angestammte Arbeiter durch Niedriglöhner. Und innerhalb der Gewerkschaft tobt ein Streit darum, wie sie reagieren soll. Nirgendwo sonst waren die Gewerkschaften stärker als hier – nirgendwo sonst sind sie nun stärker in der Defensive.

Das Hauptquartier von Delphi in Troy liegt eine Autostunde entfernt von der »Motor City« Detroit. Delphi, der größte Zulieferer von GM, war bis 1999 selbst ein Teil des Autoriesen. Im vergangenen Herbst meldete das 185 000-Mitarbeiter-Unternehmen Konkurs an. Seither kommt Delphi nicht zur Ruhe: Entlassungen, Produktionsverlagerungen, eine Flut neuer Zeitarbeitskräfte. Angestammte und gewerkschaftlich organisierte Delphi-Arbeiter verdienten im Schnitt noch 25 Dollar pro Stunde, ihre Nachfolger nur 14 Dollar. Langjährige Mitarbeiter fürchten »eine soziale Demontage, die das Ende für unsere Region hier bedeuten könnte«, wie es Gregg Shotwell, ein 56-jähriger Delphi-Arbeiter formuliert.

Shotwell ist einer derjenigen Arbeiter, die sich mit dem Abbau nicht abfinden wollen und die deshalb – mehr oder weniger privat – zu Protesten aufrufen. Er ist zwar Mitglied der großen Automobilarbeitergewerkschaft United Auto Workers (UAW), aber die will von Demos gegen Delphi derzeit nichts wissen. Zum Jahreswechsel hatte Shotwell daher eine lockere Vereinigung wütender Arbeiter ins Leben gerufen, die sich »Soldiers of Solidarity« nennt. Seither ruft er zu Aufmärschen auf, bei denen regelmäßig ein paar hundert Arbeiter mitmachen. »Die UAW macht selbst ja gar nichts mehr«, klagt Shotwell.

»Bei unserer Gewerkschaft wird nicht mehr gekämpft«, sagt auch Dean Braid, »und den jungen Leuten wird gar nicht mehr beigebracht, wie man überhaupt kämpft.« Braid kann das nicht recht verstehen, denn er ist einer, der schon immer gekämpft hat. Er heuerte 1979 in einem Motorenwerk für die GM-Marke Buick in Flint an. Weil jeder GM-Arbeiter automatisch Mitglied der UAW wird, ist Dean jetzt 27 Jahre Gewerkschafter. »Damals wurde einem beigebracht, dass man für seine Rechte einstehen muss«, erzählt er. Zusätzlich zu seinem Job übernahm er bald Pöstchen in der Gewerkschaft, war für die Ausbildung junger Arbeitskräfte in Fragen des Tarifkampfes zuständig. »Es ging um die Rechte aller Kollegen«, erklärt der 51-jährige. »Und vor allem die unserer Pensionäre. Ist das nicht abgrundtief schäbig, dass sie jetzt die Pensionen zusammenstreichen?«

Warum so wenig Widerstand, fragt sich Braid, wo alle Errungenschaften infrage stehen? Zehntausende Arbeiter ließen sich bereits mit Abfindungen zwischen 70 000 und 150 000 Dollar ihren Job abkaufen, darunter auch etliche Gewerkschaftsfunktionäre. Trotzdem reißen um GM und Ford die Konkursgerüchte nicht ab – und damit die Furcht, dass sie genauso wie Delphi verfahren könnten.

Der amerikanische Großinvestor und GM-Teilhaber Kirk Kerkorian will gar Carlos Ghosn zu GM holen, jenen radikalen Kostensparer, der bereits mit eiserner Hand Renault und Nissan leitet. Ghosn eilt ein derart ruppiger Ruf voraus, dass sich sogar Gewerkschaftschefs in der ungewohnten Rolle fanden, den derzeitigen Chef G. Richard Wagoner öffentlich in Schutz zu nehmen. Allen ist klar: Die Automobilwirtschaft im Großraum Detroit ist im Ausnahmezustand.

Auch Dean Braid weiß das, seit Jahren schon, er hat es persönlich erfahren. Seit 2004 ist er arbeitslos – schon zum zweiten Mal binnen kurzer Zeit. 1999 wurde das Buick-Werk geschlossen, 2003 fand er einen neuen Job, doch auch der hielt nur neun Monate. Seither erhält er, weil die alten GM-Tarifverträge recht großzügig sind, weiter sein volles Gehalt. Er wird nur in der Fabrik nicht mehr gebraucht. »Ich verbringe meine Tage mit Sozialarbeit«, sagt er. »Ich pflege einen Querschnittsgelähmten.«

Nein, früher sei hier gestreikt worden, sagt Dean Braid. Stolz erzählen sie in Flint immer noch von dem großen Streik des Jahres 1936, der die UAW überhaupt erst bei General Motors etablierte: ein 44-tägiger Ausstand, einschließlich Scharmützeln mit der Polizei. Seit dieser Zeit waren es immer Vereinbarungen zwischen der UAW und den »großen Drei« GM, Ford und Chrysler, die den Standard für Gehälter oder Gesundheitsversicherungen im Lande setzten. Aus dem Süden zogen Arbeiter in den Mittleren Westen, schlossen zur Mittelschicht auf. In den sechziger Jahren hatten sie einen ansehnlichen Wohlstand erreicht, kauften Häuschen in den Vororten, schickten die Kinder zur Universität.

In den achtziger Jahren begann freilich – fast unbemerkt – der Abstieg. 1972 hatte Toyota eine erste Autoteilefabrik in Kalifornien eröffnet, 1983 baute Nissan ein komplettes Werk in Tennessee. Eine wachsende Zahl ausländischer Automobilhersteller ließ sich im Süden der USA nieder, schnell folgten ihnen die ersten Ableger der Big Three, und gegenüber dem traditionellen Standort rund um Detroit genossen sie erhebliche Vorteile: niedrigere Löhne und schwächere Gewerkschaften.

Heute steht die Gewerkschaftsführung der UAW mit dem Rücken zur Wand: Sie vertritt nur noch etwa 400 000 Automobilarbeiter in einer Branche, deren Gesamtbelegschaft auf über eine Million geschätzt wird. Um ihren Einfluss zu verteidigen, ist die UAW zu Zugeständnissen bereit wie nie zuvor. Zum Jahreswechsel ließ sie sich bei Ford und GM auf Milliardenkürzungen in der Gesundheitsversorgung ein: höhere Prämien, mehr Zuzahlungen zu Medikamenten, eingeschränkte Arztwahl.

Und doch werden in diesen Tagen rings um Motor City die Stimmen jener lauter, die alles anders machen würden. »Schauen Sie sich mein T-Shirt an«, sagt Miguel Chavarria, ein Arbeiter bei Cadillac, einer anderen GM-Marke. »No Concessions« steht darauf, keine Zugeständnisse.

Miguel hat längst gemerkt, dass er nicht nur seinen Managern als Nervensäge gilt, sondern auch manchen Genossen. Der UAW-Vertreter in seinem Werk hat ihn schon einmal zur Seite genommen und abgekanzelt. »Wenn wir keine Zugeständnisse machen, verlieren wir alle unseren Job, hat der gesagt«, berichtet Miguel. »Die meisten glauben das tatsächlich, es ist der reine Defätismus.«

Doch sind es nicht die falschen Zeiten für Konfrontationen? Unter Gewerkschaftern der alten Art fällt die Analyse der Automobilkrise völlig anders aus als die ihrer Spitzenfunktionäre. Von selbstsüchtigen Motiven ist die Rede: Alten Kämpfern sind zum Beispiel die Ausbildungszentren für junge Arbeiter ein Dorn im Auge, die von Firma und Gewerkschaften gemeinsam betrieben werden und wo viele Funktionäre für stattliche Gehälter eingespannt sind. »Das hat sie korrumpiert«, sagt ein langjähriger GM-Arbeiter, wenn auch nur unter der Hand. »Bei Ford ist es so kumpelhaft zwischen Funktionären und Geschäftsleitung geworden, dass die Gewerkschaft kürzlich ihr neues Familienzentrum nach Bill Ford benennen wollte!«, sagt der Arbeiter Ron Lare und ist darüber ganz aufgebracht.

Aber würde eine konfrontative Strategie nicht das Management erst recht dazu treiben, Fabriken im Großraum Detroit zu schließen? »Wo sind die Beweise dafür?«, will unbeirrt Gregg Shotwell wissen. »In meiner Heimatstadt Grand Rapids hatten wir eine GM-Fabrik, in der die Gewerkschaften eine Konzession nach der nächsten machten. Die Konzessionen wurden benutzt, um die Kosten der Schließung zu decken.«

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/auto

FORD

In der Klemme

Wundermanager sind rar in der Automobilindustrie. Angeschlagene Hersteller dagegen gibt es reichlich. So liegt es nahe, dass Bill Ford, Chef des zweitgrößten US-Automobilkonzerns Ford und Nachfahre des Unternehmensgründers, bei Carlos Ghosn anruft. Dieser, ein gebürtiger Brasilianer mit libanesischen Eltern und französischem Pass, hat den japanischen Autohersteller Nissan mit harter Hand saniert und ist seit Anfang des Jahres zudem Präsident des Nissan-Allianzpartners Renault.

Wenn der von Milliardenverlusten bedrängte Ford-Chef tatsächlich in Paris angerufen hat, wie die US-Presse berichtet, dann war er freilich nicht der Erste. Zuvor schon hatte Kirk Kerkorian, Großaktionär des angeschlagenen weltgrößten Autobauers General Motors (GM), Ghosn und den anfangs widerstrebenden GM-Chef Rick Wagoner zusammengebracht. Seit kurzem prüft man nun bei Renault/Nissan und GM, ob sich eine Zusammenarbeit – oder gar eine Erweiterung der französisch-japanischen Allianz um den amerikanischen Partner – lohnen könnte.

Ghosn hat in Sachen GM klar gemacht, dass er nur einsteigen wird, wenn die Chancen die Risiken um ein Vielfaches überträfen. Die meisten Branchenexperten sehen wenig Sinn im Zusammengehen. Denn die Schwächen von GM – etwa die langfristige Pflege der Marken – sind auch nicht die Stärken von Renault/Nissan. Und Größenvorteile sind angesichts der bereits vorhandenen Produktionskapazitäten nur noch bedingt zu realisieren. Hinzu kommt die schon jetzt kaum überschaubare Komplexität des GM-Konzerns.

Wenn aber GM nicht passt, dann trifft dies genauso auf den Detroiter Nachbarn Ford zu. Die Nummer drei der Autowelt nach Stückzahlen – hinter GM und Toyota – hat nahezu identische Probleme wie General Motors. Fords Niedergang fand nur durch die Malaise des größeren Nachbarn weniger öffentliche Aufmerksamkeit: Riesige Lasten für Pensionen und Krankheitsaufwendungen ehemaliger Mitarbeiter fressen die Erträge auf, der Fahrzeugabsatz stürzte zuletzt regelrecht ab, zu lange setzte auch Ford auf die spritfressenden »light trucks«, also auf Geländewagen und Pick-ups.

Die Hauptmarke Ford hat ein eher unscharfes Profil, was keine besonderen Begehrlichkeiten beim Käufer weckt. Die Autos gelten zwar als technisch ausgereift, die Marke hat aber keinen emotionalen Appeal, der bei gleichwertigen Angeboten häufig den Ausschlag gibt. Zudem gäbe es hier die gleichen Überschneidungen wie bei GM: Ebenso wie deren Konzerntochter Opel konkurriert auch Ford in Europa direkt mit Renault. Und die in besseren Jahren zugekauften Nobelmarken (Jaguar, Volvo, Land Rover, Aston Martin) tragen insgesamt nur Verluste bei.

So erscheint es recht vernünftig, wenn Ghosn angeblich eher zurückhaltend auf den zweiten Hilferuf aus den USA reagierte. Schon jetzt teilt der viel bewunderte Manager seine Zeit akribisch zwischen Renault und Nissan auf. Und die Woche eines Carlos Ghosn hat auch nur maximal sieben Tage. **DIETMAR H. LAMPARTER**

Was bewegt …

Larry Silverstein?

Foto: Bryan Smith/ZUMA Press

Der Wolken-Kratzer

Er pachtete das World Trade Center – kurz bevor es zerstört wurde. Jetzt baut der Immobilienunternehmer wieder auf Ground Zero und legt sich dafür mit Politikern und Behörden an **VON HEIKE BUCHTER**

Es ist das größte Bauvorhaben in New Yorks jüngerer Geschichte, und der Mann, der es durchzieht, ein schmaler älterer Herr. Trotzdem verströmt Larry Silverstein Energie: Wer neben dem bald 75-Jährigen steht, fühlt sich wie in einem elektrischen Spannungsfeld. Der New Yorker Immobilienunternehmer – im sommerlich blauen Anzug mit abgestimmtem gestreiftem Hemd, Krawatte, Einstecktuch – wird niemals müde, seine Objekte zu preisen. »Ist es nicht spektakulär?«, fragt er in verschwörerischem Maklerton und deutet auf die Fensterfront in seinem Büro, die den Blick auf die Dächer Manhattans und den East River freigibt.

Dass er hier vor einigen Wochen seinen Schreibtisch aufbauen konnte, ist Silversteins jüngster Erfolg: Der gläserne Büroturm World Trade Center Sieben, der ihm gehört, ist seit Mai fertig und ein großer Teil bereits vermietet. »Es war das letzte Gebäude, das am 11. September fiel, und es ist das erste, das wieder steht.« Die Genugtuung ist nicht zu überhören. Zu solchen Leistungen sei privates Unternehmertum fähig, sagt Silverstein. Eine Spitze, ganz bewusst. Für ihn steht fest, warum sich der Wiederaufbau um Jahre verzögert hat. Am Kleinkrieg waren neben ihm auch der Gouverneur des Staates New York, der Bürgermeister, die Hinterbliebenen der Opfer und allerlei Behörden beteiligt. »Alle haben mir gesagt, du kannst es nicht schaffen, du wirst es nicht schaffen – das ist der Beweis, was wir erreichen, wenn sich keiner einmischt.«

38 Stockwerke tiefer liegt Ground Zero. Ein paar gelbe Planierraupen und Laster schleppen sich müde über die Baustelle. Als graue Vierecke sind auf der freigeräumten Erde die Grundrisse der beiden gefallenen Türme zu erkennen. Es braucht schon ein Verkaufstalent wie Silverstein, um an dieser symbolträchtigen Aufgabe nicht zu verzweifeln. Schwieriger als Politikerzoff, Ingenieurleistungen und die Finanzierung: Silverstein muss das, was viele New Yorker als offenes Grab empfinden, in ein pulsierendes Geschäftszentrum verwandeln. Kein Wunder, dass er fast gebetsmühlenartig wiederholt, die neuen Türme würden die »sichersten der Welt«, und die Tonnen an Stahl, den Betonkern, die breiteren Nottreppen aufzählt.

Von Anfang an sollte für den gebürtigen New Yorker das World Trade Center der krönende Schlusspunkt einer fünfzigjährigen Karriere werden. Zwar war Silverstein schon lange Multimillionär und Herr über Millionen Quadratmeter in einer Metropole, in der jeder von Immobilien geradezu besessen scheint. Im Gegensatz zum Selbstdarsteller und Rivalen Donald Trump brachte er es jedoch nie zum Medienstar. Vor allem aber fehlte Silverstein ein historischer Deal. Deshalb reagierte er prompt, als die Port Authority – ein Staatsbetrieb, der unter anderem Tunnel, Brücken und Regionalbahnen zwischen New York und dem Nachbarstaat New Jersey verwaltet – den Bürokomplex samt den Twin Towern zur Pacht auf 99 Jahre ausschrieb: »Es war eine wundervolle Gelegenheit.«

Neben Silverstein reichten Dutzende weiterer Bieter ihre Angebote ein. In der entscheidenden Phase, im Januar 2001, wurde Silverstein von einem Auto angefahren und brach sich die Hüfte. Von den behandelnden Ärzten verlangte er, die Morphiumdosen herunterzusetzen: Er brauchte einen klaren Kopf für die Verhandlungen. Noch im Krankenhausbett erfuhr er, dass sein Angebot von 3,2 Milliarden Dollar knapp durchgefallen war. Doch als der Sieger überraschend zurückzog, unterschrieb Silverstein den Vertrag. Das war am 24. Juli 2001. Sechs Wochen später steuerten Terroristen zwei Flugzeuge in die Türme.

»Ich zahle jeden Tag 300 000 Dollar Miete, Sonn- und Feiertage inklusive«

Am Morgen des 11. September will sich Silverstein auf den Weg zum Frühstückstreffen im Restaurant des Nordtowers machen. Doch seine Frau Klara, mit der er seit 50 Jahren verheiratet ist, schickt ihn zum Hautarzt – Silversteins langjährige Begeisterung für Wassersport hat Spätfolgen. Noch während der Debatte meldet sich der Kapitän von Silversteins Yacht, die an einem Pier oberhalb des World Trade Center ankert: »Larry, schalt den Fernseher ein.« Am Abend steht keines der sieben Gebäude mehr.

Angesichts der Katastrophe hätte Silverstein versuchen können, sich mit der Politik und der Port Authority zu einigen und sich aus dem World Trade Center zurückzuziehen. Doch stattdessen sah er seine Stunde gekommen. »Wir haben eine Verpflichtung unseren Kindern und Enkeln gegenüber, uns nicht zu beugen und wieder aufzubauen«, sagt er. Ganz amerikanischer Selfmademan, hat Silverstein aber kein Problem, gleichzeitig zu bekennen, dass ihn finanzielle Gründe treiben. »Ich zahle 300 000 Dollar Miete pro Tag, Sonn- und Feiertage inklusive.« Der Pachtvertrag mit der Port Authority sieht keine Ausnahme bei einer Zerstörung der Gebäude vor. »Das konnte sich bei Vertragsabschluss keiner vorstellen.« Silversteins Kalkül: Mit dem Geld der Versicherer würde er die laufende Miete und den Wiederaufbau bezahlen. Für ihn war klar: zwei Flugzeuge, zwei Türme, zwei Schadensfälle. Die Versicherer wollten aber nur einmal zahlen. Vor Gericht errang Silverstein einen Teilerfolg, rund 4,6 Milliarden Dollar.

Die Auseinandersetzung mit den Versicherungen ist, abgesehen von der Summe, fast schon business as usual. Nichts im Vergleich zum Kampf, den sich Silverstein vor allem mit den politischen Akteuren in Sachen World Trade Center liefert. New Yorks Bürgermeister Michael Bloomberg – selbst Milliardär und Geschäftsmann – warf Silverstein öffentlich Profitgier vor. Der Baulöwe wolle nur so lange wie möglich Zuschüsse der öffentlichen Kassen abmelken und dann das gescheiterte Projekt an den Steuerzahler abdrücken. Von Anfang an ließ Governeur George Pataki – der sich Chancen aufs Weiße Haus ausrechnet – durchblicken, dass er Silverstein nur eine Nebenrolle bei dem politisch hochbrisanten Wiederaufbauprojekt zubilligen würde. Dass Silverstein einst den Wahlkampf des demokratischen Pataki-Rivalen Mario Cuomo unterstützt hat, hat man ihm wohl nie verziehen.

Bau- und Landesherr trugen ihren Streit über ihre Architekten aus. Pataki bestand auf Daniel Libeskind, der 1989 seinen Durchbruch zum anerkannten Architekturstar mit dem Jüdischen Museum in Berlin schaffte. Silverstein bestand hingegen auf seinem Haus-und-Hof-Planer David Childs, der sich vor allem als Architekt von Konzernzentralen – etwa der von Time Warner – einen Namen gemacht hatte. Zeitweise kommunizierten die Parteien nur noch per Anwalt. Libeskind klagte öffentlich, Silverstein sei jemand, »dem es nicht drauf ankomme, wie Dinge aussehen«. Silverstein warf Libeskind mangelnde Erfahrung mit kommerziellen Gebäuden vor: »Wenn ich mich einer schwierigen Herzoperation unterziehen muss, dann werde ich damit auch keinen Arzt beauftragen, der das zum ersten Mal macht.« Es gelang Silverstein, Libeskind auf den ehrenvoll klingenden Posten des »Masterplaners« abzudrängen. Das Herzstück, der Freedom Tower, entsteht nach Childs Entwürfen als gläserner Obelisk. Das Einzige, was von Libeskind überlebte, ist die symbolische Höhe von 1776 Fuß – nach dem Jahr des Unabhängigkeitskrieges.

Doch auch Silverstein musste in entscheidenden Punkten nachgeben. Im vergangenen April willigte er ein, den Freedom Tower nach der Fertigstellung an die Port Authority zurückzugeben. Er bleibt der Erbauer und kassiert dafür ein Prozent Kommission, rund 20 Millionen Dollar. »Wir haben verhandelt, es gab einen Kompromiss«, gibt er sich philosophisch.

»Mach das Beste draus« – das war Silversteins Motto von Anfang an. Geboren wurde er als Sohn jüdisch-russischer Einwanderer in den Depressionsjahren in Brooklyn, in Bedford Stuyvesant, einem Viertel, das heute noch als knallhartes Pflaster gilt. »Das war kein guter Ort, meine Schwester hatte Asthma wegen der schlechten Luft«, erinnert er sich. Den Lebensunterhalt verdiente sich der Vater als Makler in Manhattans heruntergekommenem Garment District, wo er Fabriketagen an Textilarbeiter vermittelte. Um sich das Studium zu bezahlen, arbeitete der Sohn früh mit. Schnell wurde dem jungen Silverstein klar, dass das meiste Geld als Eigentümer zu verdienen war. Mangels eigenen Kapitals begann er, seine Kunden zu überzeugen, ihm das nötige Geld als Anlage zu überlassen. Sein Vorbild: Harry Helmsley, der mit Hilfe eines Syndikats aus Gläubigern und Anlegern das Empire State Building an sich zog. Daher stammt wohl auch Silversteins Begeisterung für Wolkenkratzer: »Das sind die aufregendsten Projekte meines Lebens.«

»Wir pumpen 16 Milliarden Dollar in das Gelände«

Was Silverstein auszeichnete, war sein Gespür für abgeschriebene Standorte mit langfristigem Potenzial und sein Blick für vernachlässigte Objekte, deren Wert sich einfach anheben ließ – meist reichten ein paar Kübel Farbe, neue Lampen und kleinere Baumaßnahmen. Auch das World Trade Center sollte nur überholt werden. »Als dann sechs Wochen später die Türme fielen, sagte er zu mir: Wir bauen es wieder auf, und du bist mein Architekt«, erinnert sich Childs. Kennen gelernt haben sich die beiden vor Jahren, als Silverstein Vorträge an der New York University hielt. Und für einen Architekten ist es nicht immer leicht, mit einem Mann zusammenzuarbeiten, der schon mal zum Besten gibt, ein Gebäude sei dann schön, wenn es vermietet sei. Selbst Childs räumt das ein. »Ich glaube, er war wirklich überrascht, als ich sagte, wir sollten verschiedene Architekten engagieren, um nicht wieder so einen Megablock hinzustellen.« Jetzt zählt Silverstein gerne immer wieder die Stars auf, die er für »seine« World-Trade-Center-Türme Zwei, Drei und Vier geholt hat: Norman Foster, Richard Rogers und Fumihiko Maki.

Und die Tatsache, dass nicht jeder problemlos damit umgehen kann, an der Stelle zu arbeiten, zu essen, einzukaufen und sich zu amüsieren, an der vor nicht allzu langer Zeit offiziell 2986 Menschen zu Tode kamen? Auf so einen Gedanken will sich Silverstein nicht einlassen. Er schildert dagegen den Stadtteil, den er entstehen lässt: 14 Bahn- und 33 Buslinien, Fähren, Tausende Luxusapartments, hochwertige Bürofläche, Einkaufszentren, sogar die Gedenkstätte für die Terroropfer zählt er auf. »Wir pumpen 16 Milliarden Dollar in sechs Hektar in fünf Jahren – das Resultat wird fantastisch sein.«

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/9-11

Ein Baulöwe in New York

Larry Silverstein wird **1932** in Brooklyn geboren. Er studiert an der New York University und heiratet **1956.** Mit seiner Frau Klara hat er zwei Töchter und einen Sohn. **1980** erwirbt er den letzten unbebauten Grund am World Trade Center (WTC) und errichtet dort das Gebäude WTC 7 mit 47 Stockwerken. Im Juli **2001** pachtet er auch die Zwillingstürme, die am **11. September 2001** durch Terroristen zerstört werden. **2006** eröffnet er das neue WTC 7. Bis **2011** will Silverstein den Freedom Tower fertig stellen und bis **2012** Ground Zero komplett wieder aufbauen.

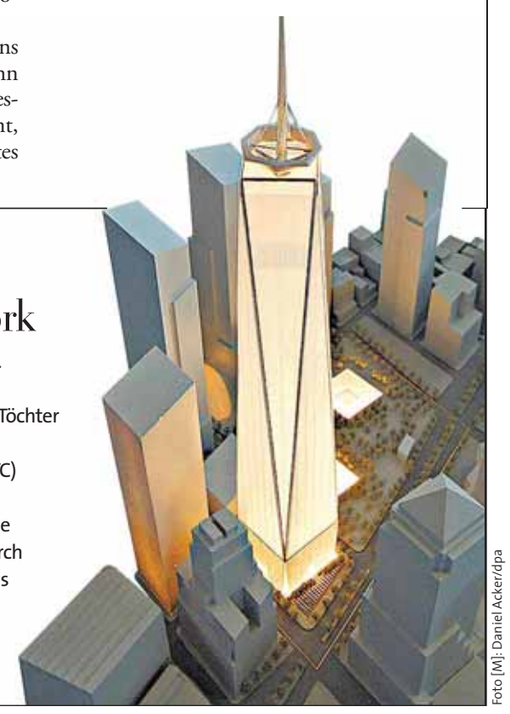


Foto [M]: Daniel Acker/dpa

»Im Strompreis ist noch viel Luft«

Matthias Kurth, Präsident der Bundesnetzagentur, streitet für die Interessen der Verbraucher. Ein Gespräch über seinen Kampf gegen die Exmonopolisten, fehlenden Wettbewerb und das nahende Ende der staatlichen Preisaufsicht

DIE ZEIT: Herr Kurth, wann wird Strom endlich billiger?
Matthias Kurth: Ob der Preis für den Endkunden dauerhaft auf Jahre hinaus sinken wird, das kann ich nicht prophezeien. Ich habe nur Einfluss auf die Netzentgelte, die rund ein Drittel des Strompreises ausmachen. Diese Transportgebühren werden sinken, in einigen Fällen haben wir sie sogar schon deutlich vermindert. In dieser Woche haben wir E.on zu einer Senkung um 16 Prozent gegenüber den beantragten Kosten veranlasst. Und ich verspreche den Verbrauchern, dass sich auch viele andere Netzbetreiber bald mit geringeren Netzentgelten begnügen müssen. Da ist noch viel Luft vorhanden, auch im Strompreis.
ZEIT: Aber die Endkundenpreise steigen trotz Ihrer Bemühungen. Verstehen Sie das?
Kurth: Abwarten. Die Wirtschaftsminister der Länder haben große Zweifel daran, dass die beantragten Strompreiserhöhungen gerechtfertigt sind.
ZEIT: Die staatliche Preisaufsicht wird im kommenden Jahr abgeschafft. Ist das eine gute Idee?
Kurth: Das habe nicht ich zu beurteilen, sondern der Gesetzgeber. Ich glaube aber, dass noch einmal eine Debatte über das Ende der Preisaufsicht beginnt, wenn sich die Zweifel über ungerechtfertigte Komponenten im Strompreis erhärten.
ZEIT: Hoffen Sie darauf?
Kurth: Ich hätte Verständnis dafür. Die Debatte wäre nur dann ungerechtfertigt, wenn es, wie in anderen Märkten, einen funktionierenden Wettbewerb bei Angebot und Erzeugung gäbe. Es gibt aber im Strommarkt leider noch keinen funktionierenden Wettbewerb. Selbst Industriekunden klagen, dass sich die Lage seit Beginn der Liberalisierung wieder deutlich verschlechtert hat.
ZEIT: Tatsächlich konterkarieren die Stromunternehmen mit ihrer Preispolitik Ihre Bemühungen. Was die Netzagentur bei den Transportgebühren wegnimmt, legen sie bei den Erzeugungskosten oben drauf.
Kurth: Ob die Unternehmen damit erfolgreich sind, bleibt abzuwarten. Klar ist aber auch, dass die langfristige Entwicklung der Weltmarktpreise für Kohle, Öl oder Gas von Deutschland aus nicht beeinflussbar ist.
ZEIT: Öl und Gas spielen bei der Stromherstellung kaum eine Rolle.
Kurth: Kohle schon. Und unabhängig vom Weltenergiemarkt sorgt unsere Arbeit auch für mehr Wettbewerb. Ein Problem des Strom- und Gasmarktes ist es doch, dass wir nur wenige Anbieter haben. Wenn wir neuen Unternehmen mit fairen Netzgebühren und transparenten Zugangsregeln den Einstieg in den Markt erleichtern, gibt es mehr Konkurrenz. Und Konkurrenz ist für die Verbraucher gut.
ZEIT: Den hiesigen Strommarkt beherrschen nur noch vier Konzerne – und die Politiker, die sich jetzt über deren Preisgebaren beklagen, haben die Konzentration wohlwollend begleitet. Erweist sich das jetzt als Fehler?
Kurth: Ich weiß, dass beispielsweise die Monopolkommission manche Entscheidung der Vergangenheit kritisiert. Ich möchte lieber in die Zukunft blicken. Denn wir können trotz der starken Konzentration auf der Anbieterseite einiges bewegen. Es gibt beispielsweise inzwischen eine ganze Reihe unabhängiger Unternehmen, die neue Kraftwerke bauen wollen. Damit diese Kraftwerke wirklich errichtet werden, sorgen wir zum Beispiel dafür, dass ihr Anschluss ans Netz ermöglicht wird. Dadurch kann der Anteil unabhängiger Erzeuger steigen. Ich warne aber vor der Erwartung, dass sich Erfolge hier über Nacht einstellen. Wir müssen jetzt die Weichen richtig stellen, damit sich die Lage in fünf, sieben oder zehn Jahren bessert.
ZEIT: Sie bitten um Geduld, während die Verbraucher ständig mit steigenden Strompreisen konfrontiert werden. Das ist eine harte Probe.
Kurth: Immerhin sorgen wir auch kurzfristig für preisdämpfende Effekte. Wir haben schon Kürzungen um bis zu 18 Prozent von beantragten Netzentgelten verfügt; die ersten Unternehmen behaupten sogar schon, wir würden sie in ihrer Investitionsfähigkeit tangieren. Das stimmt natürlich nicht. Nur, überfordern können wir die Unternehmen auch nicht. Die Netzagentur beschreitet da eine Gratwanderung.
ZEIT: Bisher haben Sie vor allem die großen Stromunternehmen zur Senkung ihrer Netzgebühren verdonnert. In Zukunft kommen die Stadtwerke dran – und die haben bereits angekündigt, sich vehement zu wehren.
Kurth: Selbstverständlich können unsere Entscheidungen von Gerichten überprüft werden; wir leben schließlich in einem Rechtsstaat. Das Oberlandesgericht Düsseldorf hat aber in einer Leitentscheidung unser Vorgehen im Wesentlichen als sachgerecht bestätigt.
ZEIT: Sie weichen aus. Bisher trafen Ihre Entscheidungen vor allem RWE & Co und deren Aktionäre. Wenn die Stadtwerke ihre Entgelte reduzieren müssen, spüren das alle Bürger. Denn aus den Gewinnen der Stadtwerke werden zum Beispiel Busse und Schwimmbäder subventioniert.
Kurth: Der Gesetzgeber hat uns klare Vorgaben gegeben – und die lassen eine Vorzugsbehandlung für Stadtwerke nicht zu. Im Übrigen wollen wir weder den Stadtwerken noch anderen Netzbetreibern das Recht nehmen, Gewinne zu erwirtschaften. Nur müssen wir eben dafür sorgen, dass der Gewinn in einem angemessenen Verhältnis zum Risiko des Netzbetriebs steht – und dass er durch effizienten Betrieb des Netzes erwirtschaftet wird. Das kommt den Kunden zugute, ohne den Netzbetreibern schaden zu müssen.
ZEIT: Die Stadtwerke jammern ohne Grund?
Kurth: Ich kann die Ängste mancher Kommunalpolitiker jedenfalls nicht nachvollziehen. Wir veranlassen die ineffizienten Netzbetreiber, ihre Kosten zu senken. Der Gewinn kann gleich bleiben. Er kann sogar im Rahmen der Anreizregulierung wachsen.
ZEIT: Welche Entgeltreduzierungen werden Sie den Stadtwerken verordnen?
Kurth: Im Wesentlichen kontrollieren wir, welchen Anteil der Anlage der Verbraucher über die Netznutzungsentgelte schon bezahlt hat.
ZEIT: Noch einmal gefragt: Mit welcher Größenordnung an Entgeltreduzierung müssen die Stadtwerke rechnen?
Kurth: Wer sein Netz schon recht effizient bewirtschaftet, bekommt geringere Abschläge als ein ineffizienter Netzbetreiber. Letztere müssen durchaus mit Abschlägen bis zum zweistelligen Prozentbereich rechnen. Wenn wir die Netzkosten zum Beispiel um zehn Prozent reduzieren, macht das immerhin rund drei Prozent vom Endkundenpreis aus.
ZEIT: Mit Verlaub, das ist fast nichts.
Kurth: Im Einzelfall können wir auch fünf Prozent erreichen. Reden Sie das nicht klein.
ZEIT: Tun wir nicht. Nur sind eben selbst fünf Prozent weniger als die jetzt von den Stromunternehmen beantragten Preiserhöhungen …
Kurth: … die aber noch nicht genehmigt sind. Und ich halte es für verfrüht, davon auszugehen, dass die Anträge einfach durchgewunken werden.
ZEIT: Auf dem Gasmarkt ist die Lage noch desolater als auf dem Strommarkt. Privatkunden können nicht einmal ihren Lieferanten wechseln.
Kurth: Ein Unternehmen, Nuon, will zumindest in einigen Großstädten auch Privatkunden beliefern. Ich hoffe, dass weitere Unternehmen diesem Beispiel folgen. Aber ich weiß, dass es bisher ein zähes Geschäft ist. Deshalb bemüht sich die Netzagentur, die Bedingungen für den Transport von Gas zu verbessern.
ZEIT: Ausgerechnet Sie stehen jetzt allerdings am Pranger, weil Sie sich mit wettbewerbswidrigen Abmachungen der Exmonopolisten einverstanden erklärt haben. Nuon hat deshalb ein Missbrauchsverfahren in Gang gesetzt.
Kurth: Zunächst einmal: Für Wettbewerb im Gasmarkt zu sorgen ist ein schwieriges Geschäft. Immerhin hat sich die Branche dazu durchgerungen, die Durchleitung von Gas nur noch von zwei Verträgen abhängig zu machen; früher waren sehr viel mehr Verträge nötig.
ZEIT: Parallel dazu will die Branche aber ihr altes, kompliziertes Vertragsmodell retten.
Kurth: Und die Netzagentur untersucht derzeit kritisch, ob das mit dem Gesetz vereinbar ist.
ZEIT: Sie untersuchen, also ist vorerst nicht mit sinkenden Gaspreisen zu rechnen.
Kurth: Zumindest sinken auch die Transportgebühren für Gas. Wir haben gerade die ersten Entscheidungen getroffen.
ZEIT: Teure Netze, so ein Gegenargument, sind sichere Netze. Fürchten Sie, dass die Sicherheit der Gas- und Stromversorgung leidet, wenn Sie immer niedrigere Netzentgelte erzwingen?
Kurth: Nein. Wer sein Netz zuverlässig betreibt, dem wollen wir sogar einen Bonus geben.
ZEIT: Mehr als jährlich 23 Minuten Stromausfall wird es also auch in Zukunft nicht geben?
Kurth: Sollten wir mehr Blackouts bekommen, wäre daran jedenfalls nicht die Netzagentur schuld. Im Gegenteil, wir geben die richtigen Anreize: Wer in sein Netz nicht investiert, wird Nachteile bei den Entgeltbescheiden haben.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN **CERSTIN GAMMELIN** UND **FRITZ VORHOLZ**

Der Aufpasser

Matthias Kurth, 54, ist seit 2001 Präsident der Bundesnetzagentur. Damals hieß die Bonner Behörde noch Regulierungsbehörde für Telekommunikation und Post. Erst durch das Energiewirtschaftsgesetz von 2005 gewann der Sozialdemokrat die Aufsicht über die Betreiber der Strom- und Gasnetze. Womöglich bleibt er den Verbrauchern als streitbarer Anwalt ihrer Interessen nicht mehr lange erhalten. Kurth kandidiert für den Posten des Generalsekretärs bei der Internationalen Behörde für Telekommunikation.

Nur Italien und Luxemburg sind teurer

Fast überall in Europa zahlen die Verbraucher weniger für Elektrizität und Gas als in Deutschland VON FRITZ VORHOLZ

Die jüngsten Daten über die Entwicklung der Strompreise in der Europäischen Union sind für den Verband der Elektrizitätswirtschaft (VDEW) der Beleg, dass Klagen deutscher Verbraucher über zu hohe Strompreise unberechtigt sind. Die deutschen Preise lägen »im Mittelfeld«, verlautbarte die Lobby unter Verweis auf die Zahlen vom Statistischen Amt der EU.

Die Interpretation erschließt sich nicht auf Anhieb, zumal die Daten verwirrend sind.

Tatsächlich kostete eine Kilowattstunde Strom Anfang des Jahres deutsche Privathaushalte 18,32 Cent; nur Dänemark, Italien und die Niederlande waren teurer. Ohne Steuern zahlt man laut Eurostat für Elektrizität sogar nur in zwei EU-Ländern mehr als in Deutschland: in Italien und in Luxemburg. Mit 13,74 Cent pro Kilowattstunde kassieren die hiesigen Stromunternehmen rund ein Viertel mehr als im EU-Durchschnitt. In dieser Ziffer sind indes auch die Konzessionsabgabe sowie die Umlagen zur Förderung von »grünem« Strom und von Strom aus KWK-Anlagen enthalten; sie machen rund 2,5 Cent aus. Es ergibt sich also ein Nettopreis von rund elf Cent pro Kilowattstunde. Das ist nur noch wenig mehr als der von Eurostat ausgewiesene EU-Durchschnittswert. Allerdings sind auch in den »Nettopreisen« anderer EU-Länder allerlei nicht steuerliche Zwangsabgaben enthalten. Unterm Strich bleibt es dabei, dass deutscher Strom ausgesprochen teuer ist.

Die Preise am Weltmarkt für Energierohstoffe können das kaum erklären, schließlich gelten sie auch für ausländische Stromerzeuger. Davon abgesehen, gewinnt Deutschland seinen Strom zu rund 80 Prozent aus Quellen, für die es entweder keinen Weltmarkt gibt (Braunkohle und Wasserkraft) oder deren Preise weniger, als allgemein angenommen, gestiegen sind (Uran und Steinkohle). Nur Gas ist deutlich teurer geworden. Aus Gas werden hierzulande aber nur 10 Prozent des Stroms erzeugt, im EU-Durchschnitt sind es rund 20 Prozent.

Auch die Endverbraucher von Gas sind übel dran. Erdgas ist zwar überall teuer; der »Grenzübergangspreis« stieg 2005 um mehr als ein Drittel. Gleichwohl zahlen die Haushalte anderswo im Durchschnitt 20 Prozent, die industriellen Nutzer sogar fast 28 Prozent weniger als in Deutschland, vor Steuern. Da drängt sich der Verdacht auf, dass für das deutsche Energiepreisniveau auch mangelnder Anbieterwettbewerb und die jahrelang vernachlässigte Netzregulierung verantwortlich sind.

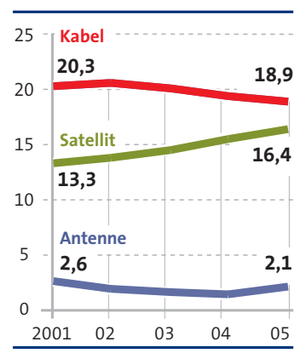
Trotz Liberalisierung sind die Leitungen für Strom und Gas natürliche Monopole geblieben. Ihre Eigentümer sind der Versuchung ausgesetzt, das Netz zum Nachteil der Konkurrenz zu missbrauchen. Um dies zu verhindern, setzten alle EU-Länder Regulierungsbehörden ein. Nur Deutschland verließ sich auf den so genannten verhandelten Netzzugang; die Netzbetreiber und ihre Kundschaft sollten sich freiwillig auf faire Regeln einigen. Das änderte sich erst vor einem Jahr. Seitdem ist die Bundesnetzagentur für die Genehmigung der Netzentgelte zuständig.

Illustration: Peter M. Hoffmann/pmh@popculture.de für DIE ZEIT

DIE WELT IN ZAHLEN

Kabel verliert Nutzer

TV-Empfangswege in Deutschland (in Millionen Haushalten)

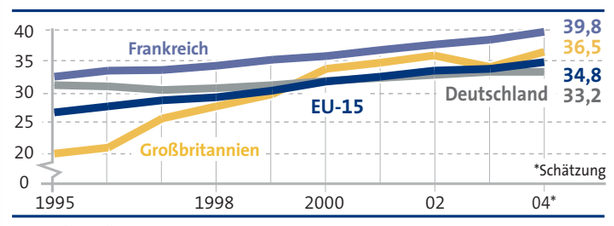


ZEIT-Grafik/Quelle: SES Astra/iw

Nur drei Fernsehprogramme? Was bis in die achtziger Jahre ganz normal war, ist für Jugendliche heutzutage unvorstellbar. Sie sind es gewohnt, zwischen Dutzenden von Programmen wählen zu können – dank Kabel und Satellit. Noch empfangen die meisten Haushalte ihr Programm per Kabel. Doch inzwischen werden die Parabolantennen auf dem Dach zur ernsthaften Konkurrenz: Während die Zahl der Kabelanschlüsse seit 2001 von 20,3 auf 18,9 Millionen 2005 gesunken ist, ist die der Satelliten-Haushalte von 13,3 Millionen auf 16,4 gestiegen. Kein Wunder: Fernsehen über Kabel kostet eine Monatsgebühr, der TV-Empfang per Satellit ist – noch – gratis.

Zurückgefallen

Bruttoeinkommen aus unselbstständiger Arbeit je beschäftigtem Arbeitnehmer (in tausend Euro)

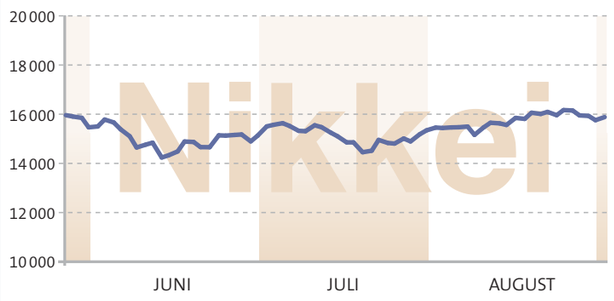


ZEIT-Grafik/Quelle: BMAS

Jahrzehntelang haben die europäischen Nachbarn bewundernd und auch etwas neidisch auf das Wirtschaftswunderland Deutschland geschaut. Die Autos von Otto Normalverbraucher waren dort nämlich immer ein bisschen größer als anderswo, die Häuser gediegener, und trotzdem blieb auch noch Geld übrig für ausgedehnte Urlaubsreisen. Der Grund: Das Einkommen deutscher Arbeitnehmer war höher als im EU-Durchschnitt. Das ist vorbei. Inzwischen verdienen sie hierzulande jährlich 1600 Euro weniger als der Durchschnitts-EU-Kollege.

Aktien

Entwicklung des Aktienindex Nikkei in den vergangenen drei Monaten



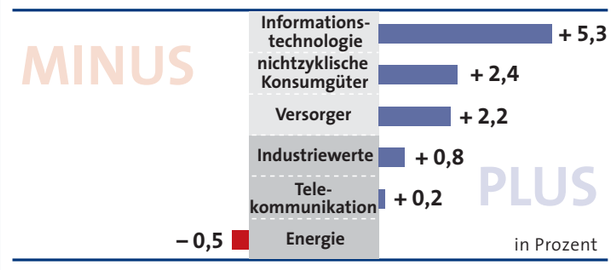
Weltbörsen

Dow Jones	11 314	(+0,3 %)	Nasdaq	2146	(–2,9 %)
Euro Stoxx 50	3807	(+3,5 %)	Dax	5847	(+1,6 %)
S & P 500	1296	(+1,3 %)	TecDax	643	(–3,3 %)

Stand: 29. 8. 2006, 18.00 Uhr, 3-Monats-Änderungen

Tops und Flops

Entwicklung der drei besten und schlechtesten Branchen im Index MSCI Welt in den vergangenen vier Wochen



Zinsen

Anlagedauer	Stand 28.08.06	
	Täglich verfügbare Anlage	0,50 - 4,25
1 Monat	Termingeld (Zinsen)	1,00 - 3,10
1 Jahr	Finanzierungsschätze	3,25
5 Jahre	Bundesobligationen Serie 148	3,60
6 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ A	3,54
7 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ B	3,75
10 Jahre	Sparbriefe (Zinsen)	3,50 - 4,30
	Börsennotierte öff. Anleihen	3,77 - 3,95
	Pfandbriefe	3,83 - 4,07

Hypothekenzinsen von Banken	Effektivzins
5 Jahre fest	3,89 - 5,40
10 Jahre fest	4,03 - 5,33

Konjunktur

Kennziffern ausgewählter Länder

Länder (Angaben in Prozent)	BIP-Wachstum zum Vj.-Quartal	Arbeitslosenrate	Inflationsrate
Deutschland	2,4 II/05-II/06	8,2 6/06	1,7 8/06
Euroland	2,4 II/05-II/06	7,8 6/06	2,4 7/06
USA	3,5 II/05-II/06	4,8 7/06	4,1 7/06
Japan	2,2 II/05-II/06	4,2 6/06	0,3 7/06
Portugal	1,0 I/05-I/06	7,2 7/06	2,3 7/06

ZEIT-Grafik/Quelle: Datastream

MACHER & MÄRKTE

EU: Nur Zuckerbrot

»Zuckerbrot und Peitsche« heißt die Methode, nach der die EU-Kommission derzeit am liebsten die Umwelt schützt – und deren Nutznießer vor allem die europäische Autoindustrie ist. Die hatte einst versprochen, ihren Beitrag zum Klimaschutz freiwillig zu leisten und die schädlichen Kohlendioxidemissionen ihrer Produkte zu senken. Durchschnittlich 140 Gramm pro Kilometer soll ein Auto 2008 nur noch ausstoßen. Davon aber ist man, wie die Kommission nun festgestellt hat, weit entfernt – noch stoßen die Produkte der Autofirmen rund 15 Prozent zu viel CO_2 aus. »Ich bitte die Industrie dringend, ihre Anstrengungen zu steigern«, mahnt EU-Umweltkommissar **Stavros Dimas.** Und selbst der Industriekommissar **Günter Verheugen** moniert: »Die Situation ist nicht zufrieden stellend.« Damit aber reicht es der Kommission dann auch.

Die Peitsche will sie nämlich trotz der traurigen Diagnose vorerst nicht rausholen. »Unser Job ist es nicht zu bestrafen«, ließ ein Kommissionssprecher ausrichten. Offensichtlich hat die EU-Kommission für die Umweltpolitik eine ganz eigene Version der Zuckerbrot-

Foto: Danny Cys/Reporters/laif

JOSÉ MANUEL BARROSO fährt eine CO_2-Schleuder

und-Peitsche-Methode erfunden. Sie lockt zwar, lässt bei Misserfolg dann aber das Bestrafen. An den privaten Vorlieben des Kommissionspräsidenten **José Manuel Barroso** liegt das angeblich nicht. Der fährt einen Volkswagen Touareg, der 265g/km ausstößt. Das ist deutlich mehr Dreck, als die EU wünscht. **PIN**

Klima: Nur kleine Taten

Nicht nur bei der Umweltfreundlichkeit ihrer Automobile – auch beim gesamten Klimaschutz steuern die Europäer auf eine Blamage zu. Großen Worten folgen kleine Taten, beim Ausstoß klimaschädlicher Substanzen tut sich kaum etwas. Zwar emittierten die 15 alten EU-Mitglieder 2005 im Vergleich zum Vorjahr 0,5 Prozent weniger jener sechs Stoffe, deren Begrenzung das Kyoto-Protokoll regelt. Der Fortschritt ist allerdings dermaßen schleppend, dass die EU ihr Kyoto-Ziel (minus 8 Prozent gegenüber 1990) kaum noch erreichen kann. Die Verfehlung der verbindlichen Verpflichtung zur Emissionsminderung sei »vorprogrammiert«, heißt es in einer aktuellen Analyse des **Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW).**

Indes befinden sich die Europäer in bester Gesellschaft. Während die EU-15 den Zuwachs des für die Erderwärmung vor allem verantwortlichen (und nicht nur durch Autoabgase verursachten) Kohlendioxids seit 1990 wenigstens auf 4,1 Prozent begrenzte, legten Australien und Neuseeland um mehr als 30 Prozent zu, die USA um fast 20 und Japan um 13,6 Prozent. China verdoppelte seit 1990 sogar seinen Ausstoß; pro Kopf liegen Chinas CO_2-Emissionen allerdings nach wie vor weit unter dem Durchschnitt der Industrieländer.

Weltweit erreichte der CO_2-Ausstoß mit 27,3 Milliarden Tonnen 2005 einen neuen Höhepunkt. Ein »messbarer« Erfolg der globalen Klimaschutzpolitik stehe weiter aus, so der DIW-Forscher **Hans Joachim Ziesing.** **VO**

Löhne: Nur ein Minus

Der Aufschwung kommt bei allen an? Von wegen: In den Taschen deutscher Arbeitnehmer war davon bisher nur wenig zu spüren. Nach Daten des **Statistischen Bundesamts** mussten viele Beschäftigte im ersten Halbjahr 2006 sogar Einkommenseinbußen hinnehmen. Weil die Inflationsrate rund 2 Prozent betrug, die Tarifabschlüsse sich aber zwischen nur 0,5 und 3,4 Prozent bewegten, blieb manchem Arbeitnehmer im Geldbeutel real ein dickes Minus. Der Anstieg der Tarifgehälter war im Frühjahr so gering wie seit zehn Jahren nicht mehr – und das nach einem ohnehin schon ausgesprochen mageren Jahr 2005: Da waren die Reallöhne erstmals seit 1997 insgesamt gesunken. **TEN**

Bahn: Nur unklar

Die Entscheidung über die Bahnprivatisierung ist gefallen. Sagen die einen. Von wegen, sagen die anderen. Einig sind sich beide Seiten nur darüber, dass es »turbulent« war, als man sich am Dienstag traf: die in einer Arbeitsgruppe vereinten Verkehrspolitiker von Union und SPD mit den beamteten Staatssekretären diverser Ministerien. Beschlossen wurde, dass man sich Ende September wieder trifft.

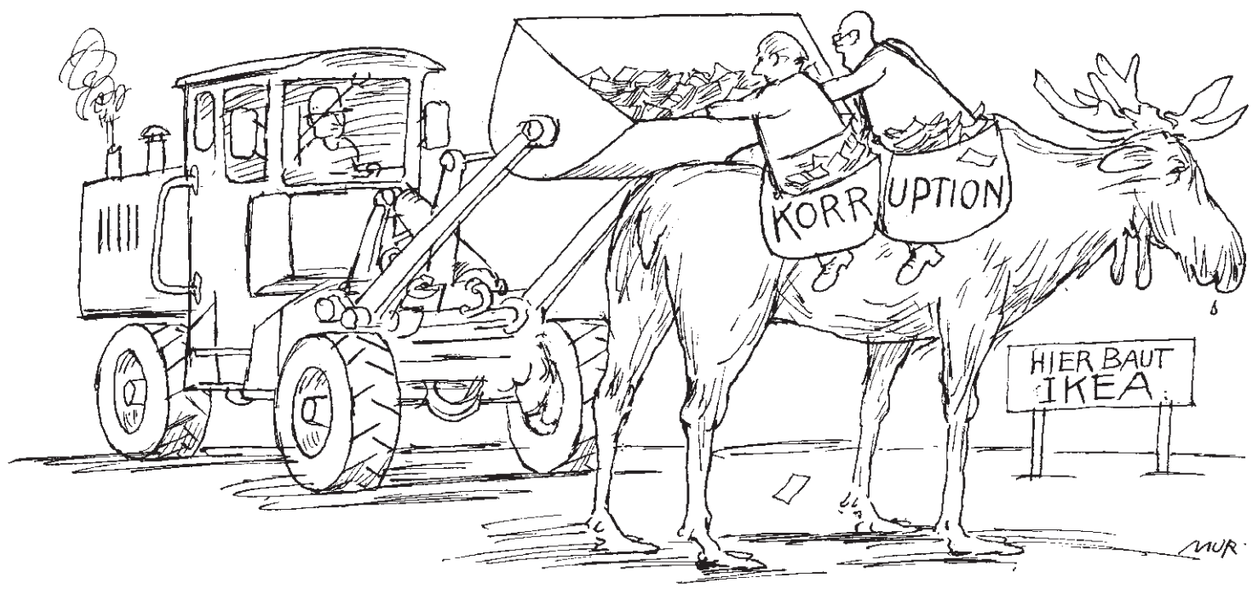
Tatsächlich zeichnet sich aber ab, dass die von Bahnchef **Hartmut Mehdorn** favorisierte Privatisierung der Bahn samt Netz »vom Tisch ist«, wie der CDU-Verkehrspolitiker **Dirk Fischer** sagt. Allerdings auch nicht wirklich. Denn diskutiert wird nach wie vor darüber, die Bahn mit Netz an die Börse zu bringen – unter der Auflage, dass das Netz nach 10 oder 20 Jahren wieder an den Bund zurückfällt. Wie auch immer die Entscheidung Ende September ausfällt: Über die 43 000 Kilometer langen Schienenstränge wird Mehdorn wohl auch dann verfügen können, wenn die Bahn ohne Netz an die Börse geht. Unklar ist nur, auf welcher vertraglichen Grundlage. **VO**

Ver.di: Nur verzweifelt?

Ist es Ausdruck von Verzweiflung, dass Gewerkschaftschef **Frank Bsirske** für flammende Reden bei Arbeitgebern abschreibt? Oder ist es nur ein Zeichen geistiger Nähe, dass ihm praktisch wortgleiche Sätze entschlüpfen? Vergangene Woche veröffentlichte die *ZEIT* ein Interview mit dem Verbandschef der Gebäudereiniger, **Johannes Bungart.** Darin erklärte der Arbeitgeberlobbyist: »Wir müssen die Lohnspirale nach unten stoppen. Daran hängen auch unsere Renten- und Gesundheitssysteme. Wir brauchen einen Mindestlohn – damit man in Deutschland überhaupt noch von sozialer Marktwirtschaft sprechen kann.« Wenig später flatterte der verdutzten *ZEIT*-Redaktion eine Pressemitteilung ins Haus, in der ver.di-Chef Bsirske mahnte: »Die Menschen wollen, dass die Lohnspirale nach unten gestoppt wird. Daran hängen auch unsere Renten- und Gesundheitssysteme. Wir brauchen einen Mindestlohn, damit man überhaupt noch von einer sozialen Marktwirtschaft in unserem Lande sprechen kann.« Und das war nicht die einzige ähnlich lautende Passage.

In der Pressestelle von ver.di heißt es dazu, man habe das *ZEIT*-Interview gar nicht gelesen, werde das aber nachholen (ein Tipp: Das Interview steht auch auf der ver.di-Homepage). Grundsätzlich sei es in der Politik aber normal, dass gute Argumente immer wieder verwendet würden. Deshalb wurden wohl die Sätze von Herrn Bungart-Bsirske (oder woher auch immer sie ursprünglich stammen mögen) noch in eine weitere ver.di-Pressemeldung kopiert, in der wir sie nun das dritte Mal lesen durften. Vielleicht sollte die *ZEIT* davon lernen, dem Verleger Geld sparen und diesen Text hier auch ein paar Mal nachdrucken. **RUD**

MURSCHETZ



IM REICH DES ELCHES

ARGUMENT

Willkommen im Schnipsel-Universum

Handy- und Internet-TV verändern den Fernsehkonsum – und entmachten die Medienpolitiker **VON GÖTZ HAMANN**

Abgeschaltet wird nicht. Auch nach der Internationalen Funkausstellung (Ifa), die diese Woche in Berlin beginnt, wird Fernsehen mit DVB-H-Technik aufs Handy übertragen. Sehen kann es zwar niemand, weil es ein Probebetrieb ist. Doch T-Mobile, Vodafone, E-Plus und O_2 wollen daraus den Standard für ihr Handy-TV machen.

Um die Dimension zu erahnen, reicht ein Blick aufs eigene Mobiltelefon. Heute haben die meisten eine Kamera. Vor vier Jahren gab es fast keine.

Wenn sich fernsehtaugliche Handys genauso schnell verbreiten, werden bald mehr Menschen ein mobiles TV-Gerät mit sich herumtragen, als es Fernseher in deutschen Wohnzimmern gibt. Die Mobilfunkbetreiber glauben nun nicht, dass jeder in der S-Bahn oder auf der Parkbank fernsehen will. Aber einige Millionen Zuschauer erwarten sie schon, was sich auch mit den Erhebungen der Marktforscher von Goldmedia deckt. Denen zufolge soll Handy-Fernsehen bereits im Jahr 2010 rund 450 Millionen Euro Umsatz bringen. So wird der Mobilfunk nach dem SMS-, Klingelton- und Musik-Versand zu einem ernsthaften Verbreitungsweg fürs Fernsehen.

Für ARD und ZDF, die Medienpolitik und die Medienaufsicht ist das wenig verlockend, ja sogar bedrohlich. Denn der Mobilfunk hat vieles mit dem Internet gemeinsam. Beide zusammen verändern das Fernsehen so sehr, dass sich jeder fragen muss, worin seine künftige Rolle besteht. Und ob er eine hat.

Die Bedeutung von Handy- und Internet-Fernsehen belegen noch ein paar Zahlen: Von den 10- bis 13-Jährigen besitzt bereits jeder Dritte ein eigenes Handy, die Älteren praktisch alle. Ein Fünftel hat kurz nach der Grundschule einen eigenen Computer, und 96 Prozent der 14- bis 19-Jährigen geben an, im Internet zu surfen. Dort suchen sie mehr als andere Altersgruppen nach Videos und Fernsehen.

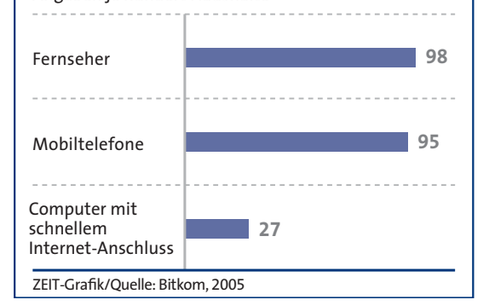
Spätestens jetzt drängt sich eine Erinnerung auf: Vor rund zwanzig Jahren entstand das TV-Kabelnetz. Es war die Voraussetzung für RTL und Co., sich zu entfalten und im Laufe einer Generation das Wesen des Fernsehens zu verändern. Es wurde unterhaltsamer und einfallsreicher – oft auch seichter und geschmackloser, und die Öffentlich-Rechtlichen haben sich daran angepasst. Es geschah, was der Medienphilosoph Marshall McLuhan vorausgesagt hatte: *The medium is the message.* Die Bedingungen, unter denen Fernsehen stattfindet, verändern das Medium sowie die Seh- und Lebensgewohnheiten des Publikums.

So ist es jetzt wieder.

Im Internet werden TV-Programme, die einem zeitlichen Ablaufplan folgen, zur Randerscheinung. Stattdessen wachsen riesige, digitale Bibliotheken heran. In ihnen mischen sich private Videos mit Musik- und Bezahlfernsehen. In den USA ist das bereits zu beobachten, Die bekanntesten Plattformen heißen derzeit YouTube und iTunes.

Handy-TV wird in Deutschland zunächst wohl mit 16 Angeboten starten. Von Kanälen kann man nicht mehr sprechen, weil, wer Handy-TV schaut, nicht viel Zeit hat. So entsteht der Voraussicht nach ein Schnipsel-Universum, in dem sich Marken wie die

So sind die Deutschen ausgestattet



ZEIT-Grafik/Quelle: Bitkom, 2005

Serie *Gute Zeiten, schlechte Zeiten,* der *Quatsch Comedy Club* und aktuelle Nachrichten durchsetzen.

The medium is the message – die Öffentlich-Rechtlichen und die bisherige Regulierung verdanken ihre Existenz dem Grundgesetzartikel 5: »Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet.« Ihre Gestalt aber gehorchte stets den Bedingungen, unter denen Fernsehen stattfand, und wenn neue Übertragungswege hinzukommen, müsste eine Diskussion beginnen, wie der Auftrag des Grundgesetzes in dieser sich wandelnden Fernsehwelt erfüllt werden kann.

Es brauchte also eine neue »Zielvorstellung«, wie Norbert Schneider, Chef der Landesmedienanstalt von Nordrhein-Westfalen, in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* gefordert hat. Doch was geschieht? Die Medienpolitiker der Länder wirken wie erstarrt, weil sie für die entscheidenden Fragen in der digitalen Welt keine natürliche Zuständigkeit mehr besitzen. Die Übertragungsnetze sind zunehmend national (Mobilfunk), kontinental (Satellit) oder sogar global (Internet). Gleichzeitig ändern sich die Geschäftsmodelle und damit die Gewichte zwischen Sendern, Netzbetreibern und Zuschauern rasant. Welche Sender bekommen Zugang zu einer Plattform oder einem Übertragungsweg? Und was ist ein fairer Preis fürs Fernsehen? Darauf können das Bundeskartellamt oder die EU-Wettbewerbsbehörde leichter antworten als Medienpolitiker aus Saarbrücken oder Kiel.

Zu beobachten ist das am Fall des Satellitenbetreibers SES Astra. Er sitzt in Luxemburg und will gemeinsam mit den deutschen Privatsendern eine neue Gebühr einführen. RTL und ProSieben sollen in ein paar Jahren nur noch als Abo-TV zu sehen sein, und ein Teil der Einnahmen fließt direkt an die Sender. Nutzen die Unternehmen dabei ihre Stellung am Markt aus? Das werden die Wettbewerbsbehörden entscheiden, die immer mehr in die Rolle des Medienregulierers hineinwachsen, jedoch ohne den Auftrag, die Öffentlich-Rechtlichen zu schützen.

Auch ein Blick auf ARD und ZDF, die ja für die Grundversorgung mit Fernsehen zuständig sind, kann nicht beruhigen: Einerseits verlangen sie eine eigene Gebühr für Internet-fähige Computer. Gleichzeitig dürfen sie aber, von den Medienpolitikern dazu gezwungen, nicht mehr als 0,75 Prozent ihrer Ausgaben fürs Internet verwenden. Wer sich dann anschaut, was dabei herauskommt, braucht nicht lange zu verweilen. *Heute* und *Tagesschau* sind online zu sehen, doch ansonsten gibt es meistens TV-Imitate. Da wird dann eine lose Folge von Standbildern mit einer Tonspur unterlegt. Im Mobilfunk wiederum ist noch nicht einmal das absehbar. Weder ARD noch ZDF wissen bisher, ob sie über den Probebetrieb hinaus im kommenden DVB-H-Standard dabei sein wollen. Wenn es so käme, wäre es die erste Technik, bei der die Öffentlich-Rechtlichen als Letzte kämen.

Unterm Strich sieht es wohl so aus: Die Landespolitik ist orientierungslos und tendenziell machtlos. Neue Fernsehangebote für jüngere Zuschauer entstehen zunehmend dort, wo ARD und ZDF nicht oder nur mit wenigen bewegten Bildern präsent sind. Mit welchen Argumenten will man da eigentlich die nächste Gebührendebatte bestehen? Dient die monatliche Überweisung ausschließlich dazu, dass man am traditionellen TV-Gerät in der ersten Reihe sitzt?

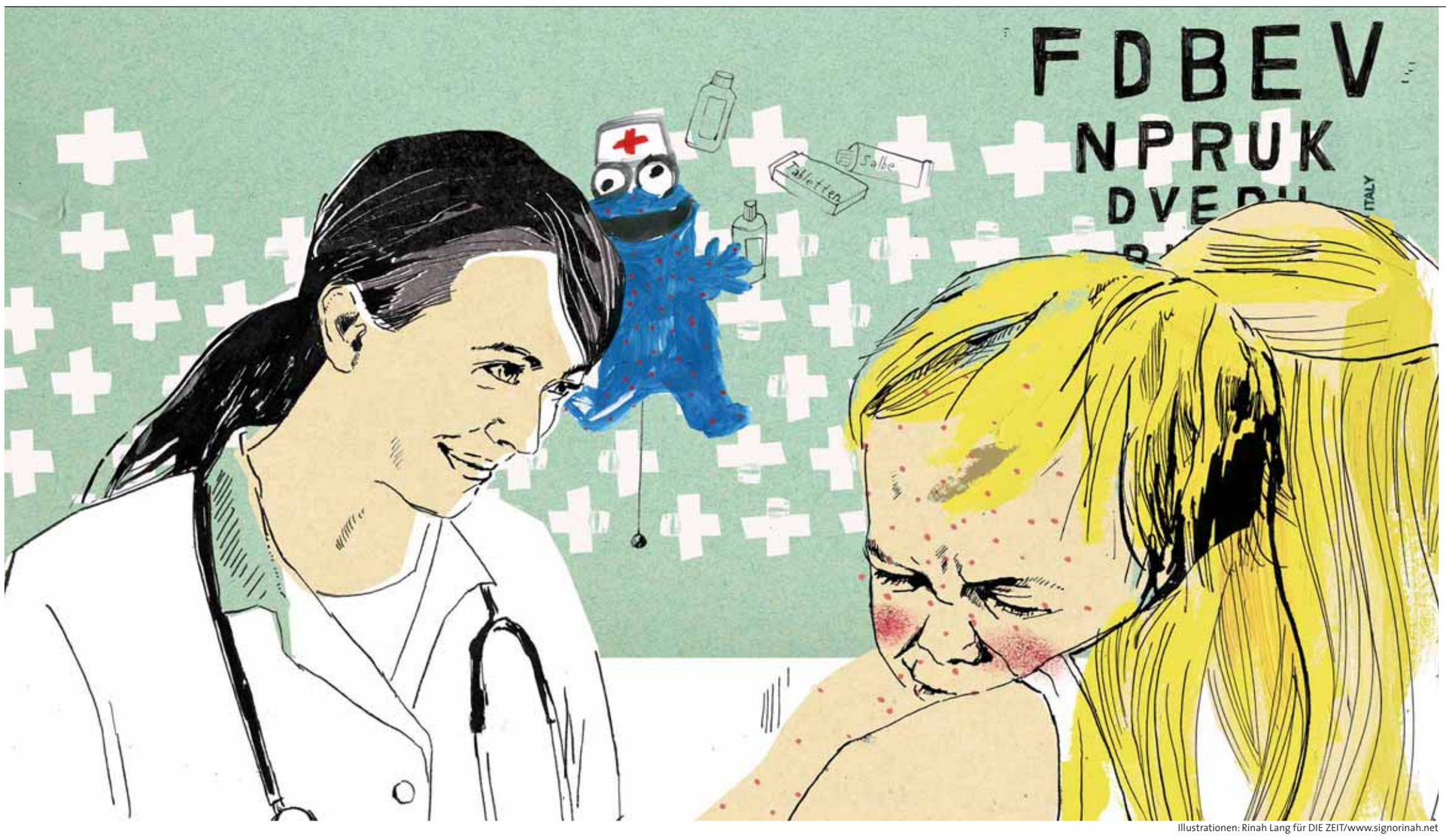
Es ist nie bequem, sich infrage zu stellen, doch die Ifa wäre ein guter Ort, um damit anzufangen.

Nur für Studenten!
Jetzt das neue ZEIT Campus als Erster lesen – gratis!
Noch geheim: ZEIT Campus, das neue Studentenmagazin der ZEIT. Mit Infos und Reportagen rund ums Studieren, Arbeiten und Leben. Ab 18.10. neu – und schon vorher gratis für dich als Testleser: Geh auf www.zeit-campus.de/testleser, sichere dir ZEIT Campus als Erster und gewinne einen von 50 HLX-Freiflügen!
GRATIS TESTEN!
DIE ZEIT Campus
TOP SECRET!
50 HLX-Freiflüge zu gewinnen!
Jetzt anmelden: www.zeit-campus.de/testleser
ZEIT Campus

WISSEN

Rums am Rhein

Erdbeben könnten in Deutschland Millionenschäden anrichten. Geologen legen eine detaillierte Karte der Risiken vor **Seite 36**



Illustrationen: Rinah Lang für DIE ZEIT/www.signorinah.net

Kleine Kinder, große Sorgen

Eltern wollen, dass sich ihr Nachwuchs optimal entwickelt. Jede Auffälligkeit wird begutachtet, jede Schwäche sofort therapiert. Die Grenze zwischen gesund und krank wird neu abgesteckt VON MARTIN SPIEWAK UND ASTRID VICIANO

Blass und müde liegt Stefan Huber* in den Armen seiner Mutter. Der Dreijährige hat seit dem Vortag nichts mehr gegessen, und am Morgen hat er sogar einen Schluck Wasser gleich wieder ausgespuckt. Unruhig läuft Frau Huber vor der blauen Tür mit der Aufschrift »Nothilfe« hin und her. Es ist Sonntag, und im Wartezimmer des Kinderhauses des Städtischen Klinikums Harlaching in München drängen sich weitere Eltern und Kinder.

Endlich bittet der Kinderarzt Guido Krandick Frau Huber herein. Nervös berichtet sie von den Symptomen des Jungen. »Das habe ich bei Stefan noch nie erlebt. Ich wusste gar nicht, was ich machen sollte«, sagt die Mutter. Der Pädiater zeigt sich wenig beeindruckt. Mit ruhiger Stimme erklärt er, dass Durchfall und Erbrechen bei Kleinkindern häufig vorkommen und meist harmlos seien. Tee, Zwieback, Bananen solle der Kleine zu sich nehmen, dann gebe sich das in wenigen Tagen von selbst. »Sie haben mich sehr beruhigt«, sagt Frau Huber dankbar.

»Die Verunsicherung ist groß«, sagt Krandick, der seit sechs Jahren in einer Münchner Praxis arbeitet und regelmäßig den Kindernotdienst der niedergelassenen Pädiater in Harlaching übernimmt. Immer weniger Mütter würden sich zutrauen, dem Kind ein Hausmittel oder eine zusätzliche Portion Schlaf zu verordnen und abzuwarten, bis der Nachwuchs ganz allein wieder auf die Beine kommt. Eltern sind schnell alarmiert – und das nicht nur, wenn das Kind kränkelt. Jede Abweichung von der Norm wird registriert und begutachtet.

Kämpften Kinderärzte vor hundert Jahren oft noch um Leben und Tod ihrer Patienten (siehe Grafik Seite 30), geht es heute vor allem darum, dass sich der Nachwuchs optimal entwickelt. »Jedes Kind muss ein Erfolg werden«, sagt Krandick, Obmann des Berufsverbands der Kinderärzte München. Der Leistungsdruck ist enorm, vonseiten der Kindergärten, der Schulen, anderer Eltern. Wenn das Nachbarskind früher läuft als das eigene oder besser spricht, fürchten Mütter und Väter, dass ihr Nachwuchs nicht mithalten kann. »Sagen Erzieherinnen, dass der lispelnde Sohn dringend zum Logopäden muss, lassen sich Eltern kaum beruhigen«, sagt Krandick. Den Satz »Das wächst sich aus« mag niemand mehr hören.

In unserer achtteiligen ZEIT-Serie »Patient Kind« werden die wichtigsten Fragen beantwortet, die Eltern sich stellen: Sind Impfungen gefährlich? Ist mein Sohn nur lebhaft oder schon ein Fall für den Psychologen? Und was macht Kinder wirklich krank?

Wann brauchen Kinder einen Arzt? Was ist normal? Was ist auffällig? Die Grenze zwischen gesund und krank wird bei den Kleinen neu abgesteckt. Das hat viele Gründe. Zum einen fehlt den Eltern heute oft der Rückhalt in der Familie. Es gibt keine Großmutter in der Nähe, die den Müttern und Vätern mit ihrer Erfahrung zur Seite steht. Zum anderen werden die Eltern mit Informationen aus Ratgebern, Internet-Seiten und Zeitungen überschüttet und bleiben verwirrt zurück. Hinzu kommt, dass Mutter, Vater und Kind heute unter Leistungsdruck stehen. Der Nachwuchs muss sich optimal entwickeln, um später in der Gesellschaft eine Chance zu haben. Die Folge: Ein Viertel der Kinder in Deutschland wird in den ersten acht Lebensjahren zu mindestens einer Fördertherapie geschickt.

Von allen Seiten werden Eltern mit Ratschlägen versorgt. Journalisten, Buchautoren und Betreiber von Internet-Plattformen machen den Pädiatern Konkurrenz. Ein hilfs- und heilmedizinisches Heer aus Hebammen und Ergotherapeuten, Ernährungsberatern, Logopäden und Naturheilkundlern bestimmt heute mit, was für Kinder sinnvoll und nützlich ist. Nach Information der Frankfurter Buchmesse bieten 284 Verlage Titel zum Thema Kinderpflege an. Beim Internet-Buchhandel Amazon gibt es allein zu den klassischen Kinderkrankheiten 190 Bücher im Angebot, zum Aufmerksamkeits-Defizitsyndrom (ADS) finden sich 139 Ratgeber in den Regalen des Großversenders.

Die Mindestzeit des Stillens (reicht ein Jahr, oder muss es länger sein?), die medizinisch wertvollste Form des Schnullers (Kirschkern, Brustwarzendesign oder kieferorthopädisches Modell?) oder der richtige Ersatz für Kuhmilch im ersten Jahr (darf es Fertigmilch sein, oder muss ein spezieller Cocktail aus Reismilch und Mandelmus her?) entzweit die Ratgeber in Sachen Kindergesundheit. Während manche Hebamme vor dem Impfen warnt, beschreibt mancher Arzt die Kinderkrankheiten, die ohne die Vorsorge eintreten können, mit dramatischen Worten.

Die Kakofonie der Empfehlungen vermittelt vielen Eltern das Gefühl, ständig etwas falsch zu machen, und bringt sie gleichzeitig dazu, jedem Rat zu misstrauen. In der Praxis des Hamburger Kinderarztes Christoph Runge ist dies ein alltägliches Problem. Der Pädiater hat sich auf Lungenkrankheiten spezialisiert und therapiert asthmakranke Kinder oft mit dem von Eltern gefürchteten Medikament Kortison. Nur in hohen Dosen führt das Hormonpräparat zu Wachstumsstörungen, Gewichtszunahme und einem aufgeschwemmten Gesicht. In kleinen Mengen ist es weitgehend unschädlich. Einige Mütter und Väter trauen dem Unterschied jedoch nicht und setzen das oft segensreiche Medikament auf ihrer Liste der kindergefährdenden Substanzen ganz nach oben.

Heute muss Runge sich besonders anstrengen, dem Kortison sein schlechtes Image zu nehmen. Zwei Tage zuvor wurde eine US-amerikanische Untersuchung über die Langzeitfolgen des Medikaments bekannt, und das Paar, das nun mit einem Kind im Arm vor ihm sitzt, hat darüber gelesen. Es entspinnt sich eine Debatte über die Ergebnisse der Studie im Allgemeinen und den Fall seines Kindes im Besonderen, bevor das Paar überzeugt ist, dass der Doktor ihrem Sohn nichts Böses will.

Der Einfluss der Medien auf die Eltern sei enorm, sagt Runge. Selbst scheinbare Konstanten im Elternverhalten wie die Impfskepsis können plötzlich ins Gegenteil umschlagen, wenn das Fernsehen von einer Masernepidemie berichtet: Dann sitzen im Wartezimmer plötzlich Mütter und Väter, die bereits ihre wenige Wochen alten Säuglinge gegen die Krankheit immunisieren wollen – viele Monate bevor die Impfung ansteht.

Besonders beunruhigt sind Eltern heute bei Kinderkrankheiten, die früher gar kein Thema waren. Statt akuter Infektionen beschäftigen sie chronische Erkrankungen, statt körperlicher psychische Leiden. Entwicklungsabweichungen, Auffälligkeiten im Sozialverhalten oder Aufmerksamkeitsdefizitstörungen (ADS oder ADHS). Die Zahlen, mit denen Experten jonglieren, sind erschreckend. Je nach Studie sollen zwischen einem und 26 Prozent der Kinder an der Zappelphilipp-Krankheit leiden. Fest steht, dass immer mehr kleine Patienten mit dem Wirkstoff Methylphenidat (zum Beispiel Ritalin) therapiert werden: Wurden 1994 in Deutschland nur 1,3 Millionen Tagesdosen der Arznei verschrieben, waren es zehn Jahre später 25,8 Millionen. Die Menge reicht aus, um mehr als 700 000 Kinder ein Jahr lang täglich zu behandeln.

Eltern und Ärzte fragen sich, ob diese neuen Krankheiten nur eine Modeerscheinung sind. Schaffen sich Therapeuten ihre Patienten selbst, indem sie die Probleme gewaltig übertreiben? Beachten wir Verhaltensabweichungen mehr als früher? Oder haben wir es tatsächlich mit neuen Krankheiten zu tun? Die Antwort ist wohl: Alles ein bisschen.

Kinder wachsen heute anders auf als früher. »Ein ganz großes Problem ist der exzessive Fernsehkonsum«, sagt Karl Bergmann, Präsident der Kaiserin Auguste Victoria Gesellschaft für Präventive Pädiatrie. In manchen Familien laufe die Glotze den ganzen Tag. »Das ist vergleichbar mit einer Fehlernährung: Wenn Sie nur Süßes essen, werden Sie zwar satt, aber es fehlen Ihnen wichtige Nährstoffe«, sagt der Pädiater. Dauerfernsehen sei eine Art geistige und seelische Fehlernährung. Schon in der vierten Klasse hat heute mehr als ein Drittel der Kinder ein eigenes Fernsehgerät im Zimmer. Kinder zwischen sechs und neun Jahren sehen durchschnittlich 92 Minuten fern, zwischen drei und fünf Jahren 70 Minuten.

Statt ihrem Kind vorzulesen, schieben Eltern oft eine Märchen-CD ein und glauben, damit die Sprachentwicklung der Kinder zu fördern. Manche Mütter und Väter erleben es regelrecht als Einschränkung ihrer Lebensqualität, wenn sie selbst mit den Kleinen spielen müssen. Da überrascht es nicht, dass bei der Schuleingangsuntersuchung 2004 in Nordrhein-Westfalen fast 24,8 Prozent der Jungen und 17,5 Prozent der Mädchen an Sprachstörungen litten.

»Kinderärzte werden immer mehr zu Erziehungsberatern«, beobachtet Harald Bode, Präsident der Deutschen Gesellschaft für Sozialpädiatrie und Jugendmedizin (siehe Interview Seite 30). Eltern hätten zunehmend Probleme, klare Regeln aufzustellen. So hätten die Kleinen gar keine Möglichkeit mehr, zu lernen, selbst Pflichten und Verantwortung zu übernehmen. Besonders bei älteren Müttern stellt Elke Leonhardt, Kinderärztin im Ostberliner Stadtteil

Fortsetzung *auf Seite 30*

*Name von der Redaktion geändert

Serie: Patient Kind

FOLGE 1: MEDIKAMENTE
Therapie im Blindflug

FOLGE 2: PSYCHOLOGIE
Depressionen und Angststörungen

FOLGE 3: ORTHOPÄDIE
Fortschritte gegen Haltungsschäden

FOLGE 4: IMPFEN
Der Streit um die Risiken

FOLGE 5: ERNÄHRUNG
Übergewicht und Diabetes

FOLGE 6: ALLERGIEN
Der Terror des Immunsystems

FOLGE 7: PUBERTÄT
Das Ende der Kindheit

FOLGE 8: KLEINE PATIENTEN
Wie Kinder über Krankheit reden

Ein Sieg auf dem Papier

High-Tech made in Germany

Es dauerte, bis das Forschungsministerium und seine Chefin, Annette Schavan, Betriebstemperatur erreichten. Manch einer fragt sich bereits: Ist die gelernte Theologin die richtige fürs Technikfach? In dieser Woche hat Schavan den Zweiflern eine Antwort gegeben. Sie ist 114 Seiten lang, nicht leicht zu verdauen und trägt den Titel *Hightech-Strategie für Deutschland.* Der Plan zeigt den Weg auf, wie das Land »zur forschungsfreudigsten Nation der Welt« werden soll – und zwar aus Sicht der *gesamten* Regierung.

Das hört sich unspektakulär an, ist aber ein – zunächst theoretischer – Durchbruch. Die Wissenschaftsförderung des Bundes ist vielfach zersplittert. Gleich vier Ressorts teilen sich zum Beispiel die Energieforschung, und bislang interessierte es das eine Haus wenig, was das andere tat. Auch der neuen Regierung gelang es nicht, die Zuständigkeiten zu bündeln, im Gegenteil: Der Zerfall der Forschungskompetenz setzte sich fort. Schavan hatte nun die Aufgabe, über Ressortgrenzen hinweg aus dem Puzzle ein stimmiges Bild zu machen.

Das scheint gelungen. Zumindest auf dem Papier verfügt Deutschland nun über eine »Forschungspolitik aus einem Guss«. Offen ist, wie belastbar die Gemeinsamkeiten in der Praxis sind. Noch denkt Schavan zum Beispiel ganz anders darüber, wie man die Forschung mit genmanipulierten Pflanzen fördert, als Landwirtschaftsminister Horst Seehofer.

Zwangsläufig zeichnet sich das Ergebnis einer Fleiß- und Geduldsarbeit wie der *Hightech-Strategie* mehr durch Vollständigkeit als durch Kreativität aus – lässt man Wortschöpfungen wie »Innovationsplattformen« oder »Spitzencluster« beiseite. Die Beamten haben 17 Zukunftsfelder ausgemacht, zu denen Raumfahrt und Gesundheit ebenso gehören wie Technologiedauerbrenner mit den Kürzeln Nano, Info, Bio. Hier will die Regierung mit Förderprogrammen und Wettbewerben, sprich Geld, helfen, dass deutsche Forscher Neues erfinden – und Unternehmen daraus Produkte machen.

In diesem Punkt setzt Schavan einen für sie überraschenden Akzent. Stärker noch als ihre Vorgängerin betont sie die ökonomische Verwertbarkeit von (Grundlagen-)Forschung. Im Zentrum der Innovationsstrategie stehe, neue Märkte zu erschließen, heißt es unmissverständlich.

Deutschland hat sich verpflichtet, bis 2010 drei Prozent des Bruttoinlandsprodukts für Forschung und Entwicklung auszugeben. Der Löwenanteil muss aus der Privatwirtschaft stammen. Die *Hightech-Strategie* zählt deshalb manche Anreize auf, damit wissenschaftliche Institute in Zukunft mit kleinen und mittleren Unternehmen kooperieren. Da nickt man, wie an vielen Stellen des Papiers. Die Wirklichkeit der Wissenschaft in Deutschland – sie könnte so schön sein. **MARTIN SPIEWAK**

Freunde für Pluto

Sedna, Orcus und Westerwald wollen auch Zwergplanet sein

Schluss mit dem Gejammer! Reden wir nicht mehr von Pluto, der in der vergangenen Woche zum »Zwergplaneten« degradiert wurde. Reden wir von den Neuzugängen, die in Zukunft das Sonnensystem mit Leben füllen.

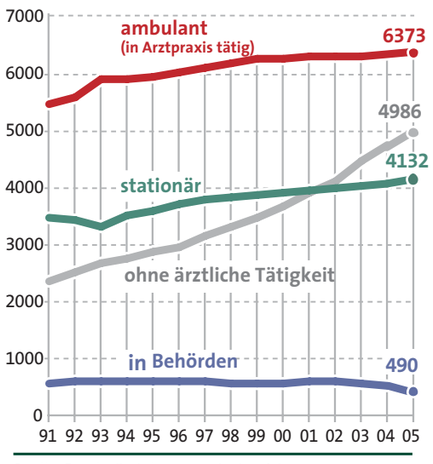
Man kann ja verstehen, dass die Entscheidung der Internationalen Astronomischen Union Melancholie auslöst. Dass die Astronomen – entgegen ihrem ursprünglichen Vorschlag *(ZEIT* Nr. 34/06) – nur noch die acht »klassischen« Planeten anerkennen, bedeutet einen Abschied. »Als ob der beste Freund in eine andere Stadt zieht«, trauert der Planetenforscher Mike Brown. Doch Abschiede gehören zum Leben nun mal dazu.

Dafür können wir bald neue Freunde kennen lernen. Vor der Tür des Sonnensystems harrt über ein Dutzend Himmelskörper der Aufnahme in den neu geschaffenen Kreis der Zwergplaneten. Sedna, Orcus oder Quaoar wollen auch mitspielen. Und wer weiß, vielleicht findet die zuständige Astronomenkommission sogar noch weitere Kandidaten unter den Tausenden von *small solar system bodies,* die so klangvolle Namen wie »Rosenkavalier«, »Bouillabaisse« oder »Westerwald« tragen.

Es wird Zeit, neue Autoaufkleber zu entwerfen. Statt mit »I miss Pluto« Rückwärtsgewandtheit zu demonstrieren, blicken wir optimistisch nach vorn, mit »Westerwald wird Zwergplanet«. **ULRICH SCHNABEL**

Klinik oder Praxis

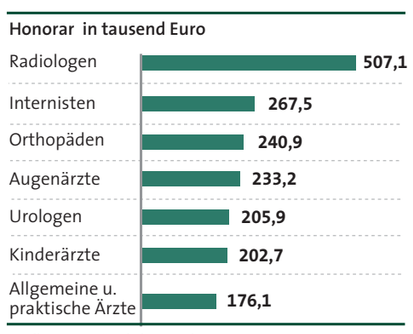
Die Mehrheit der Pädiater arbeiten ambulant



Quelle: Bundesärztekammer, Arztregister

Vorletzter Platz

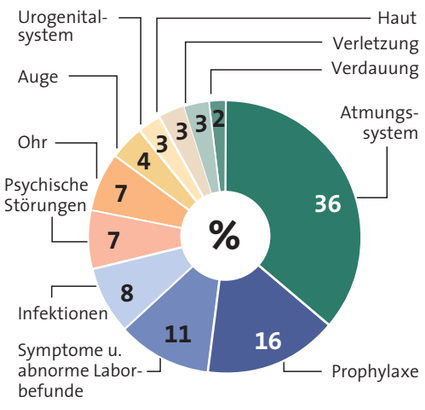
Kinderärzte verdienen weniger als Kollegen anderer Fachrichtungen



Quelle: Kassenärztliche Bundesvereinigung

Fragen an den Doktor

Häufigster Grund für den Besuch beim Kinderarzt sind Erkrankungen der Atemwege

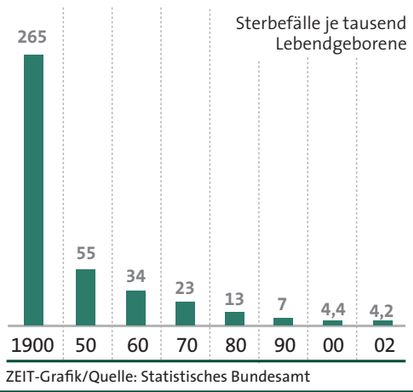


Stichprobe , Angaben für 2004

Quelle: Niedersächsisches Landesgesundheitsamt

Fortschritte der Medizin

Die Säuglingssterblichkeit ist seit dem Jahr 1900 drastisch gesunken



ZEIT-Grafik/Quelle: Statistisches Bundesamt

Kleine Kinder …

Fortsetzung *von Seite 29*

Prenzlauer Berg, regelrechte »Berührungsängste« fest, etwa wenn sie im Behandlungszimmer die Eltern darum bittet, ihre Kinder zur Untersuchung auszuziehen. Statt sich durchzusetzen, erklären Mütter und Väter dem Nachwuchs minutenlang, warum sie die Kleidung ablegen müssen. Der »natürliche Umgang« mit Kindern sei verloren gegangen, beobachtet Kinderärztin Leonhardt.

Wo müssen sich Kinder entfalten können? Wo brauchen sie Grenzen? Was kann man Kindern zumuten, und wovor sollte man sie schützen? Viele Eltern trauen sich heute nicht mehr zu, diese Fragen intuitiv zu beantworten. Dafür gibt es Gründe: Viele Mütter und Väter haben vor der Geburt ihres Kindes nie ein Baby in den Armen gehalten. Und auf diesen Nachwuchs werden nun alle Hoffnungen und Ängste konzentriert. Vor allem Eltern, die lange auf ihr einziges Kind gewartet haben, sind ängstlich. »Es geht immer weniger um das Wohl der Kinder, sondern nur noch um das Wohl des eigenen Kindes. Alle anderen sind Konkurrenten«, sagt Remo Largo, ehemals Leiter der Abteilung Wachstum und Entwicklung am Kinderspital in Zürich. Die Eltern sind existenziell verunsichert und fürchten, dass ihre Kinder in der heutigen Gesellschaft nicht bestehen können. Das geht sogar so weit, dass Eltern in die Praxis der Pädiater kommen und fragen, ob zum Beispiel die Osteopathie – eine Therapie, bei der Krankheiten manuell behandelt werden – ihrem gesunden Kind »irgendwie nützen« könne. Man habe so viel Gutes darüber gehört.

Leicht geraten die Kleinen in eine Mühle von Korrekturmaßnahmen. Wenn sie mit zehn Monaten noch nicht laufen können, bekommen sie eine Lauflernhilfe, obwohl der Berufsverband der Kinder- und Jugendärzte erst kürzlich vor Unfällen mit diesen Geräten warnte. Ein Kind, das nicht bastelt oder keine Bilder malt, kommt zur Ergotherapie, wer stottert, wird zum Logopäden geschickt. In Zürich erhalten von allen Kindern in der ersten bis dritten Klasse fast 60 Prozent eine Fördermaßnahme oder eine Therapie.

Natürlich sei es sinnvoll, mit einem ungeschickten Kind das Ballspielen zu üben, damit es weniger gehänselt werde, sagt der Zürcher Pädiater Largo. Doch sei es nutzlos, Kinder zu Fähigkeiten anzutreiben, die vielleicht ihrem Alter, aber nicht ihrem Entwicklungsstand entsprechen: »Auch Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht.«

Vergessen werde auch, dass bei der normalen Kindesentwicklung stets große Variationen vorkommen. »Die klassischen Spätentwickler wird es immer geben.« Dass Kinder natürlicherweise Stärken und Schwächen haben, möchte niemand mehr wahrhaben. Die Kleinen spüren die Erwartungen und haben das Gefühl, ihnen nicht zu genügen. »Sie halten den Leistungsdruck nicht

aus und werden krank«, sagt Largo. Sie werden unruhig oder ziehen sich zurück, werden depressiv, nässen ein, leiden an Schlafstörungen. »Man täte gut daran, dies als gesellschaftliches Problem anzusehen«, mahnt der bekannte Pädiater.

Denn der Wunsch nach einer Therapie muss gar nicht direkt von den Eltern kommen. Im Fall des vierjährigen Sander waren es die Erzieherinnen im Kindergarten, die dazu drängten. »Der Junge verhält sich dort unruhig und aggressiv«, sagt die Mutter. Zu Hause dagegen kämen die Eltern gut mit ihm zurecht. »Da haben wir klare Regeln«, berichtet sie. Tatsächlich spielt der Junge ganz friedlich in der Kinderecke, stülpt konzentriert einen roten, dann einen blauen und einen grünen Holzring über eine Stange. Dennoch: Ein Konsortium aus Ergotherapeuten und Psychologen, Logopäden und Neurologen soll den Jungen demnächst begutachten.

Auch von überforderten Lehrern werden Kinder früh stigmatisiert. Nina von Zedlitz zum Beispiel kann ihren Kummer nicht verbergen, wenn sie von den Problemen ihrer Tochter in der Schule erzählt. In der Kita hatte Lara noch als frech, lebhaft und kreativ gegolten. In der Schule dagegen eckte sie an und kam mit dem Leistungsdruck überhaupt nicht zurecht. »Sie sagte immer: ›Ich bin dumm, die anderen mögen mich nicht.‹ Es war eine Katastrophe«, sagt die Mutter. Die Kinderärztin diagnostizierte ADHS, und die Mutter willigte in eine Therapie mit Ritalin-Tabletten ein. »Was bleibt mir denn anderes übrig?«, sagt sie. Dennoch hat die Mutter ihren Job als Rechtsanwaltsfachangestellte aufgegeben: »Sonst wird das mit der Schule nichts.«

Kinderärzte stehen den Sorgen der Eltern oft ratlos gegenüber. Die normale Kindesentwicklung und die neuen Kinderkrankheiten kommen in ihrer Ausbildung nur am Rande vor. Da lernen sie vor allem, wie sie Infektionskrankheiten, Krebs, Knochenbrüche erkennen und therapieren können. Um diese Lücke zu schließen, entstehen immer mehr Einrichtungen, die sich speziell mit der Entwicklung von Kindern befassen. Gab es im Jahr 1988 nur 14 dieser sozialpädiatrischen Zentren, ist die Zahl bis heute auf 126 angewachsen. »Man muss den Eltern zeigen, wie sie mit ihren Kindern umgehen können«, sagt Bergmann.

Gemeinsam mit seiner Frau arbeitet der Pädiater in einer Elternschule der Berliner Charité. In einem Kurs sind immer fünf Familien beisammen. »Wir erklären bei jedem Termin, was in den nächsten Wochen auf die Eltern zukommen wird, wie sie bei Fieber reagieren sollen, wie sie Karies vermeiden können, welche Ernährung optimal wäre für ihr Kind.«

In den Kursen lernen die Väter und Mütter das kleine Einmaleins der Elternschaft: Wie die Kindesentwicklung abläuft, dass man die Kleinen fördern kann, indem man sich Zeit für sie nimmt. Typisch sei zum Beispiel jenes Paar gewesen, das gar nicht wusste, dass es mit dem vier Monate alten Säugling reden sollte. »Was sollen wir ihm denn sagen? Er ist doch noch so klein.« Dann erklärt Bergmann den Eltern, dass sie etwa beim Wickeln erzählen sollen, was sie gerade tun: »Jetzt hebe ich dein linkes Bein, jetzt das andere, jetzt gebe ich deiner Nase einen Stups.« Dann juchzen die Säuglinge, schmatzen und glucksen. Das sei vorsprachliche Kommunikation. »Wenn allerdings niemand auf die Geräusche reagiert, hören sie damit auf«, sagt Bergmann. Und dann fehle ihnen ein wichtiger Schritt in der Sprachentwicklung.

Niemand kann den Eltern den Leistungsdruck nehmen. »Aber wir vermitteln ihnen Wissen«, sagt Bergmann, »und wir zeigen ihnen, wie sie intuitiv spüren können, was gut ist für ihr Kind – fernab von allen Therapievorschlägen.«

Audio www.zeit.de/audio

»Kinder brauchen Sicherheit«

Der Pädiater Harald Bode erklärt, wann Eltern dringend zum Kinderarzt gehen müssen – und mahnt gleichzeitig zu mehr Gelassenheit

DIE ZEIT: Bei welchen Symptomen ihres Kindes müssen Mütter und Väter alarmiert sein?

Harald Bode: Sie sollten auf jeden Fall schnell zum Arzt gehen, wenn ein Säugling mehr als zwölf Stunden lang nicht trinkt oder isst, das ist eine gefährliche Situation. Bei Fieber über 39 Grad, das ohne erkennbaren Grund auftritt, ist ebenso der Besuch beim Pädiater fällig. Auch schwere Atemstörungen, heftige Bauchschmerzen, starke Schwellungen am Hals und im Gesicht nach einem Insektenstich können bedrohlich sein.

ZEIT: Bei manchen Kindern ist die Angst vor dem Arzt groß. Wie können Eltern den Pädiatern in dieser Situation helfen?

Bode: Das Wichtigste ist, dass man den Kindern nichts verschweigt und nicht kommentarlos über sie herfällt. Stattdessen sollte man ihnen altersentsprechend und realistisch erläutern, was man mit ihnen vorhat.

ZEIT: Was heißt das genau?

Bode: Auf keinen Fall sollten Eltern zum Beispiel sagen, dass eine Spritze gar nicht wehtut, obwohl sie wissen, dass das Kind Schmerzen haben wird. Ebenso falsch wäre es aber auch, die Kleinen zu warnen, dass es gleich sehr wehtun wird. Das verstärkt nur die Angst. Zumal alles, was heute in einer Kinderarztpraxis passiert, von der Blutabnahme bis zur Impfung, nicht so ist, dass man es nicht ertragen könnte.

ZEIT: Hat sich der Umgang der Eltern mit ihren kranken Kindern in den letzten Jahren verändert?

Bode: Ja, sehr. Zum einen haben sie weniger Zeit für die kranken Kleinen, klagen über Stress im Arbeitsalltag. Zudem gehen sie rascher und häufiger zum Arzt als früher – und erwarten eine schnelle Gesundung des Kindes. Vor allem Mütter fürchten um ihren Arbeitsplatz, wenn sie wegen ihres kranken Kindes zu Hause bleiben müssen. Den Eltern fehlt der soziale Rückhalt, die Oma zum Beispiel, die nicht nur im Notfall helfen kann, sondern die auch aus eigener Erfahrung weiß, ob das Kind tatsächlich ernsthaft krank ist. Viele Eltern kennen keinen Wadenwickel mehr, um Fieber zu senken. Oder sie wissen nicht, dass Pfefferminzöl auf der Stirn gegen Kopfschmerzen helfen kann.

ZEIT: Dafür behandeln viele Eltern heute ihre Kinder lieber mit alternativen Heilmethoden als mit Therapien der modernen Schulmedizin.

Bode: Das stimmt. Wir haben vor Jahren eine Studie bei unseren eigenen Patienten durchgeführt. 40 Prozent aller Kinder wurden von ihren Eltern auch mit alternativen Methoden behandelt. In Wahrheit dürften es weit mehr sein. Man kann davon ausgehen, dass im Laufe der Kindheit mindestens jedes zweite Kind alternativmedizinisch behandelt wird.

ZEIT: Wie gehen Sie damit um?

Bode: Wir sollten uns dem nicht verschließen, solange die Therapie nicht schadet und den Geldbeutel der Eltern nicht übermäßig strapaziert. Im Gegenteil: Ich ermuntere Eltern, offen über ihre Sorgen zu reden – zum Beispiel, dass das Kind noch nicht krabbelt. Wir nehmen dann zur Kenntnis, dass sie es bei einem Osteopathen behandeln lassen, sagen aber auch ganz klar, dass wir die Behandlung für unnötig halten.

ZEIT: Eine andere beliebte Alternativtherapie ist die Homöopathie. Man spricht bereits von der »Globulisierung« der Pädiatrie, weil viele Mütter und Väter auf die Globuli, die kleinen Kugeln der Homöopathen, schwören. Was halten Sie davon?

Bode: Ich betreue viele Patienten mit Epilepsie, die neben der schulmedizinischen Therapie noch mit Homöopathie behandelt werden. Und dagegen spricht aus meiner Sicht nichts, auch wenn es keine wissenschaftliche Studie gibt, die eine Wirkung sicher nachweisen konnte. Allerdings darf damit keine medizinisch notwendige Behandlung verhindert werden. Wenn ein Kind mit epileptischen Anfällen statt antiepileptischer Medikamente nur eine alternative Therapie bekäme, wäre das fast ein Verbrechen. Besonders kritisch sehe ich aber auch manualtherapeutische Behandlungen im Bereich der Halswirbelsäule. Ich habe in unserer Praxis Säuglinge gesehen, bei denen der Hals nicht fachkundig oder zu heftig traktiert wurde und es zu Blutungen im Gehirn oder im Bereich des Rückenmarks kam. Natürlich sind das katastrophale Einzelfälle, aber man muss Eltern davor warnen.

ZEIT: Oft erzählen Eltern den Kinderärzten aber nichts von den alternativen Therapien. Wie kann der Mediziner mehr Vertrauen schaffen?

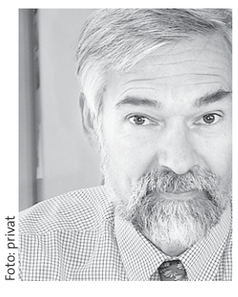


Foto: privat

HARALD BODE ist Präsident der deutschen Gesellschaft für Sozialpädiatrie und Jugendmedizin

Bode: Er muss deutlich machen, dass man auch als Schulmediziner nicht für jede Krankheit ein probates Mittel zur Hand hat. Er darf sich zudem nicht gekränkt fühlen, wenn er erfährt, dass die Eltern auch alternative Heilmethoden anwenden möchten. Diese Souveränität müssen viele Ärzte noch erlernen. Ich selbst frage Eltern immer explizit danach, welche Therapeuten sie sonst noch aufsuchen, was sie sonst noch gemacht haben. Oft erzählen sie dann erleichtert von ihren Sorgen.

ZEIT: Was ist eine typische Sorge der Eltern?

Bode: Sie berichten etwa, dass ihr Kind Wahrnehmungsstörungen habe, wie es so schön heißt.

ZEIT: Was verbirgt sich dahinter?

Bode: Das ist ein Begriff, der von Ergotherapeuten verwendet wird, unter Kinderärzten aber sehr umstritten ist. Damit werden Kinder beschrieben, die Schwierigkeiten haben, sich zum Beispiel selbst in einem Raum adäquat wahrzunehmen. Ein Kind kann zum Beispiel nur von einer Leiter springen, wenn es weiß, wie groß der Abstand vom Boden ist.

ZEIT: Ist diese Störung ernst zu nehmen?

Bode: Das ist nicht wie bei einem Knochenbruch, bei dem der Knochen eindeutig gebrochen ist. Wir haben fließende Übergänge und – das wird heute häufig vergessen – unterschiedliche Entwicklungen bei Kindern. Es gibt immer Kinder, die tollpatschiger sind als andere, aber damit sehr gut leben können. Aber es gibt auch welche, die sind so ungeschickt, dass ihre Gruppenfähigkeit nachhaltig beeinträchtigt ist. Ein Kind, das im Kindergarten nie mitspielen kann, weil es Angst hat, auf eine Schaukel zu steigen, kann erhebliche soziale Probleme bekommen und seelisch leiden. Da müssen wir eingreifen. Doch wird leider häufig therapiert, obwohl es nicht nötig wäre. Dann stigmatisieren wir Kinder ohne Grund.

ZEIT: Was würden Sie besorgten Eltern stattdessen empfehlen?

Bode: Ich würde ihnen vor allem zu mehr Gelassenheit raten. Kinder brauchen Eltern, die ihnen Sicherheit geben, Mütter und Väter, mit denen sie reden können, die ihnen das Gefühl geben, so wie sie sind, wertvoll zu sein. Und sie brauchen natürlich Eltern, die Zeit haben. Das ist ja das Anstrengende beim sonst sehr schönen Elternsein.

DIE FRAGEN STELLTEN **M. SPIEWAK** UND **A. VICIANO**

Versuchskaninchen

Die meisten Medikamente sind weder an Kindern getestet worden noch für sie zugelassen. Die EU will nun den therapeutischen Blindflug der Ärzte beenden VON MARTIN LINDNER

Nachdem Tausende Babys verstümmelt zur Welt gekommen waren, weil man ihren Müttern das Beruhigungsmittel Contergan verschrieben hatte, wurde 1961 in Deutschland das erste Arzneimittelgesetz erlassen. Fortan erhielten nur noch eingehend geprüfte Medikamente eine Marktzulassung. Doch ausgerechnet bei Kindern weiß man bis heute oft nicht, wie Arzneien im Einzelnen wirken. »Manchmal fischen wir im Trüben«, gesteht der Marburger Kinderpharmakologe Hannsjörg Seyberth. Laut europäischer Arzneimittelbehörde EMEA, zu deren Expertenteam Seyberth gehört, wurde mindestens die Hälfte der Mittel, die bei Minderjährigen eingesetzt werden, nur bei Erwachsenen systematisch geprüft – und nur für sie offiziell zugelassen. Dennoch bleibt Pädiatern oft nichts anderes übrig, als solche Wirkstoffe ihren kleinen Patienten zu verschreiben. Sie tun das außerhalb der Zulassung, off Label, wie Experten sagen.

Erst jetzt hat die EU reagiert. Sie will von 2007 an Pharmafirmen verpflichten, ihre Mittel vor Markteinführung auch bei Kindern in sorgfältigen Studien zu testen – und die Informationen dann auch zur Verfügung zu stellen. Bisher fehlen auf dem Beipackzettel oft altersgerechte Dosierungen, deshalb müssen Kinderärzte sie selbst berechnen. In anderen Fällen ist eine Arznei zwar für Jugendliche zugelassen und mit allen entsprechenden Informationen versehen, aber vor dem Doktor sitzt ein zweijähriger Knirps, der das Mittel ebenso nötig hat. Häufig kommt es auch vor, dass es für eine Substanz keine kindgerechte Darreichungsform wie Sirup oder Zäpfchen gibt oder dass der Arzt sie gegen eine Erkrankung verschreibt, die gar nicht auf der Packungsbeilage erwähnt ist. Dort steht, besonders pikant, mitunter die ausdrückliche Warnung, das Mittel sei nicht für Kinder geeignet. Die Off-Label-Verschreibung ist ein grauer Markt der Medizin.

Die paradoxe Realität ist: Je kleiner und kränker das Kind, desto seltener bekommt es eine offiziell zugelassene Arznei. So verwenden niedergelassene Pädiater 10 bis 30 Prozent der von ihnen verschriebenen Mittel außerhalb der Marktlizenz. In Kinderkliniken steigt der Anteil auf rund 50 Prozent. Und auf Neugeborenen-Intensivstationen können bis zu 90 Prozent der Substanzen off Label verabreicht werden.

Eine effektive Arzneitherapie wäre ansonsten auch unmöglich. Zwar sind alle Impfstoffe gegen Kinderkrankheiten sowie manche Antibiotika bei Minderjährigen formell geprüft. Doch bei vielen anderen Arzneien, etwa gegen Schmerzen und Asthma, Epilepsie, HIV oder Krebs, ist dies nicht der Fall. Sogar für ein Drittel jener Substanzen, die laut Weltgesundheitsorganisation WHO als »essenziell« gelten, fehle eine Lizenz für den pädiatrischen Gebrauch, moniert Seyberth.

Was Erwachsenen hilft, kann Babys schwer schädigen oder gar töten

Freilich bedeutet eine fehlende Marktzulassung nicht per se, dass ein Mittel gefährlich oder gar verboten wäre. Der Zulassungsstatus einer Arznei beschneidet nicht die ärztliche Behandlungsfreiheit und kann mit der medizinischen Logik sogar im Widerspruch stehen. So wurde Ampicillin, das klassische Antibiotikum der Kindermedizin, jahrzehntelang ohne Zulassung verschrieben. Wegen des langjährigen Gebrauchs wüssten Pädiater bestens über Nebenwirkungen wie den typischen Hautausschlag Bescheid, sagt Seyberth. »Das steht in jedem Lehrbuch, jeder Kinderarzt weiß damit umzugehen.« Tatsächlich könne ein solches Mittel viel sicherer sein als ein brandneues Präparat, das offiziell eingeführt, in der Praxis jedoch wenig erprobt ist.

Dennoch bestreitet kaum jemand, dass die Off-Label-Therapie Gefahren birgt. Bereits vor einigen Jahren ergab eine Untersuchung in einem Liverpooler Kinderkrankenhaus, dass das Nebenwirkungsrisiko beim Einsatz nicht zugelassener Medikamente im Schnitt anderthalbmal so hoch liege wie beim Gebrauch zugelassener Arzneien. Die damaligen Daten reichten nicht aus, um den Zusammenhang definitiv zu beweisen. Doch eine neuere Studie in knapp 40 französischen Pädiaterpraxen bestätigt, dass eine Off-Label-Behandlung die Nebenwirkungsrate erhöht, manchmal auf mehr als das Dreifache einer zugelassenen Therapie.

Kinder sind pharmakologisch keine kleinen Erwachsenen. Man kann eine Pille, die bei Vierzigjährigen getestet wurde, nicht einfach teilen, dem Vierjährigen verpassen und hoffen, dass Effekt und Risiko dieselben bleiben. Gerade bei neuen Medikamenten und sehr kleinen Kindern schützt die übliche Methode, altersspezifische Dosierungen anhand von Körpergewicht oder Körperoberfläche zu ermitteln, nicht vor Überraschungen. Säuglinge nähmen viele Medikamente deutlich langsamer aus dem Darm auf, die Nierenleistung sei noch geringer, der Wassergehalt im Körper dagegen höher, warnt der britische Entwicklungsmediziner Terence Stephenson. Dadurch verändern sich häufig sowohl die erforderliche Dosis pro Kilogramm als auch das Dosierungsintervall. Zudem ist die Leber nach der Geburt noch unreif, was die Entgiftung zahlreicher Pharmaka verlangsamt (siehe Kasten).

Als vor einigen Jahrzehnten das Antibiotikum Chloramphenicol zu einer Serie von Todesfällen bei Neugeborenen führte, stellte sich heraus, dass die kindliche Leber das Mittel nur eingeschränkt abbauen kann. Die Substanz häuft sich daher im Körper an, blockiert die Blutbildung im Knochenmark bis zu einem lebensgefährlichen Zustand, der als »Grey-Baby-Syndrom« bekannt wurde. Auch das beliebte Schmerzmittel Paracetamol ist schwer zu dosieren. So scheinen Säuglinge relativ zum Körpergewicht eine deutlich erhöhte Dosis zu brauchen, damit das Mittel wirkt. Andererseits kann es bei Kindern, die schlecht essen, die Leber überlasten und sogar zu tödlichem Leberversagen führen.

Indes macht nicht allein die Dosis das Gift. Vielmehr entfalten manche Arzneien bei Kindern Effekte, die es bei Erwachsenen so gar nicht gibt. Beispielsweise verfärben bestimmte Antibiotika, die Tetrazykline, bis zum Grundschulalter die Zähne gelb. Vor einigen Jahren als »Superaspirine« vermarktete COX-Hemmer, weithin als Schmerzmittel verwendet, behindern bei Frühchen die Nierenreifung. Und Cortisonpräparate, noch vor kurzem bei beatmeten Babys zum Schutz der Lungen großzügig eingesetzt, könnten in bestimmten Fällen nicht nur das körperliche Wachstum verlangsamen, sondern auch zu motorischen Störungen führen und die Intelligenz der Kinder dauerhaft vermindern.

Pharmakritiker monieren die Förderung umsatzstarker Arzneien

All dies habe die Pharmahersteller bislang nicht übermäßig interessiert, monieren Kritiker. Vielmehr hätten sie sträflich versäumt, ihre Mittel auf Kindertauglichkeit zu testen. Ein Hauptgrund dafür ist, dass Kindermedizin ein kleiner Markt ist – und der Anreiz für aufwändige Zulassungsstudien gering. »Wenn eine Firma ein Medikament gegen Brustkrebs erforscht, betrifft das eine potenziell riesige Klientel«, erklärt Seyberth. Für ein Mittel etwa gegen den Wilms-Tumor, einen seltenen Krebs der kindlichen Niere, lohnten sich teure klinische Studien kaum. Und nach der Contergan-Katastrophe haben viele Firmen – und Forscher – ohnehin lieber die Finger von ethisch heiklen Medikamententests bei Kindern gelassen. Dadurch nehmen diese jedoch, wenn überhaupt, deutlich später als andere am medizinischen Fortschritt teil. »Kinder sind therapeutische Waisen«, hatte der US-Pädiater Harry Shirkey bereits vor langer Zeit beklagt.

Bald könnte sich die Lage jedoch entschärfen. So schreibt das unlängst veränderte EU-Arzneimittelgesetz vor, dass Pharmafirmen von 2007 an alle zur Zulassung angemeldeten Medikamente auch bei Kindern prüfen müssen. Ausgenommen sind nur Arzneien, die für die Kindertherapie nicht infrage kommen, etwa Alzheimer-Mittel. Die Industrie erhält dafür einen um sechs Monate verlängerten Patentschutz für das jeweilige Präparat. Damit folgt die EU dem Beispiel der USA, wo eine ähnliche Regelung bereits 1997 in Kraft trat.

Noch lässt sich nicht sicher sagen, welche Effekte die neue Gesetzgebung tatsächlich haben wird. »Die neue EU-Verordnung ist ein großer Schritt in die richtige Richtung«, bekräftigt Cornelia Yzer, Hauptgeschäftsführerin des Verbandes Forschender Arzneimittelhersteller. Zwar würden Pharmafirmen bereits jetzt ihr hierzulande verfügbares Sortiment um 15 bis 20 pädiatrische Präparate pro Jahr erweitern. Dennoch »hat die Kinderapotheke erhebliche Lücken«, räumt Yzer ein. Daher sei begrüßenswert, dass die Neuregelung entsprechende Medikamentenprüfungen vorsehe – und gleichzeitig für eine Kompensation der Pharmaunternehmen sorge.

Hier freilich setzen Pharmakritiker an. Sie fürchten, die eigentlichen Gewinner der neuen EU-Vorschrift könnten die Hersteller von umsatzstarken, so genannten Blockbuster-Medikamenten sein. So hatte der US-Konzern Eli Lilly in den neunziger Jahren sein Antidepressivum Prozac bei Kindern getestet – und durch die gewährte Patentschutzverlängerung ein geschätztes Umsatzplus von rund 800 Millionen Dollar eingefahren, wie das *Wall Street Journal* vorrechnete. Umgekehrt könnte es bei umsatzschwachen Arzneien vorkommen, dass eine Firma für die Kinderstudien draufzahlt. Das ökonomische Risiko ist schwer zu kalkulieren.

Aber auch viele ethische Fragen bleiben noch offen. So gilt unter Medizinethikern das Prinzip der »minimalen Belastung« als unabdingbarer Standard der Kinderforschung. Eine Daumenregel dafür lautet, dass eine klinische Studie ein Kind nicht stärker beanspruchen darf als eine Untersuchung beim Kinderarzt. Doch einen verbindlichen Konsens, was unter minimaler Belastung jeweils zu verstehen ist, gibt es nicht. Kaum weniger haarig ist die Frage, ob es ausreicht, wenn ein Elternteil einer Studie zustimmt, oder müssen beide einverstanden sein? Und dürfen Eltern ihr Kind überstimmen?

Immerhin scheinen die Erfahrungen aus den USA zu zeigen, dass die Regelung prinzipiell funktionieren und den Kindern auch zugute kommen kann. Nach Analysen der US-Zulassungsbehörde FDA sind inzwischen in vielen Dutzend Fällen wertvolle Informationen in die Beipackzettel aufgenommen worden, beispielsweise zur Dosierung des Schmerzmittels Ibuprofen bei Säuglingen oder zum Gebrauch des Magensäureblockers Ranitidin bei Neugeborenen.

Womöglich noch wichtiger sei, ergänzt Seyberth, dass manche Pharmafirmen begännen, die lästige und schwierige Kinderforschung als Innovationsmotor zu begreifen. Denn die Zukunft der Pharmakologie liege nicht in der Einheitspille für jedermann. So sind viele Mittel auch bei alten Menschen ganz unzureichend getestet – über kurz oder lang aber wird die Industrie dieser wachsenden Klientel altersgerechte Präparate anbieten müssen. »Die Forschungsmethoden, die man jetzt für Kinderstudien entwickelt, könnten dann noch unschätzbare Dienste leisten«, sagt Seyberth.

Illustration: Rinah Lang für DIE ZEIT/ www.signorinah.net

PHARMAKOLOGIE

Das Ringen um die richtige Dosis

Kinder sind keine kleinen Erwachsenen. Um ihnen die richtige Dosis eines Medikaments zu verpassen, genügt es nicht, die Erwachsenenmengen auf Gewicht und Größe der jungen Patienten umzurechnen. Als Faustregel gilt: Je jünger das Kind, desto größer die Unterschiede zum Erwachsenen. Ärzte haben heute für jedes Alter strenge Vorgaben. Säuglinge zum Beispiel erhalten eine völlig andere Therapiedosis als Kleinkinder. Andernfalls kann es zu lebensgefährlichen Überdosierungen kommen – oder auch dazu, dass die Arznei den Kranken nicht hilft.

Unterschiede gibt es schon bei der Aufnahme der Medikamente in den Körper. Bei Früh- und Neugeborenen zum Beispiel ist die Hornschicht der Haut noch nicht voll ausgebildet. Fehlt diese natürliche Barriere, gelangen Wirkstoffe aus Cremes und Salben schneller in den Organismus. Und auch die haarfeinen Blutgefäße im zentralen Nervensystem erlauben mehr Substanzen, die Blut-Hirn-Schranke zu passieren, als das bei Erwachsenen möglich ist. Wirkstoffe wie Morphin gelangen leichter ins Gehirn und müssen niedriger dosiert werden, um gefährliche Nebenwirkungen zu vermeiden.

Ärzte müssen beachten, dass Säuglinge im Vergleich zu Erwachsenen aus mehr Körperwasser und weniger Fett bestehen. Bei Frühgeborenen macht das Fettgewebe nur gerade drei Prozent des Körpergewebes aus. Fettlösliche Arzneimittel können sich in ihren Körpern daher kaum anreichern und gelangen vermehrt ins Blut. Darum muss zum Beispiel das Arzneimittel Diazepam in diesem Alter niedrig dosiert werden. Die Fünfjährigen haben dagegen schon einen Fettanteil von zwanzig Prozent – wie erwachsene Männer. Vorschulkinder können daher eine höhere Dosis fettlöslicher Medikamente vertragen.

Bei Säuglingen kommt als Schwierigkeit hinzu, dass manche Organe in den ersten Lebensmonaten noch nicht ausgereift sind: Die Leber kann Wirkstoffe nicht so effektiv zerlegen, die Niere sie nicht so gut ausscheiden. Die Folge: Die Substanzen werden langsam abgebaut und verzögert ausgeschieden. Bei Kleinkindern dagegen ist die Leber nicht nur funktionstüchtig, sondern im Verhältnis zum Körper sogar sehr groß. Darum können diesen Patienten nur Medikamente in hoher Dosierung helfen. VIC

ZEIT ONLINE

Auf ZEIT online stellen wir weitere Informationen zur Arzneimittelpolitik wie auch zu den folgenden Teilen der Serie »Patient Kind« zu Verfügung.

Hier finden Sie in den kommenden Wochen Hinweise auf die jeweilige Fachliteratur, eine Liste mit Buchtipps zum Weiterlesen, Verweise auf gute Internet-Angebote sowie aktuelle Daten: **www.zeit.de/kinderkrankheiten**

Wasser ist sauber, wenn es lebt.

HANS-JÜRGEN HAHN

untersucht die Fauna der Unterwelt. Ihre Zusammensetzung verrät dem Biologen, wie es um unser wichtigstes Lebensmittel bestellt ist

VON KATRIN ZÖFEL

Im Zeichen des Krebses

Foto: Hardy Müller für DIE ZEIT

Der Boden schmatzt, in den Trittlöchern steht braunes Wasser, Gras und Sphagnum-Moos bilden kleine Inseln. »Vor vier Jahren stand das Wasser hier noch einen halben Meter über Grund«, sagt Hans-Jürgen Hahn und zieht seinen gummibestiefelten Fuß aus dem Schlamm. Er tritt nah an ein Rohr, das aus dem Boden ragt und lässt das Wasserstandmessgerät an einer Schnur in die Tiefe sausen. Plötzlich ein Platschen. »Der Grundwasserspiegel«, sagt er, »in 1,60 Meter Tiefe.«

Vor vier Jahren stellte Hahn im Kolbental im nördlichen Pfälzerwald seine Messanlagen auf. Die Plastikrohre sind so breit wie eine Männerhand und reichen bis hinunter ins Grundwasser. Ein Jahr davor, 2001, begann hier die Entnahme von Trinkwasser, eine Million Kubikmeter im Jahr. Ob der Wasserspiegel im Tal deshalb so drastisch sank? Wie viel die trockenen Sommer der letzten Jahre dazu beigetragen haben? Hahn zuckt mit den Schultern.

Was den 42-jährigen Biologen fasziniert, sind die Tiere, die sich im Grundwasser tummeln. Der Laie würde dort kein Leben erwarten. Es ist eng und kühl, kaum Sauerstoff, kaum Nahrung, kein Licht. Nur echte Spezialisten, Künstler der Genügsamkeit, können dort überleben. Besondere Kennzeichen eines Grundwassertiers? Es ist weiß, sehr klein und meistens blind. Dafür ist es mit langen, filigranen Antennen und einem ausgeprägten Sinn für Nährstoffe ausgestattet. Die Viecher sind so klein, dass man mit bloßem Auge nicht viel mehr erkennen kann als einen weißen Punkt, der, gefangen im dünnen Probenglas, nervös gegen die Glaswand schwimmt.

Ein Krebs flitzt von rechts nach links über den Bildschirm in Hahns Labor an der Universität Landau-Koblenz. Das Krebsrennen unter dem Mikroskop endet abrupt an der Wand der Petrischale. Endlich hält das Tier still. »Schauen Sie mal, was sich hier an seinem Bauch bewegt, das sind die Atemplatten.« Hahn deutet auf den Bildschirm. »Mit denen erzeugt der Krebs einen richtigen Wasserstrudel zu seinen Kiemen hin.« Der Biologe fächert sich selbst Luft zu, imitiert den wedelnden Krebs. Wie in der Petrischale muss *Niphargus aquilex* auch in seinem eigentlichen Lebensraum um Sauerstoff kämpfen. »Die Werte liegen im Grundwasser meist bei unter 5 Milligramm Sauerstoff je Liter. Verglichen mit 10 Milligramm je Liter in einem durchschnittlichen Bach, ist das nicht gerade üppig«, sagt Hahn und stellt die Schale zurück in die Holzhalterung neben dem Binokular.

Hahn entdeckte den Lebensraum Grundwasser, als er mit seiner Doktorarbeit über versauerte pfälzische Bergbäche beschäftigt war. Je mehr Daten er sammelte, desto klarer wurde ihm: Allein mit dem, was sich an der Oberfläche beobachten ließ, konnte er die biologischen und chemischen Verhältnisse im Bach niemals erklären. »Ich musste ins Grundwasser runter.«

Er bewarb sich um ein Habilitationsstipendium bei der Deutschen Bundesstiftung Umwelt (DBU), um zu klären, wie das Zusammenspiel zwischen oben und unten funktioniert, wie der Wasseraustausch abläuft und wie sich alles in der Fauna widerspiegelt. Womöglich, dachte er, lassen sich die Tiere als Gradmesser für den Zustand des Grundwassers verwenden. Immerhin werden mehr als zwei Drittel unseres Trinkwassers daraus gewonnen.

Die Tiere in den Sedimenten sind notorisch unzuverlässig

Der Anruf der Stiftung kam: »Wir würden Sie gern fördern.« Seine Idee überzeugte – nur fehlte ihm Auslandserfahrung. Ohne die keine Förderung, beschied die Stiftung. Hahn recherchierte, knüpfte Kontakte, packte die Koffer und fuhr nach Australien, wo, wie er hoffte, die Fauna im Grundwasser völlig anders sein musste als die vor seiner pfälzischen Haustür. Während in Deutschland eine unruhige Geologie durch Verwerfungen und Vulkanausbrüche die unterirdischen Wasserspeicher immer wieder durcheinander gebracht hatte, waren in Australien die Verhältnisse über Jahrmillionen gleich geblieben. Hahn hoffte auf klare Verbreitungsmuster und klare Zusammenhänge zwischen Geologie und Tierwelt. Die Hoffnung erfüllte sich. Nach sechs Monaten kehrte er zurück und versuchte sein Glück erneut. Mit Erfolg: Die DBU willigte ein, Hahn konnte loslegen. Eine Doktorandin schickte er gleich nach Australien, er selbst begann den Pfälzer Wald nach geeigneten Probestellen abzusuchen.

Der Mensch …

Hans-Jürgen Hahn wurde 1963 in Landau in der Pfalz geboren. Sein Vater nahm ihn oft auf Wanderungen mit und vermittelte ihm so die Faszination für alles, was krabbelt. Als Teenager engagierte er sich ehrenamtlich im Naturschutz, buddelte an den Wochenenden Amphibienteiche aus und leitete Exkursionen zur Beobachtung von Vögeln und Libellen. An der Universität Landau-Koblenz erforscht der Biologe das Ökosystem Grundwasser.

Foto: Dr. Hans Jürgen Hahn

… und seine Idee

Einen Bach versteht, wer die Landschaft versteht – auch den Teil unter der Erdoberfläche. Hahn forschte sich von oben nach unten, vom Bach ins Grundwasser. Wo es an Licht, Nahrung und Platz mangelt, leben unscheinbare Wesen wie Höhlenkrebse (siehe oben) oder Raupenhüpferlinge. Um diese Tiere zu schützen, sucht Hahn nach Wegen, sie nutzbar zu machen – als Zeigerarten dafür, wie viel Trinkwasser der Mensch entnehmen kann, ohne Schaden anzurichten.

Fährt man mit Hahn die kurvigen Straßen im Wald entlang, hört der Mann gar nicht mehr auf zu erklären. »Sehen Sie, hier drückt das Wasser aus dem Hang.« Hahn deutet auf eine feuchte Felswand. Das Nass staut sich über einer undurchdringlichen Schicht und tritt schließlich an deren Rand aus. Das Gestein im Untergrund bestimmt, wo Grundwasser sich ansammelt, wie gründlich es gefiltert wird, welche Mineralien und wie viele Nährstoffe sich darin finden.

Der Versuch, das Leben in der nassen Unterwelt als Indikator für den Zustand des Grundwassers zu gewinnen, gestaltet sich schwierig. »Die Tiere sind notorisch unzuverlässig.« Findet er Art X im Bohrloch, ist sie oft schon am nächsten Tag spurlos verschwunden. »Wir wissen noch viel zu wenig. Was die Methoden angeht, sind wir hundert Jahre hinter der Oberflächenlimnologie zurück.« Zuverlässige Methoden werden erst entwickelt, viele stammen von Hahns Arbeitsgruppe. Sie ist die einzige ihrer Art in Deutschland. Die nächsten Kollegen sitzen am Mondsee in Österreich, in Lyon, in Ljubljana.

Am Rand des Pfälzer Waldes, einen Kilometer südlich des Dörfchens Burrweiler, ragen fünf Probenrohre aus Bach und Wiese heraus. »Eigentlich wollten wir hier überprüfen, ob sich der Einfluss des Bachwassers mit zunehmendem Abstand vom Ufer verringert – so wie wir das erwarten würden«, erklärt er. Weit gefehlt, die komplexen Vorgänge in der Landschaft machten Hahn einen Strich durch die Rechnung. Denn am flachen Hang reichen Weinreben bis fast ans Bachufer; von den Feldern wird feines Sediment in den Bach gespült und verschließt die Poren im Bachbett. Aus diesem Grund findet der Austausch zwischen Bach- und Grundwasser nicht mehr statt.

Hahn erkennt das am Tierbesatz der Probenstellen. Ein paar Meter vom Bach entfernt findet sich der kleine, gedrungene Raupenhüpferling *Parastenocaris germanica,* der nur in Feinsedimenten vorkommt. Wieder ein paar Meter weiter kommt die Oberflächenart *Diacyclops bisetotus* im Probenwasser vor: ein Hinweis auf klüftiges Gestein, durch das Oberflächenwasser rasch nach unten fließt.

Im nächsten Probenrohr herrschen wieder komplett andere Verhältnisse. Die Präsenz von *Niphargus aquilex,* dem Höhlenkrebs mit den Atemklappen, zeigt zwar ebenfalls klüftiges Gestein an, allerdings keinerlei Oberflächeneinfluss. Könnten nämlich konkurrenzstarke Arten von oben eindringen, gäbe es hier diesen Grundwasserspezialisten nicht. Detail um Detail sammelt Hahn und führt sie zusammen. »Überraschungen sind dazu da, dass man aus ihnen lernt«, sagt er.

Bisher kann er drei Lebensraumtypen mit dem dazugehörigen Artenspektrum voneinander unterscheiden: reines Grundwasser, stark oberflächengeprägte Standorte und die, die irgendwo dazwischen liegen. Um die Typen auseinander zu halten, hat Hahn einen ersten Index entwickelt. Darin verrechnet er die gemessenen Temperaturschwankungen im Wasser sowie den Gehalt an organischen Substanzen und an Sauerstoff miteinander. Ob der Index die Verhältnisse gut abbildet, verraten ihm die Tiere. Finden sich die »passenden« Arten im Probenwasser, hat sich der Index bewährt: »Das ist ein erstes grobes Abbild der Verhältnisse.«

Die Anglerfreunde hat er bekehrt. Sie prahlen mit gesunden Fischgründen

Hahn knüpft mit seiner Arbeit dort an, wo die deutsche Umweltschutzbewegung in den späten 1970ern ihre ersten Triumphe feierte: in der Gewässerökologie. Anfänglich als Spinner belächelt, brachten Umweltschützer ihr ehrenamtlich erworbenes Know-how in die fachlichen Konzepte zur Rettung der verdreckten Flüsse Rhein, Main und Elbe ein. Sie wurden zu gefragten Ansprechpartnern der Politik. »Da setzte die Professionalisierung ein.« Hahn selbst arbeitete während und nach dem Studium für den Bund für Umwelt und Naturschutz (BUND). Heute sitzen mit den kommunalen und privaten Wasserversorgern seine schärfsten Gegner von damals mit ihm am Tisch. »Wir mussten die mühsam überzeugen, dass nur ein Grundwasserleiter mit intakter Tierwelt auf Dauer gutes Trinkwasser liefert«, sagt er.

Abends trifft er sich oft mit den Anglerkollegen im Heimatdorf Siebeldingen. Die hatten ihn anfangs auch belächelt, als er anfing, vom ökologischen Gleichgewicht im Bach zu reden und von Überfischung. Doch Hahns Überzeugungsarbeit trug Früchte. Seine Kollegen fischen jetzt nachhaltig. Und sie prahlen gegenüber ihren Nachbarn nicht mehr mit einzelnen gefangenen Brocken, sondern mit dem großartigen Bestand ihrer Fischgründe.

SECHS FRAGEN IM STEHEN

Hits lebenslänglich

Foto: UWH

DAVID ALDRIDGE
lehrt Musiktherapie in Witten/Herdecke

Sie haben unter dem Arbeitstitel »My Top Ten« ein internationales Forschungsprojekt ins Leben gerufen. Worum geht es dabei?
Wir erforschen Erinnerungen, die Menschen über 60 mit Musik verbinden. So entsteht eine Sammlung musikalischer Biografien. Wir wollen herausfinden, an welche Melodien, Lieder oder Musikstücke sie sich erinnern und welche Bedeutung diese Erinnerungen für sie haben.

»Schatz, sie spielen unser Lied«, haucht in Fernsehschmonzetten die Frau ihrem Geliebten zu. Ist das nur ein Bildschirmklischee?
Musik wird oft mit besonderen Ereignissen im Leben verbunden. Sie gehört zu offiziellen Anlässen wie einer Hochzeit oder einer Beerdigung, aber auch zu inoffiziellen, etwa einem besonderen Ort oder dem ersten Kuss. Mit Hilfe von Musik können sich Ältere, auch Demenzkranke, plötzlich an Dinge erinnern, die sie schon vergessen glaubten.

Was ist das Besondere am Musikgedächtnis?
Auf welche Weise es genau das Erinnerungsvermögen beeinflusst, wissen wir noch nicht. Aber Musik ist in unserer Erinnerung auch nach vielen Jahren so stark eingeprägt, dass wir nur den Bruchteil einer Melodie hören müssen, und schon fällt uns der Titel oder der Text oder auch der Zusammenhang, in dem wir sie gehört haben, wieder ein. Und auch die damit verbundenen Emotionen, Trauer oder Glück, sind plötzlich wieder präsent.

Was ist wichtiger: einzelne Lieder oder besondere Stimmungen?
Das ist unterschiedlich: Die älteren unter den Senioren verbinden mit der Musik bestimmter Genres Feste wie Weihnachten, Hochzeiten oder Geburtstage. Die jüngeren dagegen haben schon häufig explizite Lieblingslieder.

An Ihrem Projekt sind Universitäten in Finnland, Großbritannien und Japan beteiligt. Gibt es nationale Unterschiede?
Wir sind noch in der Anfangsphase. Aber es gibt bereits ein paar überraschende Einsichten. In Japan etwa verbindet die ältere Generation ihre Erinnerungen nicht nur mit der traditionellen Musik, sondern vor allem auch mit den Beatles.

Haben Sie auch eine solche Musikerinnerung?
«Only the Lonely« von Roy Orbison. Da war ich 14, der Song lief in der Jukebox in einem Café, wo ich mit meinem Freund zusammen das Geld ausgab, das wir eigentlich für das Mittagessen in der Schule bekommen hatten. Daran denke ich immer gern – mit einem Hauch von schlechtem Gewissen.

INTERVIEW: **SABINE ETZOLD**

Foto: Guido Alberto Rossi

Die bunten Gesichter des Wassers

Die Produktion von einer Tonne Stahl erfordert 250 Tonnen Wasser. Hundert Tonnen sind nötig für eine Tonne Leder, acht fließen für eine Tonne Bier. Das Element, dem unser Planet die Farbe verdankt, ist unser wichtigstes Lebensmittel. Ohne Wasser stünden fast alle Produktionszweige still. So hat nicht nur die Flüssigkeit selbst, sondern auch der Mensch mit ihr zusammen die Oberfläche der Erde geprägt. Guido Alberto Rossi hat sich auf eine Spurensuche begeben. **Im Bildband »Wasser von oben«** (Gerstenberg) dokumentiert der italienische Fotograf aus der Luft die sichtbaren Formen, die sich aus der Bewegung und der Nutzung des Wassers ergeben haben. Einer Farbpalette gleich erstrecken sich Salinen im Nildelta, wo mittels Verdunstung Salz gewonnen wird (oben). Andere Aufnahmen zeigen, wie kunstvoll sich der Colorado River durch Sandstein gräbt und **wie virtuos der Mensch an, in und über dem Wasser baut**. Schade nur, dass das Buch außer einigen allgemeinklugen Essays kaum Informationen zu den Bildern bietet. Vergeblich sucht der Betrachter nach Erklärungen für manch bizarres Farben- und Formenspiel.

Lichtbälle bei stürmischer Witterung

Die Spitzenkräfte der Kugelblitz-Forschung trafen sich zum Erfahrungsaustausch **VON ROLAND FISCHER**

Kaum jemand kennt Kugelblitze aus eigener Erfahrung. Folglich fällt es schwer, sich darunter etwas vorzustellen. Leichter erinnert man sich an die *Tim und Struppi*-Geschichte, in der eine leuchtende Kugel aus dem Kamin schießt und so wild um Professor Bienlein herumwirbelt, dass dieser mitsamt Stuhl vom Boden abhebt. Oder man assoziiert Kugelblitze mit Ufos und anderen paranormalen Erscheinungen. Es gibt aber auch Menschen, die darin ein ernst zu nehmendes Forschungsfeld sehen. Sie fanden sich in Eindhoven ein, zum neunten internationalen Kugelblitz-Symposium.

Kugelblitz-Forscher haben Ähnlichkeit mit dem Gegenstand ihrer Untersuchungen – sie sind selten, sie haben oft einen irrlichternden Auftritt, und sie werden von manchen Mitgliedern ihrer Zunft nicht ganz ernst genommen. Dabei gibt es verbürgte Augenzeugenberichte. Fotos oder gar Filme, die einen Kugelblitz dokumentieren, sind allerdings eine rare Sache. Was als gesichert gelten kann: Meistens treten sie in gewittriger Atmosphäre auf. Daher ihr Name.

Mit Blitzen haben sie aber wenig gemein, sie halten meist länger an (bis zu einigen Minuten), und ihr Licht ist weniger grell, geht oft ins Rötliche. Auch treten sie weniger großspurig auf als ihre von Donner begleiteten Vettern, kaum je lösen sie sich mit einem großen Knall in Luft auf – zumeist verschwinden sie so unvermittelt und lautlos wieder, wie sie aufgetaucht sind. Sie schätzen menschliche Gesellschaft: Ein Drittel der Sichtungen findet im Innern von Gebäuden statt. Allerdings erklärt sich dieser hohe Anteil wohl dadurch, dass sich Menschen bei stürmischer Witterung vorwiegend drinnen aufhalten. Es gibt auch Geschichten bedrohlicher Art, von wild gewordenen Kugelblitzen, die funkensprühend umherrasen und Menschen töten. Eine Legende hat als Protagonisten ausgerechnet einen der Pioniere der Blitzforschung. Der schwedische Professor Georg Richmann soll 1752 von einem Kugelblitz niedergestreckt worden sein, der aus seiner Versuchsanlage geschossen kam.

Die Kugelblitz-Gemeinde hat ein grundsätzliches Problem: Es gibt keinen Konsens darüber, was als Kugelblitz gelten darf und welche Eigenschaften ein theoretisches Modell haben müsste. Hat man es mit einem hochenergetischen Phänomen zu tun, das zwingend eine externe Energiequelle benötigt, um so lange andauern zu können? Soll das Modell die Bewegung des Lichtballs miterklären und auch eine eventuelle Explosion als Schlussbouquet? Sind Blitze Auslöser oder unbedeutende Begleiterscheinungen? Eine Theorie vermutet, dass die Energie für die Bildung einer Plasmakugel von einem Antimateriemeteor stammen könnte, der mit der Erde kollidiert. Auch kleinste Schwarze Löcher werden als Kandidaten gehandelt. Aufwind haben momentan experimentelle Ansätze, bei denen so genannte Plasmoide im Labor erzeugt werden. Russische Forscher haben am meisten Erfahrung auf diesem Gebiet (ohnehin ist Russland das Mekka der Kugelblitz-Wissenschaften). Plasmaforschern in Moskau und St. Petersburg gelang es mittels Hochspannungsentladungen in Wasser, fußballgroße schwebende Plasmoide zu erzeugen, die bis zu einer Sekunde Bestand haben.

Wissenschaftler vom Max-Planck-Institut für Plasmaphysik haben diese Ergebnisse unlängst bestätigt. Mit Stolz stellten die Russen ihre Resultate in Eindhoven vor, sie sind überzeugt, dass es dank ihrer Labor-Kugelblitze bald gelingt, das Rätsel der fliegenden Leuchtkugeln zu lösen. Vielleicht darf man seinen Kindern bald erklären, beim Stern von Bethlehem habe es sich (wie in einem historischen Exkurs am Symposium vorgeschlagen) nicht um einen Kometen gehandelt, sondern um einen besonders auffälligen Kugelblitz zur rechten Zeit am rechten Ort.

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Bei der Parkinson-Therapie ist die »Tiefe Hirnstimulation« dem medikamentösen Verfahren in späten Krankheitsstadien überlegen. Zu diesem Ergebnis kommt eine groß angelegte deutsche Studie des Kompetenznetzes Parkinson an 158 Patienten *(New England Journal of Medicine,* Bd. 355, S. 896). Für die Tiefe Hirnstimulation wird Patienten ein Hirnschrittmacher implantiert, der durch ein Hochfrequenzsignal jene Hirnareale hemmt, die krankhaft überreagieren. Heilen kann das Implantat den Kranken nicht. Gemäß der Studie aber verbesserte sich die Lebensqualität der operierten Patienten trotz häufig auftretender Komplikationen im Durchschnitt um über 20 Prozent. Die motorischen Fähigkeiten konnten gegenüber der medikamentös behandelten Kontrollgruppe sogar um mehr als 40 Prozent gesteigert werden. Die Implantation birgt allerdings das Risiko einer Hirnblutung, die in sehr seltenen Fällen zum Tod führen kann. Die Forscher hoffen, insbesondere den schwerst betroffenen Patienten durch die operative Behandlungsmethode helfen zu können.

Vor Männerüberschuss in weiten Teilen Asiens und Nordafrikas warnt eine Studie in den *Proceedings of the National Academy of Sciences*. Geschlechtsmotivierte Abtreibungen und Diskriminierung von Mädchen in der Gesundheitsfürsorge hätten das Verhältnis von Männern und Frauen ins Ungleichgewicht gebracht. Bereits jetzt fehlten etwa 80 Millionen Frauen allein in Indien und China. Um eine Destabilisierung der Gesellschaft zu verhindern, fordern die Wissenschaftler Maßnahmen, die der Geschlechterselektion entgegenwirken.

STIMMT'S?

Rauchen verboten

Ich weiß, die Frage ist etwas makaber, aber: Bekommen zum Tode Verurteilte tatsächlich eine »letzte Zigarette« und ein »letztes Mahl«, das sie frei wählen dürfen? **PEER SYLVESTER, BANGKOK (THAILAND)**

Ihre Frage lässt sich nicht pauschal beantworten. Die Todesstrafe gibt es noch in vielen Ländern, und die Bedingungen, unter denen sie ausgeführt wird, sind sehr unterschiedlich. Erstaunlich ist allerdings, in wie vielen Staaten tatsächlich noch der alte Brauch der »Henkersmahlzeit« praktiziert wird.

In fast allen Bundesstaaten der USA zum Beispiel kann sich der Delinquent seine letzte Mahlzeit aussuchen, und die Gefängnisverwaltung versucht, diesem Wunsch so weit wie möglich zu entsprechen. Teilweise gibt es die Einschränkung, dass das Gericht aus den in der Gefängnisküche vorhandenen Zutaten zubereitet werden muss – da wird aus dem gewünschten Hummer schon einmal ein Fischfilet. Die texanische Vollzugsbehörde hat sogar bis vor kurzem die *last meals* der Exekutierten im Internet veröffentlicht. Die Seite gibt es nicht mehr – vielleicht weil der Voyeurismus zu groß wurde, mit dem diese Details auf Websites wie *deadmaneating.com* genüsslich ausgebreitet wurden.

Was ist der Grund für dieses auf den ersten Blick paradox erscheinende Zuvorkommen des Staates gegenüber dem Mörder, den er kurz darauf ums Leben bringt? Der verstorbene deutsche Kriminologe Hans von Hentig sah darin einen Versuch, »Urfehde« zu schließen mit dem Verurteilten, eine Art letztes Übereinkommen, in dem der Delinquent das Urteil anerkennt.

Auf die letzte Zigarette müssen die Häftlinge in US-Gefängnissen allerdings verzichten. Das strikte Rauchverbot wird dort auch in ihrer letzten Stunde nicht aufgehoben. **CHRISTOPH DRÖSSER**

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen:
DIE ZEIT, Stimmt's?, 20079 Hamburg, oder stimmts@zeit.de
Das »Stimmt's«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

Audio www.zeit.de/audio

Rums am Rhein

Eine Studie schätzt die Schäden eines starken Erdbebens in den deutschen Landkreisen **VON AXEL BOJANOWSKI**

Erdbebenkatastrophen kennen die meisten Deutschen nur aus dem Fernsehen. Doch nicht nur Hochrisikogebiete wie Japan, Griechenland oder die Türkei kann es treffen. Auch Deutschland wird im Abstand von einigen Jahrzehnten von starken Beben erschüttert. Künftig könnten beträchtliche Zerstörungen drohen, haben Forscher nun ermittelt und fordern, Millionen Gebäude erdbebensicher zu verstärken.

Tatsächlich steht Mitteleuropa unter massivem Druck: Die afrikanische Kontinentalplatte rückt zwei Zentimeter pro Jahr nach Norden und treibt Italien wie einen Sporn in den europäischen Kontinent – in der Knautschzone türmen sich die Alpen. Das Gebirge verzehrt die Aufprallenergie jedoch nicht vollständig. So setzt die Kollision auch die Region nördlich der Alpen unter Spannung. Schon vor Millionen Jahren begann Europa entlang des Oberrheingrabens aufzureißen. Schwarzwald und Vogesen waren einst vereint, inzwischen haben sich die beiden Flanken der Ebene zwischen Mainz und Basel bereits 30 bis 50 Kilometer voneinander entfernt.

Und die Spreizung hält an. Pro Jahrzehnt sacken die Flanken des Oberrheingrabens um einige Millimeter ab. Immer wieder ruckelt der Boden, zumeist unmerklich. Im Abstand von Jahrzehnten jedoch kommt es zu einem größeren Knall. Zuletzt wackelte am 13. April 1992 die Niederrheinische Bucht. Bei dem Beben der Stärke 5,9 gingen Fensterscheiben und Häuserwände zu Bruch. Ein Mensch erlitt einen Herzinfarkt und starb, 20 Personen wurden verletzt. Versicherungen zahlten rund 120 Millionen Euro für Schäden an mehr als 1300 Häusern.

Auch die Schwäbische Alb und das Erzgebirge sind regelmäßig von Erdbeben betroffen. In den vergangenen tausend Jahren ereigneten sich nachweislich etwa drei Dutzend harte Schläge in Deutschland. Weil es Erdbeben-Messgeräte erst seit 1940 gibt, lässt sich die Stärke der Beben in der Zeit davor nur indirekt bestimmen, etwa anhand von Aufzeichnungen über die Zerstörungen und durch Untersuchungen von Gesteinsschichten. Das schwerste Beben nördlich der Alpen ereignete sich im Jahr 1356, Forscher schätzen seine Stärke auf größer als 6 auf der Richterskala. Es zerstörte Teile Basels, 300 Menschen starben, das Münster stürzte ein. Auch bei fünf Beben in Deutschland gab es Tote.

Selbst schwächere Beben könnten hierzulande jederzeit eine Katastrophe auslösen – sofern sie in geringer Tiefe nahe einer Stadt auftreten. Forscher der Universität Karlsruhe und des Geoforschungszentrums Potsdam (GFZ) haben nun errechnet, welche Schäden bei Erschütterungen entstehen, die im Durchschnitt alle 475 Jahre auftreten. Das sind je nach Region Schläge der Stärken 5 bis 6. Mit entsprechenden Beben ist jederzeit zu rechnen. Den Analysen lagen Daten über den Gebäudebestand zugrunde und eine Karte des Erdbebenrisikos für alle 13 490 Gemeinden Deutschlands, erstellt von Forschern um Gottfried Grünthal vom GFZ. Ihr Rechenmodell eichten die Experten anhand der Schäden, die drei mittelschwere Beben in den Jahren 1978, 1992 und 2004 verursachten.

Das Ergebnis der Studie könnte eine Debatte über die Erdbebensicherheit in Deutschland entfachen: In Tübingen etwa ließe ein Treffer dieser Stärke bei jedem fünften Gebäude Dächer und Zwischenwände einstürzten, viele Gemäuer würden von tiefen Rissen durchzogen. Jedes 40. Haus bräche zusammen, nur jedes 20. bliebe unbeschädigt. Balingen und Albstadt träfe es ähnlich hart. Auch in Reutlingen, Düren, Kerpen und Lörrach wären schwere Schäden zu beklagen. In Köln würde ein deutlich geringerer Anteil der Gebäude demoliert, aber die Schäden wären mit insgesamt 790 Millionen Euro am größten, schätzen die Forscher um Sergej Tyagunow von der Uni Karlsruhe im Fachmagazin *Natural Hazards and Earth System Sciences*. In Aachen seien Einbußen von 560 Millionen Euro zu befürchten. Tübingen, Mönchengladbach, Reutlingen und Stuttgart müssten mit Schäden von mehr als 400 Millionen Euro rechnen, in Freiburg, Karlsruhe und Frankfurt am Main wären sie etwa halb so hoch. Die Studie errechnete nur die Kosten für Gebäudeschäden, wirtschaftliche Verluste wie Einnahmeausfälle blieben unbeachtet. Auch die Anzahl möglicher Toter und Verletzter wurde nicht berücksichtigt.

In manchen Kleinstädten und Dörfern würde ein starkes Beben noch größere Schäden anrichten als in den Metropolen, berichten Tyagunow und Kollegen. Denn auf dem Land stehen vergleichsweise viele Bauten aus labilem Mauerwerk. Generell gelten die größeren Bauten in Deutschland auch als robuster. Viele Hochhäuser sind gemäß den Bauvorschriften mit einem »Sicherheitszuschlag« aus Stahlbeton konstruiert. Ein starkes Beben wie jenes im Jahr 1356 könnte allerdings auch zahlreiche Hochhäuser gefährden.

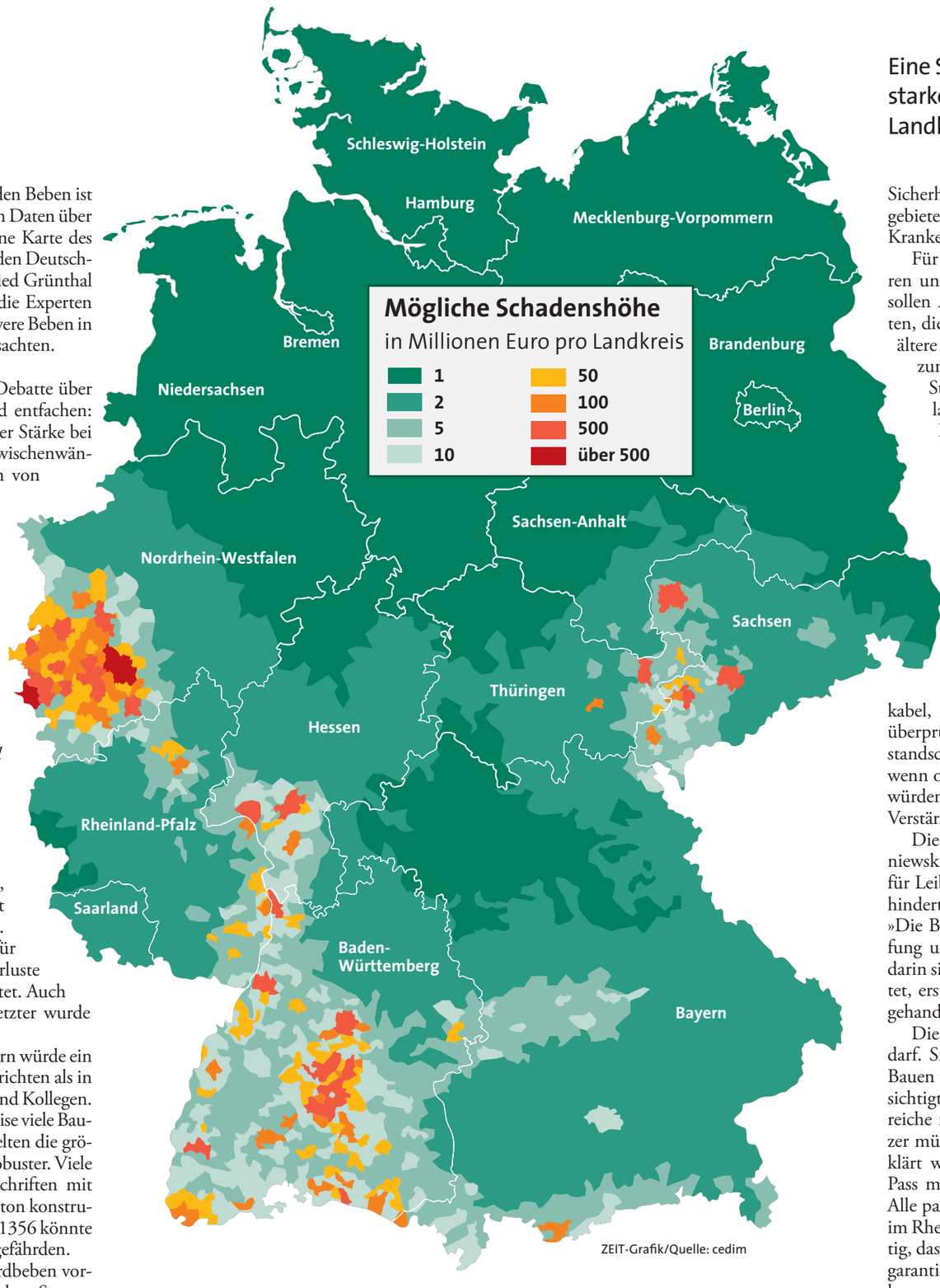
Deutschland sei ungenügend auf Erdbeben vorbereitet, mahnt der Bauingenieur Lothar Stempniewski von der Universität Karlsruhe, Mitautor der Studie. Insbesondere vor 1981 errichtete Bauten seien anfällig. Seither fordert die DIN-Norm 4149 Sicherheitsvorkehrungen für Bauten in Erdbebengebieten. Doch viele Schulen, Kindergärten und Krankenhäuser sind älter als 25 Jahre.

Für Industrieanlagen, Atomkraftwerke, Talsperren und Brücken gelten striktere Vorschriften. So sollen Atomkraftwerke auch Starkbeben standhalten, die nur alle zehntausend Jahre passieren. Doch ältere Industrieanlagen müssten überprüft werden, zumal wenn sie Chemikalien enthielten, fordert Stempniewski. Auch zahlreiche Brücken seien labil, etwa die Köln-Deutzer-Brücke über den Rhein. Dass manche Baunormen nicht für Extremereignisse ausgelegt seien, hätten im vergangenen Winter eingestürzte Hallendächer und geknickte Strommasten gezeigt, warnt auch der Geologe Klaus-Günter Hinzen von der Universität Köln.

Die Sorge seiner Kollegen hält Christoph Butenweg von der TH Aachen jedoch für übertrieben. »Die Gefahr, in Deutschland durch einen Autounfall zu sterben, ist sicher größer als durch ein Erdbeben«, meint er. Es sei kaum praktikabel, in manchen Bundesländern alle Bauten zu überprüfen. Zudem fordere der gesetzliche »Bestandschutz« für Gebäude keine Renovation – erst wenn ohnehin Änderungen am Bau vorgenommen würden, könnten vom Eigentümer erdbebensichere Verstärkungen verlangt werden.

Die Richtlinie sei nebensächlich, kontert Stempniewski. Das Baugesetz verlange zuvorderst »Schutz für Leib und Leben«. Doch politische Zwänge verhinderten die strikte Anwendung dieser Maxime. »Die Bundesländer müssten viel Geld für die Prüfung und Renovierung von Gebäuden ausgeben«, darin sieht Stempniewski das Dilemma. Er befürchtet, erst müsse es zur Katastrophe kommen, bevor gehandelt werde.

Die Politik sieht indes durchaus Handlungsbedarf. Sie hat die DIN-Norm für erdbebensicheres Bauen überarbeiten lassen. Die neue Norm berücksichtigt die Bodenbeschaffenheit. Doch das Gesetz reiche nicht aus, mahnt Stempniewski. Hausbesitzer müssten besser über die Erdbebengefahr aufgeklärt werden. »Ehrlicherweise müsste man sagen: Pass mal auf, deine Bude kann zusammenfallen.« Alle paar tausend Jahre wackelt nämlich der Boden im Rheinland und auf der Schwäbischen Alb so heftig, dass auch die neuen Baunormen keine Stabilität garantieren. Ein Horrorszenario, dessen Auswirkungen die Forscher bislang außer Acht ließen.



790 MILLIONEN EURO SCHADEN würde ein Beben der Stärke 5 bis 6 in Köln verursachen. In Aachen entstünden Kosten von 560 Millionen, in Tübingen von mehr als 400 Millionen Euro

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2006/36/erdbeben

FEUILLETON

LITERATUR
Gibt es eine indische Identität? Ein Gespräch mit der Religionswissenschaftlerin Katharina Kakar und dem Psychoanalytiker Sudhir Kakar **Seite 45**

Schöner schmusen

Wie wird der Mensch von morgen sein? Nur noch ein Design-Objekt? Eine Ausstellung in Essen lädt ein zur aufregenden Entdeckungsreise

VON HANNO RAUTERBERG

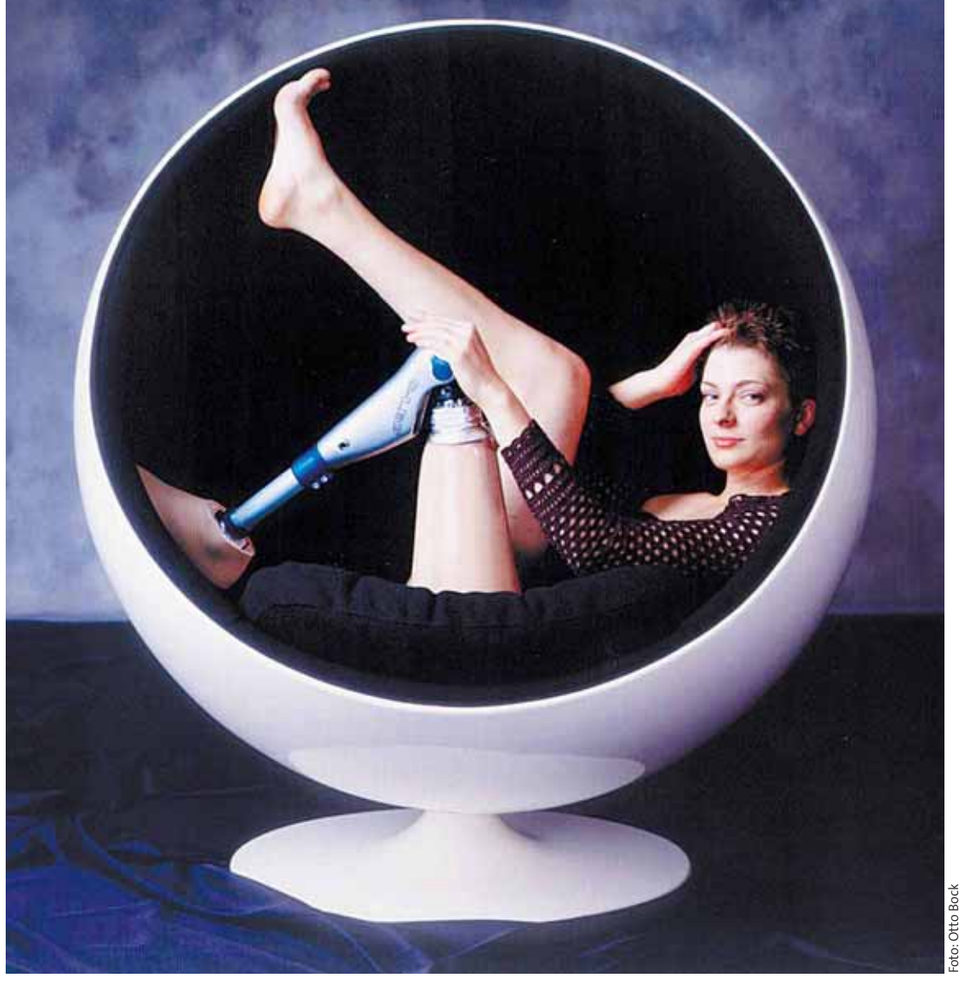


Foto: Otto Bock

Das computergesteuerte **DESIGNERKNIE** »C-Leg« von Otto Bock

Ausgerechnet hier. Ausgerechnet in Ruß und Rost, zwischen Siebtrommeln, Becherwerken, Setzbecken und all den anderen Maschinen, die archaisch vor sich hin schweigen, ausgerechnet hier auf Zeche Zollverein in Essen, einem der eindrücklichsten Denkmale des Industriezeitalters, soll nun die Zukunft in Produktion gehen. Es ist eine kühne, eine brachiale Verwandlung: Ins Gedränge der Zylinder und Rohre, die einst Kohlebrocken wuschen, sie von Schieferton und Schwefelkies und Brandschiefer trennten, hat sich eine großartige Ausstellung hineingesägt, hineingestemmt. Für 100 Tage füllt sie nun die dunklen Nischen, Bunker, Schächte der Vergangenheit mit einer lichten Frage: »Wie werden wir morgen leben?«

Im Grunde beginnt damit eine aktive Denkmalpflege, eine Wiederinbetriebnahme. Zollverein war immer ein Ort des Fortschritts und der Zukunft, schon die Architektur aus den zwanziger Jahren, heute Weltkulturerbe, strahlte überweltlich modern, bauhauskühl und erhaben – bis es plötzlich aus war mit dem Fortschritt. Vor 20 Jahren musste die Zeche schließen, just als auch sonst die großen Utopien stillgelegt wurden und der Glaube an die Zukunft verrauchte. Umso verzweifelter versucht man nun, das Visionieren wieder zu lernen und eine neue Ressource zu erschließen – nach der Kohle die Kreativität.

Wo einst Lärm war, Gestank und Hitze, widmet man sich dem Schönen, dem Aufpolieren von Ideen. Viele kleine Büros und Ateliers haben sich bereits angesiedelt, und auch die Ausstellung in der Kohlenwäsche mit Namen *Entry* weiht sich dem Design. Doch zum Glück zeigt sie etwas anderes, als sie vorgibt: keine Toaster mit eingebautem Fernseher, keine fliegenden Autos, keinen Messehype und kein pseudofuturistisches Expo-Spektakel. Nicht um Produkte geht es ihr, sondern um etwas Unausgeformtes: um die Frage nach dem Menschen und seinem Verhältnis zu den Dingen.

Die Designer der Zukunft gestalten das Unsichtbare – Bits und Gene

Das klingt reichlich abgehoben, erweist sich aber rasch als durchaus RTL 2-kompatibel. Denn so wie dort geht es auch hier ums Menschsein, das sich in ein Dingsein verwandelt, um Körper, die zum Design-Objekt werden. Zu sehen gibt es Schönheitsoperationen, krude Tätowierungen oder auch nur ein mikroprozessorgesteuertes Kniegelenk, mit dem das Gehen quasi zum Selbstläufer wird. Ein simples Plastikschälchen ist ebenfalls zu besichtigen, darin rot schimmernder Zellersatz, gewonnen aus der abgetrennten Vorhaut eines Jungen und wunderbar geeignet, um Beingeschwüre zu kurieren.

Vom Zellersatz ist es dann nicht mehr weit bis zur größten denkbaren Ersatzhandlung: Eine Replik des *Sündenfalls* wird gezeigt, Adam und Eva wunderbar lasziv gemalt vom Renaissancekünstler Hugo van der Goes, und unweit davon ist wandhoch eine Stammzellkultur zu bewundern – der Mensch als hoffender Schöpfer, als künftiger Designergott seiner selbst, so wird er hier vorgeführt.

Unversehens rutschen wir hinein ins Universale, und das heißt in diesem Fall: in ein Universum, das nur mit dem Mikroskop zu entdecken ist. Dort beginnt das, was die Ausstellung B-A-N-G-Design nennt, es ist das Reich der fitzeligen B-its, A-tome, N-euronen, G-ene, hier öffnet sich der Baukasten für die Zukunftsschöpfer. Sie gestalten keine schönen Hüllen, sie bosseln vielmehr am Wesenskern herum – denn nur wer der Welt ein neues Programm einschreibt, wird alle drängenden Probleme lösen.

So kennen wir das aus den Debatten der letzten Jahre, und so tönt es nun technikfroh durch die geschwärzten Hallen der Kohlenwäsche, vor allem der Medienphilosoph Norbert Bolz darf kräftig in sein Propagandahorn tuten. Doch nur einen Gang weiter wendet sich die Ausstellung davon ab und den Technikfolgen zu. Da lässt sich bestaunen, dass der Mensch, der immer stärker zum designten Ding wird, sich offenbar nach nichts inniger sehnt als nach Dingen, die menscheln. Je mehr er sich selbst zum Fetisch erhebt, desto fetischhafter muss sein, was ihn umgibt.

Die Lampe zum Beispiel. Früher sollte sie nur leuchten, im Zeitalter der Hybride aber, so ist nun in Essen zu besichtigen, wird sie in eine Latexhaut gehüllt, wird, mit Sand gefüllt, zum Knuddelsack, als Kopfkissen und Schmusetier ebenso geeignet wie als Wärmflasche; und, ja, auch als Leuchte. Viele solcher Weichkörper sind entstanden, Gummitelefone, Gummihocker, Gummiwaschbecken, allesamt anschmiegsam und mütterlich gerundet – schöner lassen sich die Abstraktionen der Bang-Moderne nicht abfedern und wegkuscheln.

So ist das, wenn in immer mehr Dingen ein Computer wirkt: Das Innere wird unsichtbar, lässt sich nicht länger greifen. Und so verschiebt sich auch die Aufgabe der Designer. »Die Form folgt der Funktion«, dieser Lehrsatz darf zwar noch immer gelten. Nur ist die oberste Funktion nicht länger das Kühlfunktionale. Funktion heißt heute: etwas gestalten, das Vertrauen weckt, das versöhnt mit dem Verlust des Realen. Deshalb werden wir umspült von Retro- und Retroretrowellen, deshalb die schier unvergängliche Gegenwart der sechziger, siebziger, achtziger Jahre.

Ähnlich wirkt auch das vermeintlich Natürliche als Vertrauensstifter. Die Ausstellung zeigt Häuser, die nicht gebaut, die gewachsen zu sein scheinen, wie Baumstämme, geformt aus zellenförmigen Zimmern. Auch gibt es Quallen- und Korallenhäuser, wilde Geflechte, wabernde Gebilde, allesamt darauf bedacht, den Menschen einzubetten in eine posthumane Harmonie. Wiederverschmelzung heißt der Traum, eins sein mit dem Paradies, keine Grenze mehr zwischen Ding und Ich.

Und noch eine beliebte Form der Technikverträglichkeit zeigt die Ausstellung, eine sehr alte Zukunftsverheißung: den Roboter in Menschengestalt, vor allem in Japan stolz verehrt. Da gibt es eine Nachrichtensprecherin, die blinzelt und atmet und doch nur eine Maschine ist. Auch solche Mutanten werden in Essen mit einiger Begeisterung präsentiert – und wiederum folgt der Be- die Entgeisterung. Wir drehen uns um und sehen ein Video über Kamelrennen, eine in vielen arabischen Staaten beliebte Sportart. Bislang waren die Jockeys Kinder, doch weil das mittlerweile verboten ist, wurden Reitroboter gezüchtet, nur 30 Kilo schwer, per Funk zu bedienen. Die Kamele aber waren misstrauisch, buckelten und scheuten. Erst als die Maschinen wie Menschen wirkten, als sie dunkle Gesichter bekamen, eine Stimme und man ihnen künstlichen Schweißgeruch aufsprühte, ließen sich die Kamele täuschen. Wir sehen den Film, sehen den Roboter, und irgendwann sehen wir – die Kamele sind wir.

Ein abweisender Bauzaun wird umgebogen und zur bequemen Bank

Solche Kehrtwendungen gibt es viele in dieser Ausstellung, sie kennt nicht nur eine Wahrheit, und das macht sie zu einer Entdeckungsreise. Sie leitet uns durch Kunst, Architektur, Design, durch Landschaften längst verworfener Sozialutopien, hinab in die Fantasiewelten der Biotechniker, hinein in die idealen Wohnwelten von übermorgen. Sie ist mal kühn visionär, dann kühl analytisch und plötzlich tolldreist anarchisch. Erst versucht sie die Welt aus ihren Mikro-Kernen heraus zu begreifen, im nächsten Moment aber treibt sie hinaus an die Ränder, in die Vorstädte. Und dort, so scheint's, gibt es doch noch das Reale, ein öffentliches, frei gestaltbares Leben fernab aller Bio-Tech-Visionen.

Lauter Übermütige hat die Kuratorin Francesca Ferguson zusammengerufen, Städteplaner, Architekten, Designer, die einen unverstellten Blick auf die Peripherie werfen. Sie wollen unwirtliche Stadträume beleben, Parkplätze, Brachen, die toten Flächen unter den Brücken. Diese Planer pflanzen keine Ikonen in die Landschaft, lassen keine Ideale vom Himmel fallen, sondern erkunden das Unfertige und suchen sich ihre Lücke. Ähnlich wie das auch Rem Koolhaas gemacht hat, als er zusammen mit dem Architektenbüro Böll die Essener Kohlenwäsche um- und weiterbaute, sie aufstockte für eine künftige Museumsnutzung und mit einem Riesenrüssel versah, auf dem die Besucher in die oberen Geschosse gelangen.

Dort, in den verbliebenen Höhlen der Schwerindustrie, inszeniert nun Francesca Ferguson die Kunst der Leichtigkeit, eine Baumhaus- und Bauspielplatzästhetik, überall Kletterskulpturen, Bierkastenbibliotheken oder Sicherheitszäune, die so schön ausgedellt sind, dass aus der Delle eine bequeme Bank wird – im wahrsten Sinne eine geglückte Inbesitznahme. Das Abweisende umbiegen in etwas Einladendes, das lang Vertraute neu erkunden, endlich Hinausschreiten ins Unbeliebte, das möchte diese Ausstellung. Und schöner lässt sich nach der Zukunft wirklich nicht greifen.

Die Ausstellung »Entry« läuft bis zum 3. Dezember in der Zeche Zollverein Essen. Weitere Informationen unter www.entry-2006.com. Unter www.zeit.de/2006/entry finden Sie weitere Bilder

Audio www.zeit.de/audio

Ärger in Veniceland

Konkurrenz für Venedigs Filmfest

Die Revolution zuerst: Das Vaporetto der Linie 20 wird das Festspielgebäude auf dem Lido während des gesamten 63. venezianischen Filmfests direkt mit Venedig verbinden. Bis zwei Uhr nachts. Diese Vaporettolinie scheint die einzige Reaktion auf die Konkurrenz in Rom zu sein. Dort gibt es nun auch ein Filmfestival, nur einen Monat später, ab 13. Oktober, die Festa del Cinema. Mit einem zwei Millionen Euro größeren Etat als Venedig – womit man auch Stars wie Nicole Kidman nach Rom locken konnte, die das Festival eröffnet. Mit mehr Vorführsälen, mehr Platz und mehr Enthusiasmus – verkörpert vor allem durch den Schutzpatron des römischen Filmfests, den cinephilen Bürgermeister Walter Veltroni. Er will ganz Rom in ein riesiges Kino verwandeln, von der Via Veneto bis in die Studios von Cinecittà. Unterstützt wird er dabei vom Kulturminister (und ehemaligen römischen Bürgermeister) Francesco Rutelli – der auf die Frage nach einem neuen Festivalgebäude für Venedig kühl beschied: Von ihm sei kein Geld zu erwarten, Venedig möge sich ein Beispiel am römischen Filmfest nehmen, das von Sponsoren reich beschenkt wurde.

Gebetsmühlenartig beschwört der venezianische Festivalleiter Marco Müller die friedliche Koexistenz der beiden Festivals. Tapfer behauptet er, Rom sei für das Populäre zuständig, Venedig für die Kunst. Und doch wirkt er verspannt. Das Gezerre um Stars und Filme dauert schon Monate. In Venedig spürt man vom Filmfestival: nichts. Auch in diesem Jahr bricht die Mostra del Cinema wieder wie ein plötzliches Gewitter über dem Lido aus. Am Nachmittag der Eröffnungsgala wird noch gehämmert, gezimmert und gezerrt – an dem Vorführzelt, das jedes Jahr in letzter Minute auf einem Rugby-Feld aufgestellt wird, an Dixiklos, am roten Teppich, an den Absperrgittern, hinter denen die Journalisten in die Säle getrieben werden.

Die venezianische Stadtverwaltung interessiert sich lieber für lukrative Großprojekte, für die Vergabe millionenschwerer Ausschreibungen an die immergleichen Unternehmen, für das Geschäft mit 20 Millionen Touristen jährlich – nicht aber dafür, in Venedig ein kulturelles Leben zu erhalten. In der Stadt des ältesten Filmfests der Welt gibt es nur noch ein Programmkino von der Größe eines Gemeindesaals. Der Philosophen-Bürgermeister Massimo Cacciari gefällt sich vor allem darin, von der venezianischen Bühne aus die Welt zu erklären. Kultur? Ja, wenn man darunter Wasserglasmusiker aus Nowosibirsk, Karnevalsmasken und Disney-Filmproduktionen versteht, die Venedig als Filmkulisse benutzen. Für *Casanova* ließ sich die Stadt mit 35 Millionen Euro bezahlen. Damit könnte sie sich vier Filmfestivals leisten.

Die Mostra del Cinema gehörte zu einer Stadt, die Venedig hieß und die untergegangen ist. In Veniceland ist sie nur noch lästig. Sie stört das Geschäft. **PETRA RESKI**

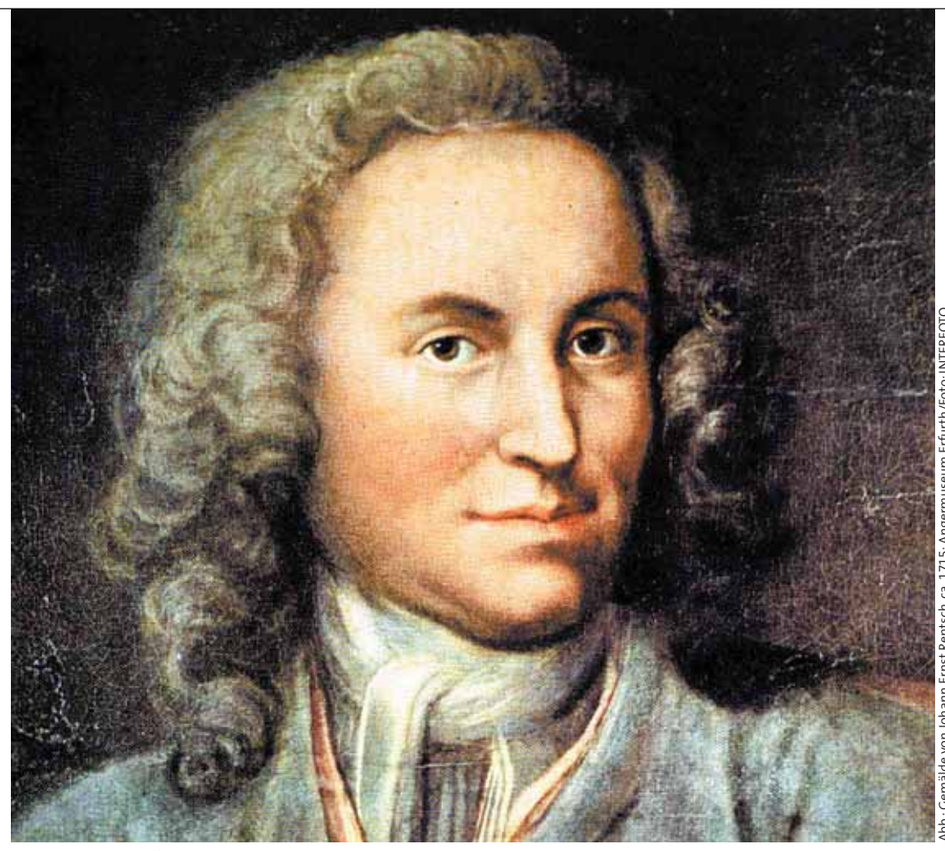


Abb.: Gemälde von Johann Ernst Rentsch, ca. 1715; Angermuseum Erfurth/Foto: INTERFOTO

BACH ALS 30-JÄHRIGER – über seine Jugend wusste man bisher wenig

Das Wunderkind

In Weimar sind Handschriften des 13-jährigen Bach aufgetaucht. Seine Biografie muss umgeschrieben werden **VON VOLKER HAGEDORN**

Im Sommer 1703 trifft eine Kutsche aus Weimar in Arnstadt ein, dem Hauptstädtchen eines Fürstentums am Thüringer Wald. Sie bringt den Musiker, der die neue Orgel der Bonifatiuskirche prüfen und einweihen soll. Spesen, Prüfung und Konzert werden mit rund zehn Talern bestens bezahlt. Er spielt so überzeugend, dass man beschließt, ihm auch gleich die Organistenstelle anzutragen, obwohl er bislang nur als musizierender Lakai in Weimar gearbeitet hat. Gerade achtzehn Jahre zählt Johann Sebastian Bach, als er in Arnstadt aus der Kutsche klettert. Aber was er dann im neuen Amt komponiert, macht einen noch heute fassungslos: Zu Bachs ersten Werken zählt die genial komponierte Kantate *Christ lag in Todes Banden.* Und die *Toccata in d-Moll,* die berühmte.

Die Sensation lag in der Anna-Amalia-Bibliothek

Für die Nachwelt ist es immer gewesen, als steige da ein Gott aus der Wolke. Selbst neben den weit über tausend Werken, die Bach später komponierte, gerät sein Frühwerk nicht in den Schatten. Er ist mit achtzehn schon ganz da. Wie er aber dahin kam, darüber konnte bis jetzt nur gemutmaßt werden. Seine frühen Jahre sind für uns so umdunkelt, wie sie bei Mozart beleuchtet sind. Bach hatte keinen Vater, der wie Leopold stolz den Werdegang dokumentierte. Der Eisenacher Stadtpfeifer Ambrosius Bach sah sich, wie das seit hundert Jahren alle in diesem Musikerclan taten, als Handwerker. Musikalische Begabung war in dieser Familie der Normalfall. Sie konnte einen satt machen, aber nicht berühmt. Und ehe Johann Sebastian zehn war, starben beide Eltern. Sie konnten nicht sehen, wie er sich entwickelte. Wir bislang auch nicht. Dass man einmal Handschriften des Kindes J. S. Bach finden würde, ließen sich bis vor kurzem selbst die besten Detektive der Bach-Forschung nicht träumen. Als Peter Wollny und Michael Maul vom Leipziger Bach-Archiv sich vor einem Jahr nach Weimar aufmachten, schien der größte Musikalienschatz der Anna-Amalia-Bibliothek schon gehoben. Maul hatte dort kurz zuvor eine unbekannte Arie des 28-jährigen Weimarer Hofmusikers Bach entdeckt, als Anhang zu einem Geburtstagsgedicht. Das lag, während 2004 die Musikaliensammlung in Flammen aufging, beim Restaurator. Der Fund brachte die Leipziger Forscher unter dem Archivchef Christoph Wolff auf die Idee, »den Altbestand in Weimar gründlich zu durchforsten«. Ganz gleich, wie unmusikalisch die Papiere sein mochten. Auch ein vergilbtes Behördenschreiben kann zur Leuchtspur durchs Barock werden. Und die Stiftung Weimarer Klassik verfügt über die größte deutsche Barockbibliothek nach der in Wolfenbüttel.

»Wagenladungen von Material« nahmen die beiden Leipziger unter die Lupe, sechs Wochen lang. Dann kam die Mappe Nr. 49 auf den Tisch. Noten enthielt sie nicht, aber unter anderem ein paar Blätter mit Hieroglyphen. So sahen wohl die sonderbaren Häkchen und Bögen, vermischt mit Buchstaben und Zahlen, für den Bibliothekar aus, der sie im 19. Jahrhundert unter »Theologie« ablegte. Auch heute wüssten nicht viele, was sie da vor sich haben: eine Tabulatur, die Niederschrift von Musik nicht in Noten, sondern in Kürzeln, die auf die Eigenschaften eines Instruments zugeschnitten sind, zum Beispiel der Orgel. Den Manualen entsprechen die Zeilen, dort hinein werden Buchstaben für die Töne geschrieben. Rhythmen werden durch Zeichen wie den »Krähenfuß« dargestellt: vier senkrechte Strichlein, gekreuzt mit drei waagrechten. Das bedeutet vier Achtel.

Gerade mehrstimmige Verläufe können damit so komprimiert wie übersichtlich dargestellt werden. Und Orgelmusik war es, die Maul und Wollny hier vor sich hatten, auf vergilbten Doppelblättern von 34 mal 34 Zentimetern. Peter Wollny kennt Bachs Handschrift wahrscheinlich besser als seine eigene. Von den Arnstädter Gehaltsquittungen bis zum letzten zittrigen Empfehlungsschreiben ist ihm der Mensch vertraut. Diesmal erkannte er ihn zuerst »am Gesamteindruck«, dann an Details. »Bach hatte als junger Mann die Gewohnheit, e und n zusammenzuschreiben und den Schlussstrich vom n wie einen Haken in den Keller runterzuziehen«, sagt Wollny, »wie hier.« Da steht »Nun freüt eüch | lieben | Christen gmein. | uff 2 Clavir | Diet. Buxtehude« über den dicht gedrängten Chiffren der Tabulatur – eines der größten Orgelwerke jener Zeit.

Bach war zwölf oder dreizehn, als er es abschrieb. Das geht aus Unterschieden gegenüber der anderen neu gefundenen Abschrift hervor, die Bach selbst mit »1700« datierte. Und die klitzekleine, sorgfältige Schrift zeigt, dass der Junge, der hier Hochliteratur für Orgel kopiert hat, »ein totaler Profi« ist. »Manche mutmaßten ja sogar, Bach sei Spätentwickler«, sagt Wollny. »Die Handschriften zeigen das Gegenteil und deuten in die Richtung, dass der junge Bach ein ähnliches Wunderkind wie Mozart gewesen sein muss.« Zudem gibt es da Korrekturen, wie man sie nur macht, wenn man diese Musik auch selbst spielen kann. Kurz, Bach hat in Ohrdruf, wo sein Bruder ihn nach dem Tod der Eltern aufnahm, Dietrich Buxtehudes Choralfantasie *Nun freut euch liebe Christen* auf zwei Manualen gespielt, ein grandioses Kompendium der Tonsatzkünste des 17. Jahrhunderts, in dem auch spieltechnisch nichts ausgelassen wird.

Damit rückt eine berühmte Anekdote, die wohl Bach selbst seinen Söhnen erzählte, in die Realität – nämlich dass er schon als Knabe in Ohrdruf Stücke kopiert hat, auch solche, die sein großer Organistenbruder zu schwierig für den Kleinen fand. Der soll die verbotenen Früchte, »ein Buch voll Clavierstücke, von den damaligen berühmtesten Meistern« nachts durch die Gittertür des verschlossenen Schranks gezogen und bei Mondschein abgeschrieben haben. Ob das mit dem Mondschein stimmt, sei dahingestellt. Dass aber Christoph Bach, 14 Jahre älter, solche Brecher wie Buxtehudes Tabulatur aus pädagogischen Gründen zurückhielt, hält Wollny für möglich. Dass er sie überhaupt besaß, wertet diesen Kirchenmusiker stark auf. Bislang nahm man an, erst J. S. Bach selbst habe später die norddeutsche Orgelliteratur nach Thüringen gebracht.

Mit 15 befasste er sich mit den Meisterwerken des Orgelrepertoires

Der Fund von Weimar wirft sein Licht aber noch viel weiter. Bis vor kurzem war nicht klar, was Bach eigentlich in Lüneburg gemacht hat, wohin er 1700 von Ohrdruf aus zog. Zunächst war er Stipendiat an der Michaelisschule, seiner schönen Sopranstimme wegen. Er sang für etwas Geld im Mettenchor, dazu gibt es zwei Quittungen aus dem Mai des Jahres – und dann? Man hat in Bachs früher Klaviermusik Einflüsse von Georg Böhm festgestellt, dem Organisten der Lüneburger Johanniskirche, einem eigenwilligen, an Frankreich orientierten Komponisten. Die jetzt gefundene Abschrift macht klar, dass Bach – wahrscheinlich nach frühem Stimmbruch Internat und Chor verlassend – direkter Schüler Böhms wurde, vielleicht sogar sein Geselle. Er benutzte dessen Papier und schrieb unter die Tabulatur: »Il Fine | â Dom. Georg: Böhme | descriptum ao. 1700 | Lunaburgi:«. Das Stück selbst ist ein weiteres Gipfelwerk der Orgelkunst. Es stammt von Johann Adam Reincken, einer so legendären wie schillernden Gestalt des Hamburger Musiklebens, 1623 geboren und mit fast hundert Jahren gestorben. Seine Choralvariationen *An Wasserflüssen Babylon,* mit 330 Takten das umfänglichste Orgelstück des 17. Jahrhunderts, sind nicht nur für einen 15-Jährigen eine enorme Herausforderung. Und vielleicht hat Bach sie dem 77-Jährigen in Hamburg selbst vorgespielt an dessen Orgel in der Katharinenkirche – mit 58 Registern auf vier Manualen und Pedal eines der größten Instrumente in Norddeutschland. Eine Mitfahrgelegenheit zur Pilgerreise in die Elbstadt lag nah: Als Meisterschüler könnte Bach bei seinem Lehrer im Haus des Lüneburger Bürgermeisters gewohnt haben. Den führten seine Geschäfte regelmäßig nach Hamburg.

Auch wenn noch manches dunkel bleibt – der Nebel, der von Ohrdruf bis Lüneburg über Bach lag, ist verflogen. Statt einer hilflosen Vollwaise hat man einen Jungen vor sich, dessen flammende Begabung und heftiger Ehrgeiz von kompetenten Musikern wahrgenommen und gefördert wurde, einen, der sich den Kosmos norddeutscher Orgelkunst früher und fähiger erschloss, als je zu ahnen war. Wenn Peter Wollny vor den Abschriften sitzt, haben sie für ihn mitunter »etwas Unwirkliches«. Die kleinen kryptischen Tonzeichen Bachs erinnern ihn an den Stein von Rosette, der mit seiner Botschaft in griechischer und zwei ägyptischen Schriften die Entzifferung der Hieroglyphen möglich machte. Bachs Kindheit ist so ein Ägypten. Von dort kommt er eigentlich, der Mann, der 1703 in Arnstadt aus der Kutsche steigt.

Die Täter wollen Opfer werden

Der Buchenwald-Skandal und seine Hintergründe

Noch hat sich die Nation kaum von dem Bekenntnis ihres Nobelpreisträgers Günter Grass erholt, als junger Mann bei der Waffen-SS gedient zu haben, da erschüttert ein neuer vergangenheitspolitischer Irrläufer die Öffentlichkeit. Bei dem Konzert zum Gedächtnis der Buchenwald-Opfer, mit dem seit drei Jahren das Kunstfest Weimar regelmäßig eröffnet wird, hielt der Ministerialdirektor Hermann Schäfer, seines Zeichens Vertreter des Kulturstaatsministers, eine Rede, die den Anlass nicht einmal am Rande streifte. Statt der Häftlinge zu gedenken, die den Deutschen zum Opfer fielen, verweilte Schäfer vornehmlich bei den Opfern, die Deutsche während des Krieges und in der Nachkriegszeit brachten.

Eine solche Vertauschung der Rollen von Tätern und Opfern an einem solchen Ort, vorgetragen von einem Amtsträger der Bundesregierung, kann nur die finstersten Befürchtungen wecken. Das Publikum reagierte spontan und entsetzt. Hermann Schäfer, während des Vortrags noch verblendet und wie gelähmt, entschuldigte sich tags darauf mit gewundenen Erklärungen. Sein Vorgesetzter, der Kulturminister Bernd Neumann, wies wenig später alle Vermutungen zurück, hier sei staatlicherseits an eine Revision des Geschichtsbildes gedacht worden. »Die NS-Diktatur und der durch sie verursachte Holocaust sind in ihrer menschenverachtenden grausamen Dimension einzigartig und durch nichts zu relativieren.«

Nicht der Staat gibt Anlass zu revisionistischen Befürchtungen

So weit, so gut. Wenn tatsächlich jemand gedacht haben sollte, es könne irgendwo ein Mauseloch geben, durch das die Deutschen ihrer historischen Verantwortung entkommen könnten, um sich ihrerseits als Verfolgte und Opfer der Geschichte darzustellen, dann muss er sich durch alle offiziellen Reaktionen enttäuscht sehen. Und doch – die Rede von Schäfer, als staatliche Entgleisung ein Einzelfall, fügt sich in eine Entwicklung, die in der Gesellschaft keineswegs singulär ist. Der Wunsch, den Schatten der Vergangenheit zu entkommen, zeigte sich noch am harmlosesten in dem schwarz-rot-goldenen Fahnenmeer, das während der Fußballweltmeisterschaft das Land durchwogte. Törichte Beobachter meinten sogar, in diesem unbefangenen Fußballnationalismus den letzten Beweis einer geglückten Entnazifizierung erkennen zu können.

Es gibt aber auch eine neue Unbefangenheit, deren Pointen Rechthaberei und Hartherzigkeit sind. Sie lässt sich gut an den aktuellen Protesten studieren, die sich gegen eine Rückgabe von Kunstwerken an Verfolgte des Naziregimes richten, insbesondere wenn die Bilder prominent sind und im Falle des Berliner Kirchners die Marktpreise enorm. Die staatlichen Regelungen sind großzügig und gehen grundsätzlich von Nötigung und Bedrohung jüdischer Kunstbesitzer nach 1933 aus. Die gesellschaftlichen Reaktionen dagegen sind weniger großzügig. Sie sind nickelig und argwöhnisch, sie wollen für jede Verfolgung einen Beleg und arbeiten mit der heimlichen Unterstellung, dass Juden sich an deutschem Kulturerbe bereichern. Auch die gröbere deutsch-polnische Missstimmung geht nicht auf die deutsche Staatsregierung zurück, sondern auf gesellschaftliche Organisationen wie die Vertriebenenverbände oder auf private Firmen wie die ominöse Preußische Treuhand, die deutsches Land in Polen zurückfordert.

Es ist die Gesellschaft, in der es gärt und faul

Dieser Stimmungswandel hat einen Vorlauf, und er liegt tatsächlich dort, wo Schäfer in seiner Rede den fatalen Punkt gemacht hat. Es ist die dramatisierte Erinnerung an die deutschen Kriegsopfer. Sie begann mit dem Buch von Günter Grass – wie auch immer politisch untadelig – über den Untergang des Flüchtlingsdampfers *Wilhelm Gustloff* und setzte sich fort in den Büchern Jörg Friedrichs über die deutschen Bombennächte, in denen metaphorisch schon die Erstickungsopfer der Phosphorbrände mit den Gasopfern der Konzentrationslager verglichen wurden. Wenig später setzte die sächsische NPD den Begriff des »Bombenholocaust« in Umlauf.

Staatsminister Neumann hat zweifellos Recht und verdient Vertrauen, wenn er jede Absicht zu Revisionismus, ja überhaupt zu staatlich gelenkter Geschichtspolitik bestreitet. Der Bundestagspräsident Norbert Lammert hat dies ebenfalls klargestellt. Es ist aber in diesem Fall wie überhaupt im Umgang mit dem NS-Erbe während der letzten dreißig, vierzig Jahre niemals der Staat gewesen, der zu Misstrauen Anlass gegeben hätte. Es ist die Gesellschaft, in der es gärt und faul. Weit davon entfernt, mit sich im Reinen oder gar »selbstversöhnt« zu sein, wie ein albernes Stichwort lautete, rechtet ihr ruheloses Gewissen mit den Opfern von einst. Das bloß Gesellschaftliche dieses Prozesses kann in einer Demokratie niemanden beruhigen. Denn es wird über kurz oder lang in den Staat münden. **JENS JESSEN**

Foto: Nikolaus Brade für DIE ZEIT/www.nikolausbrade.de

WECHSELBAD der Gefühle – saniertes Graseweghaus, links, neben sozialistischer Lückenbebauung

Himmel und Halle

Eine schrumpfende Stadt feiert ihr 1200. Jubiläum. Jetzt muss sie sich entscheiden: Will sie weiter dem Neubauwahn frönen oder ihr bedrohtes Kulturerbe sichern?

VON EVELYN FINGER

Vor Uwe Pfeifers Atelierfenster scheint der Aufschwung Ost in vollem Gange. Ein blauer Kran auf sommerlicher Wiese, bewacht von den im Hintergrund thronenden zentralen Hochhäusern der Stadt, hebt lässig die Betonwände des gigantischen Call-Centers in den Himmel, das hier entstehen soll. Die Juli-Sonne scheint, die Zementmischer lärmen, und das »Glück der Ferne«, wie es in einem sozialistischen Aufbau-Gedicht von 1951 hieß, liegt »leuchtend nah«. Denn Halle hat einen hoffnungsvollen neuen Investor, den amerikanischen Computerproduzenten Dell. Wenn Pfeifer von seiner Staffelei aufblickt, sieht er ein Zukunftspanorama wie aus Wolfgang Mattheuers früher Phase oder aus der Gründerzeit der Plattensiedlung Halle-Neustadt, jenes im Akkord gefertigten Modellplaneten, auf dem der Mattheuer-Schüler von 1969 bis 1976 wohnte und seine ersten skeptischen Stadtlandschaften entwarf. »Es ist schon beeindruckend«, sagt er, »wie schnell hier die Einheitsarchitektur aus dem Boden wächst.« Fast könnte man an eine glückliche Renaissance der Fertigteilutopie glauben, wäre sie nicht auf Schutt gebaut: Im Frühjahr wurde für Dells Nullachtfünfzehn-Neubau die alte Zuckerfabrik, eins der bedeutendsten halleschen Industriedenkmale, abgerissen.

Das ist der leitende Gedankenfehler ostdeutscher Stadtentwicklung: Nur wer hoch und breit auf die Wiese klotzt, hat Zukunft. Leider will diese Zukunft trotz fleißigens Klotzens nicht anbrechen. Pfeifer hat das Ambivalente allen »Aufschwungs« früh erkannt. In seinen Bildern aus Halle-Neustadt verschmolzen das Zukunftsgewisse und das Morbide zeitgenössischen Bauens zu einem geisterhaften Neorealismus, der ihn heute als *den* ostdeutschen Chronisten des Urbanen ausweist. Da steckten Menschen kopfüber in Papierkörben aus Waschbeton. Da umzingelte das Heer genormter Häuser nachtgraue Parkplätze von Gewerbegebiets-Ausmaßen. Schon damals malte Pfeifer Halles Konjunktur als eine Sonderform des Niedergangs, und seit der Wende gewinnen seine Sujets ständig an Aktualität: kalte Fassaden, nirgendwohin führende Treppen, am Rande des Abgrunds gezogene Geländer und von der Furie des Verschwindens bewohnte Tunnel.

Sie paraphrasieren die schleichende Apokalypse ostdeutscher Städte, in denen weiter heftig gebaut wird, während sich ihr Verfall beschleunigt. Jetzt geraten denkmalgeschützte Bauten in die kritische Verrottungsphase, prächtige Villen finden keine Käufer. Abriss heißt längst nicht mehr nur Abriss hässlicher Plattensilos und Leerstand nicht nur Wohnungsleerstand. Denn mittlerweile liegen in Sachsen-Anhalts Vorzeige-Kulturstadt Tausende Quadratmeter gut erhaltener öffentlicher Bauten brach: Friedhofsruhe in den Klinkerpalästen der Uniklinik, gähnende Ungewissheit in Kardinal Albrechts vierflügliger Residenz, in der einstigen Königlichen Eisenbahndirektion, in der Kaiserlichen Oberpostdirektion …

Die Logik des Wettbewerbs spricht gegen Baudenkmale

Weil Halle so alt ist und so reich an historischer Baumasse, erscheint hier der Neubauglaube besonders fatal. Die 1200-jährige Stadt mit ihrer über 500-jährigen Martin-Luther-Universität, ihrem Aufklärungszentrum, ihrer kostbaren Marienbibliothek, ihren Franckeschen Stiftungen, ihrer Hochschule für Kunst und Design, ihrem Händelhaus, ihren beiden erzbischöflichen Burgen, ihrem Dom und ihrer von Feininger gepriesenen Marktkirche ist heute das Paradebeispiel einer *shrinking city.* Gezeichnet von Suburbanisierung, zersetzt von Abschreibungsarchitekturen. Wo die Sanierungseuphorie der vergangenen 15 Jahre nicht ausreichte, sämtliche erhaltenswerten Häuser aufzufrischen, und wo die Ureinwohner der Neustadt in prekärer Randlage ihre Platte verteidigen, hat sich das Ideal der schönen siedlungsräumlichen Kompaktheit, das vielen Schrumpfstädten noch immer vorschwebt, als weltfremd erwiesen. Außerdem blieb der Wunsch nach sanftem Rückbau von der Peripherie her eine Illusion angesichts der riesigig sich auftuenden Lücken. 24 000 von 110 000 Wohnungen stehen in Halle leer, gleichmäßig verteilt auf alten und neuen Teil der Doppelstadt. Von den 330 000 Einwohnern des Wendejahrs blieben 235 000. Von den Chemiegiganten Buna und Leuna ist nur ein kläglicher Rest übrig und von Brauereien, Kaffeerösterei, Maschinenfabrik fast nichts. Noch in diesem Jahr will Bombardier seinen Waggonbau schließen, in dem vor einer kurzen Ewigkeit von 40 Jahren Christa Wolfs Erzählung *Der geteilte Himmel* entstand, und an dessen Rückseite längst das üppige Grün der Rezession hochwuchert, während die ausgedienten Rangiergleise leise verrosten.

»Momentan«, sagt Uwe Pfeifer, »beschäftigt mich immer stärker die Frage: Was bleibt?« Was bleibt, wenn schon die markante Zuckerfabrik geschleift wurde – obwohl ihre Grundsubstanz intakt war, obwohl sie in Nähe des Hauptbahnhofs residierte und wahrlich genug Baubrachen zur Verfügung standen. Aber Dell wollte nun mal billig an genau dieser Stelle bauen, und die Stadtväter wagten nicht, die verheißenen tausend Arbeitsplätze aufs Spiel zu setzen. Nachdem sie bereits Amazon und BMW an das benachbarte Leipzig verloren hatten, fügten sie sich der Erpressungslogik des Wettbewerbs. Betrachtet man vor diesem Hintergrund Pfeifers jüngste Bilder, die sich verdüsternden Horizonte und verengenden Perspektiven, erscheint seine Melancholie als denkbar avantgardistischster Appell an eine Traditionsstadt, die zu DDR-Zeiten zuversichtlich verfiel (Neubau statt Sanierung), seit der Wende optimistisch schrumpft (Neubau trotz Leerstands) und immer noch auf der Flucht nach vorn ist, ohne zu bedenken: Wo ist vorn?

Ein wirklicher Fortschritt wäre die Verteidigung des architektonischen Erbes gegen kurzfristige Begehrlichkeiten. »Viele Kollegen halten Baudenkmale für investitionshemmend«, sagt Josef Weber, Halles junger, 2002 aus Bayern importierter Ressortleiter Stadtplanung, »ich nicht.« Er glaubt, dass man Investoren für die Geschichte eines Standortes sensibilisieren kann. Deshalb fährt er bei seinen Bustouren für wichtige Gäste an der Klinkerhalle der Maschinenfabrik entlang, die als eindrucksvolles Honda-Autohaus auferstandenen ist, und präsentiert nicht ohne Besitzerstolz die schrundigen Achtzehngeschosser der Neustadt, von denen er hofft, dass sie als Zeugnisse der Nachkriegsmoderne erhalten bleiben. Erst dann geht es in die Altstadt. Wenn Weber die gewundenen, mit Fachwerkgiebeln, Renaissanceportalen, klassizistischem Stuck und barocken Ornamenten geschmückten Gassen abwandert, preist er die »Hallenser Eigenart«: das Durcheinander der Stile, die Vielfalt architektonischer Kleinstbausteine. Halles Stadtkern wurde im Zweiten Weltkrieg kaum beschädigt. Dass der Markt zweieinhalbmal so groß sei wie Münchens Marienplatz und die Altstadt doppelt so groß wie in Leipzig, müsse als Standortvorteil nur erkannt werden. »Erfolg ist auch jenseits von Wachstum denkbar«, sagt er. »Leider erscheint in McKinseys Effizienzberechnungen Neubau grundsätzlich billiger.«

Dass gerade ihr Sparwahn die Städte teuer zu stehen kommt, dafür liefert Halles Berliner Brücke den schildbürgerhaften Beweis. Weil die eiserne Fachwerkkonstruktion aus dem Jahr 1916 baufällig geworden war, beschloss man, sie abzutragen und durch einen monumentalen Betonbau zu ersetzen. Das Argument: Für Sanierung gebe es keine Fördermittel, auch sei Sanierung teurer. Am Ende war es umgekehrt: Die Kosten für den Neubau schnellten von 18 auf 42 Millionen Euro, der städtische Anteil auf 17 Millionen im Vergleich zu jenen 11, die man für eine Instandsetzung nicht hatte ausgeben wollen. Es war ein zutiefst deprimierendes Bild der Misswirtschaft, wie im Frühsommer dieses Jahres die letzten Segmente einer Verkehrsquerung demontiert werden, die in Deutschland ihresgleichen sucht. Verbittert schrieb der Arbeitskreis Innenstadt in seinem Sonderheft zum Stadtjubiläum über den Abbruch der filigranen Geländer und des eleganten Tragwerks: »Während Dresden die Wiedererrichtung der Frauenkirche feiert, Berlin und Potsdam auf Kopien verschwundener Stadtschlösser hoffen, leistet es sich Halle immer noch, im großen Maßstab originale Denkmale zu beseitigen.«

Foto (Ausschnitt): Nikolaus Brade für DIE ZEIT

Der hallesche **MALER** Uwe Pfeifer vor seinem Bild »Umbruch. Hoffnung. Stille.«

Aber kann eine Stadt ernstlich in Gefahr sein, die so viel älter ist als Dresden, anmutiger als Leipzig, wacher als Weimar, und die im Gegensatz zum Schriftstellerschmuckkästchen der Nation mehrere lebendige Theater und eine ganze Schar genialischer Gegenwartsdichter beherbergt? »Düster und baumlos sind unsere Träume«, schreibt André Schinkel in seiner elegischen Hymne *An der Saale,* »aber hier / Stehen sie noch, geduckte Gefährten, groß und / Spröde vor Mitschweigsamkeit.« Tatsächlich stehen sie noch, die Traumgebäude. Und man kann am Saale-Ufer, auf dem Giebichenstein, in Reichardts Garten die romantische Halle-Begeisterung Eichendorffs nachempfinden. Aber die Betonung liegt auf noch. Man muss sich Halle als Wechselbad der Gefühle vorstellen. Properes Barockhaus neben sterbendem Renaissancehaus. Studentenschänke neben Discount-Imbiss. Glasfassade neben Schutthalde. Nirgendwo sind die Nachwende-Erfolge so offensichtlich – die schwefligen Schaumkronen der Saale verschwunden, die grauen Nebelschleier der Chemieindustrie weggeblasen – und nirgendwo ist die Gefahr so groß, dass diese Entwicklung kippt. Denn die Lieblingsmethode der Fortschrittsfanatiker, nach der man ein gebrochenes Bein am besten kuriert, indem man es abhackt, bleibt en vogue.

»Halle verändert« lautete das Motto der Kulturhauptstadtbewerbung, mit der die Stadt 2005 zurecht gescheitert ist, weil sie sich ein wettbewerbstaugliches Image erfinden wollte, anstatt das Vorhandene ins Schaufenster zu stellen. Da schwirrten Flyer durchs Land, auf denen man den preisgekrönten Neubau eines Juridicums bestaunen durfte, ohne darüber informiert zu werden, dass nebenher noch das spätklassizistische, von steinernen Löwen bewachte Hörsaalgebäude der Universität existiert. Der Bewerbungskatalog brüstete sich mit Bio-Zentrum und Mikromechanik, erwähnte jedoch die Fundamente der Alma Mater – Philosophie, Jurisprudenz, Theologie, Geisteswissenschaften – unter ferner liefen. Dazu passt, dass die Naturwissenschaften nun endgültig die Innenstadt gen Norden verlassen, eine Idee noch aus sozialistischen Zeiten. Draußen auf den »Konversionsflächen«, in der glatten neuen Welt zielführenden Forschens, stört kein unnötiger Stuck die Konzentration aufs Wesentliche. In den alten Quartieren, heißt es, sei zu wenig Platz gewesen für Labore. Aber absurd ist doch, dass ausgerechnet gestiegener Platzbedarf den innerstädtischen Leerstand vergrößert. Bald schließt das physikalische Institut von 1887. Das chemische Institut von 1862. Die Zoologie von 1883. Außerdem will das Land Sachsen-Anhalt ein ewiges Investitionsloch am Hallmarkt durch Errichtung eines geisteswissenschaftlichen Zentrums füllen. Die Verheißungen lauten: größere Hörsäle, längere Bibliothekszeiten, bequemeres Parken, weniger technisches Personal. Die Fördergelder, die es kosten wird, das Problem mangelnder Lehrkräfte aus schmalen Villen in weitläufigere Räume zu verlagern, zählen ja ebenso wenig wie der drohende Verlust an Tradition, deren Wert sich in Dachstübchenseminaren und Holzregalbibliotheken bisher von selbst vermittelte.

»Es gibt in schrumpfenden Städten eine besonders heikle Planwirtschaft ohne Planung«, sagt Philipp Oswalt, Kurator der Ausstellung *Shrinking Cities,* die von der Bundeskulturstiftung in Halle initiiert wurde. »Das heißt, dass zwar öffentliche Zuschüsse massenhaft fließen, aber die Kommunen ihre langfristigen Interessen nicht durchsetzen.« Sonst würde ja niemand die Atmosphäre einer ehrwürdigen Universität gegen den Allerweltscharme eines Effizienzcampus eintauschen wollen. Immerhin fließt ein Teil des halleschen Stadtplanungsetats mittlerweile in die Kultur, um jene Raumpioniere zu motivieren, die der Psychodynamik des Regresses entgegensteuern. Wo sich eine leere Fabrik auftut, nutzen sie sie als Bühne, wo Arbeitskräfte entlassen werden, ziehen sie Publikum an. Natürlich tendiert die Bespielung des Leerstands immer zur Krisenfolklore, deshalb warnt Oswalt vor einer Camouflage sozialer Miseren durch »inszeniertes Stadtleben«. Aber wenn Halle heute ein Umschlagplatz für Urbanisierungsdebatten ist, dann dank der aufklärerischen Aktionen seiner Kreativen.

Als in Ha-Neu der erste Großabriss anstand, besetzte die Künstlerinitiative Kulturblock das Abbruchterrain. Das Kinder- und Jugendtheater Thalia bespielt seit Jahren systematisch die Schwachstellen im Stadtgebiet: das einstige Rolltreppenkaufhaus, das Urania-Kino oder den Neustädter Bahnhof, der jetzt ein Zentrum für zeitgenössische Kultur beherbergt. Außerdem veranstaltete das Architekturbüro Complizen in maroden Achtzehngeschossern »Sportification-Contests« mit Treppenwettlauf und Balkon-zu-Balkon-Frisbee, um auf Schrumpfungschancen aufmerksam zu machen: Bewegungsfreiheit, Großzügigkeit, Wahlmöglichkeiten. Die Complizen haben ihr Büro in einer Altstadtvilla, die sie sich in einer Boomtown nie leisten könnten. In Halle gibt es erschwingliches innerstädtisches Wohnen im Grünen. Aufwändig modernisierte Reformsiedlungen. Neue Hinterhofreihenhäuser für 3,70 Euro Miete pro Quadratmeter. Und Raum für die berühmten Alternativen. So hilft die Kommune den Absolventen der Kunsthochschule, ohne viel Aufwand an Geld und Bürokratie kleine Läden zu eröffnen. Städtische Wohnungsgenossenschaften haben kostenloses Grabeland an Kleingärtner vergeben.

Der Effizienzkampus löst die Traditionsuniversiät ab

Wer aber die Chancen des Schrumpfens erkannt hat, sieht auch das Ausmaß der Gefahr. Es war kein Zufall, dass die gesellschaftskritische Ausstellung *Shrinking Cities* in Halle mehr Besucher hatte als im doppelt so einwohnerstarken Leipzig. Es war kein Zufall, dass die internationale Konferenz *Urban Age,* die zuvor in New York, Mexiko City, Shanghai tagte, im vergangenen Mai in Halle Station machte. »Ein Trendsetter gegen die Monokultur isolierter Megacitys« sei Halle, sagte die amerikanische Soziologin Saskia Sassen. »Hier gibt es ein kulturelles Erbe, das wir nicht aufs Spiel setzen dürfen«, sagte der Hamburger Stadttheoretiker Dieter Läpple. Nun kommt im September auch noch Sachsen-Anhalts Internationale Bauausstellung unter dem Titel *Stadt und Erbe: Geschichte als Zukunft der Stadt.* Aber ob das neue Geschichtsbewusstsein auf die Wirklichkeit durchschlägt, muss sich zeigen. Und ob die Einsicht siegt, dass es für den Rückbau Ost keine schnellen Lösungen gibt und dass jedes Loch, das man stopft, an anderer Stelle aufreißt, ist ungewiss.

Vorerst hat Halle seinen Marktplatz mit depressionsgrauem Granit aus China zugepflastert, anstatt regionalen Stein zu verwenden. Es erwägt den Bau eines gigantischen Fußballstadions, das inklusive aller Schikanen etwa 45 Millionen Euro kosten soll, obwohl die HFC-Arena für 30 Millionen sanierbar wäre. Vielleicht wird auch ein Kaufland-Center gebaut, obwohl man mit 1,5 Quadratmetern Verkaufsfläche pro Einwohner bereits so gut ausgestattet ist wie Frankfurt am Main. Nebenbei hat das Land sein drittes Investitionserleichterungsgesetz verabschiedet. Gegen die politische Durchsetzung der Vernunft sprechen eben stets triftige Gründe: dass wir Investoren nicht verprellen dürfen und dass wir das Geld nehmen müssen, wo wir es kriegen. Leider werden diese Gründe spätere Generationen nicht mehr interessieren. Dann stehen sie vor der billigen Konjunkturkulisse und denken: Das war alles, wozu das 21. Jahrhundert imstande war?

IBA-Kongress »Stadt und Erbe« vom 6. bis 8. September; Ausstellungen »Wandelhalle. Stadt als Ansichtssache« bis 10. September und »Stadt der Arbeit. Halle im Industriezeitalter« ab 24. September; Werkleitz-Biennale »Happy Believers« vom 6. bis 10. September; weitere Veranstaltungen unter www.stadtjubilaeum.halle.de

50 KLASSIKER DER MODERNEN MUSIK

Auf Dich hoffe ich

Eigentlich hätten die Warschauer Juroren schon über das Schriftbild der autografen Partituren stutzen müssen. Aber Material, Strukturen und Ästhetik der drei preisgekrönten Werke waren für voreilige Schlüsse doch zu unterschiedlich: vier Sätze auf Verse aus den Psalmen Davids, mit Anklängen an Strawinskys Rhythmik und Schönbergs Zwölftontechnik; dann eine kleine Kantate, gesungen und gesprochen, der Autor musste sich mit Boulez ausgekannt haben und die Sensibilität von Nono besitzen; schließlich eine »Klangflächen-Komposition« für zwei groß besetzte Streichorchester, das zweite einen halben Ton höher gestimmt. Als die Juroren die Couverts mit den geheim gehaltenen Namen der Autoren öffneten, war die Sensation perfekt: Alle drei Preise des Kompositionswettbewerbs des polnischen Komponistenverbandes gingen (1959) an einen Fünfundzwanzigjährigen, der erst im Jahr zuvor an der Krakauer Musikhochschule sein Abschlussdiplom machte – Krzysztof Penderecki.

Knapp sieben Jahre später trafen im Dom zu Münster bei Pendereckis *Lukas-Passion* Welten aufeinander. Ausgerechnet in diesem 700 Jahre alten Zentrum rechtgläubiger Tradition, kirchenmusikalisch von Gregorianik bis Palestrina reichend, wurde ein bis heute unübertroffenes Bekenntniswerk uraufgeführt: Aufmüpfig gegen alles Gewohnte, avanciert in seiner Klangintensität, kühn in Auswahl und Montage der Texte, darüber hinaus politisch relevant im Spannungsfeld der deutsch-polnischen Aussöhnung. Die beiden Zwölftonreihen, die fast jedem der 27 Teile die musikalische Ordnung verschaffen, übernehmen in den Tönen 9–12 den Namen B-A-C-H. Die so entstehenden Halbtonschritte liefern zusätzlich ein immer wieder eingewebtes ausdrucksstarkes »Seufzer(-Leit)-Motiv«, ergeben hintereinander die Leidens-Klage »Deus meus«, vierfach übereinandergestapelt eine Akkordfolge für den Anruf »Domine«, und lassen sich

29 Krzysztof Penderecki: Lukas-Passion

ausdehnen bis zu 40 Töne umfassenden Tontrauben (»Cluster«).

Wie Johann Sebastian Bach durchwirkt auch Penderecki den objektiven Evangelisten-Bericht mit subjektiven Elementen. Anders aber als der Protestant Bach mit seinem starken Gemeinde-Bezug in den Chorälen, benutzt der »linksgläubige« Katholik Penderecki für diese Einschübe ausschließlich gottesdienstliche Texte in Latein, vornehmlich aus der Liturgie der Karwoche. Gerade diese Durchdringung der ausgedünnten, gelegentlich sogar fragmentierten *Lukas*-Passagen erzeugt jene Betroffenheit, die diese Passionsmusik zu einer humanbezogenen Glaubensaussage macht: im Sinne des Vatikanum II eine »Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute«. Vor dem Hintergrund täglicher Horrormeldungen aus der politischen Realität gehört freilich einiges dazu, in die Sicherheit des »Passio«-Schlusses einzustimmen: Auf Dich, Herr, hoffe und vertraue ich. **HEINZ-JOSEF HERBORT**

Foto (Ausschnitt): Stefan Maszewski/Reporter/eastway

Krzysztof Penderecki: Lukas-Passion
(Decca 430328 MDG 337 0981)

Foto: Peter Peitsch/peitschphoto.com

THOMAS MEINECKE

Dissidentes Nachtleben

MEINECKE HÖRT: Electro, Garage, House, Techno – was wir Disco verdanken

Warum ist Disco eigentlich wieder so en vogue? Disco und Punk galten, als sie Mitte der 1970er Jahre aufkamen, zunächst als die denkbar größten Antagonisten. Punk gab sich revolutionär, brachte seine eigenen Vertriebsstrukturen hervor und löste, wenngleich es sich mit seinen aggressiven Insignien gegen sie zu wenden schien, letztendlich Forderungen der Hippies ein. Disco dagegen wurde als unpolitisch, als affirmativ empfunden, bediente sich der zur Verfügung stehenden kommerziellen Strukturen, wurde richtig groß und besonders von der etablierten Rock-Fraktion gehasst. Die attestierte Disco, entartet zu sein (kastriert), brachte weder Verständnis für die Roben der genetisch männlichen, offensiv schwulen Disco-Diva Sylvester auf noch für das seinem weiblichen Publikum zugewandte Arschwackeln des als heterosexuell geltenden Barry Manilow. (Bei näherer Betrachtung erweisen sich auch viele Protagonisten des Glam Rock, von Mick Jagger bis zu den New York Dolls, als Agenten einer feindlichen Übernahme von Weiblichkeit.) Tatsächlich bildete Disco einen Hort sexuell andersdenkender Subkulturen, hatte die Kulturtechnik des *Camp* als kritisches Querlesen des Mainstream an die Macht gebracht und nonchalant die Hierarchie der verabredeten Geschlechter suspendiert. Bis heute bestens zu genießen: das laszive Orchester des Barry White, Dr. Buzzard's Original Savannah Band, Chic, Salsoul, Giorgio Moroders Münchner Inszenierungen einer Prä-Techno-Musik. Als 1979 in einer Chicagoer Sportarena aufgehäufte Disco-Schallplatten in die Luft gesprengt wurden, tauchte die Bewegung erneut in den Untergrund ab und entwickelte dort ihre raffinierten performativen Codes in Richtung jener sowohl sonischen als auch sozialen Szenarien weiter, denen wir seit einem Vierteljahrhundert die Freuden eines durchaus als dissident erkennbaren Nachtlebens verdanken: High Energy, Electro, Garage, House, Techno und neuerdings: Neo-Disco, oft Disco Punk genannt, wo heute offenbar ist, dass sowohl Punk als auch Disco sich vor dreißig Jahren gegen das rockistische Trugbild so genannter Authentizität wandten. Beide wussten von ihrer Künstlichkeit, und sie wussten diese weltweit zu zelebrieren. Malcolm McLaren produzierte ein Disco-Medley der Sex-Pistols-Hits. James Chance, ESG (von denen ich nächste Woche erzählen möchte), Gang of Four oder die Deutsch-Amerikanische Freundschaft legten Anfang der 1980er Jahre Zeugnis von der produktiven Achse Disco/Punk ab. Heutige heiße Produzenten, etwa das Team DFA aus New York, berufen sich auf ebendiese Formel.

Pop vom DJ

Musikinteressiert war Thomas Meinecke schon immer: als Schriftsteller, dessen Texte an Soundvorbildern geschult sind, als DJ und Vortragsreisender in Sachen Popkultur, als Sänger und Konzeptualist von FSK, der Band, mit der er seit den Achtzigern auf diversesten Themenfeldern experimentiert, ohne sich dabei auf einen Stil festzulegen. Von dieser Ausgabe an löst er Thomas Quasthoff als ZEIT-Kolumnist ab. Meinecke hört: Schallplatten, die zu Unrecht unerwähnt blieben, Musiken, die ihm auf seinen Reisen zufielen, Ideen und Geschichten, wie sie Klängen zugrunde liegen – und mit dem geübten Dreh eines DJs erzählt werden wollen.

JAZZ

Nicht flüstern !

In der linken Hand das Bier, in der rechten die Zigarette, die Augen halb geschlossen, so stand man in den sechziger Jahren im Jazzclub und hörte Musik dieser Art. Sogar zwischen den Sets knallte sie aus den Lautsprechern, Hardbop von der Schallplatte, Kopfwippmusik zu Sonnenbrillen. Vieles davon wurde schal oder verlor den Reiz des ersten Mals, manches verdämmerte, stand im Plattenschrank unter Nostalgieverdacht. **Art Blakey & The Jazz Messengers at Club Saint Germain** von 1958 zählte nie dazu, obwohl alles dafür sprach: Zwei der großen Gassenhauer, *Moanin'* und *Blues March,* tauchten hier live auf, dazu ein Publikum, das *»Yeah«* rief und *Wade on the water, chillun'* mitsingt, wenn der Bassist Jymie Merritt ihm eine Chance gibt, ein Stöhnen und Plappern während der ruhigen Soli, mit einem Wort, alles, was den Besuch von Jazzclubs manchmal zur Qual machte.

Doch verdichtet sich die Musik hier zu einer der großen Stunden des Jazz. Der Schlagzeuger Art Blakey hatte seine Jazz Messengers eben als Junkieband in den Graben gefahren, als ihm drei junge Musiker aus Philadelphia heraushalfen: der Soulpianist Bobby Timmons, der perfekte, lyrische Trompeter Lee Morgan und der Komponist und Tenorsaxophonist Benny Golson. Drei, die dem Soul, der Ekstase, dem Fußwippen Stoff geben und zugleich auf die Bremse treten, ganz zart den Höhepunkt verzögern, ihn ausdehnen und lieber noch eine Geschichte erzählen. Dazu das polyrhythmische Wirbeln des Schlagzeugs, das treibt, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. (Art Blakey dürfte mit *Blues March For Europe* zum einzigen Marsch trommeln, bei dem Kriegsdienstverweigerer sich einreihen möchten.) Und dann: Benny Golsons romantische Komposition *Whisper Not*. Schmeichelnd reiben sich Blues und Moll zwischen Trompete und Saxophon, das Thema gewinnt an Dichte, ohne lauter zu werden, ja, ständig wartet man auf den Ausbruch, der nie kommt. Die Hitze geht nach Innen, der Vulkan implodiert, Understatment mitten im heißen Soul, im Funk und Gospel des Hardbop. Zum ersten Mal ist das Konzert in Boris Vians Club Saint Germain in voller Länge auf zwei CDs zu hören *(Gambit Records 69237/Vertrieb: Fenn),* ein Zeugnis aus Auerbachs Jazz-Keller in Paris, Archetyp einer Musik, die einem direkt in den Körper fährt. **KONRAD HEIDKAMP**

Nur eine nutzlose Tätigkeit hat Würde

HÖRBUCH: Fernando Pessoas »Buch der Unruhe« wahrt den kühlenden Abstand zum Leben **VON WILHELM TRAPP**

Versuchen wir's – da die Vergleiche mit Joyce, Kafka, Borges et cetera schon gemacht sind – mit einem Neuen: Fernando Pessoa war immer schon da, wohin Michel Houellebecq nie kommen wird. »Dieser Menschheitskult mit seinen Riten von Freiheit und Gleichheit«, schreibt Pessoa, »erschien mir stets wie ein Wiederaufleben jener alten Kulte, in denen Tiere Götter waren.« Nur zog der Lissabonner Gebrauchsübersetzer aus solchen Gedanken elegantere Schlüsse, die ihn direkt auf seine »Insel« führten, in die Dichtung: »Die einzige eines höheren Menschen würdige Einstellung ist das beharrliche Festhalten an einer Tätigkeit, die er als nutzlos erkennt.« Man hat die wahren Ausmaße von Pessoas Insel erst 50 Jahre nach seinem Tod entdeckt: Es ist ein Kontinent, ein aufgetauchtes Atlantis der modernen Literatur, das in den gut 500 zwischen 1913 und 1934 verfassten Texten ruhte. 1982 erschienen sie als *Das Buch der Unruhe des Hilfsbuchhalters Bernardo Soares* in Portugal, 1985 in Teilen auf Deutsch, 2003 dann in der geschmeidig komplettierten Übersetzung von Inés Koebel. Wenn ein Hörbuch nur eine Auswahl dieser Texte enthält, sollte das deutlich auf der CD stehen. Auch wenn eine Auswahl in diesem Fall naheliegend ist. Denn der Angestellte Soares erzählt nichts. Sein geringes Außenleben, Bürovorfälle, der Selbstmord des Tabakhändlers, das bisschen Lissabonner Staub aus der Rua dos Douradores: alles nur Strandgut, das, an die inneren Ufer des Bernardo Soares geschwemmt, sofort von seinem Denken überwuchert wird. Das betrachtende Für-sich-Sein – das ist die Substanz des Textes: denkende, fühlende Dichtung, deren Ich die ganze Welt aufsaugt und aphoristische Funken sprüht. Das hört sich sehr solipsistisch an, und berühmt ist Pessoas Traurigkeit ja – doch man sollte da skeptisch sein. Udo Samel, ein Meister der Feinabstufung, zeigt, warum: Er liest den perlmuttschimmernden Text sehr zurückgenommen, reizt kein Extrem aus, lässt umso deutlicher die Zwischentöne klingen. Er zelebriert den kühlen, perfekten Rhythmus der Sätze, nie artifiziell, doch genau jenen Abstand zum Leben wahrend, auf den es in diesem Buch ankommt. Denn so viel es auch von der Traurigkeit spricht, in Wahrheit ist seine Unruhe nur das Strömen der Sprache, das die Schwermut kühlt.

Fernando Pessoa: Das Buch der Unruhe
Gelesen von Udo Samel; Der Audio Verlag, Berlin 2006; 4 CDs, 313 Min., 24,95 €

Die ZEIT empfiehlt

Neue CDs

1. W. A. Mozart: Così fan tutte
Erin Wall, Elina Garanca u.a.; mus. Ltg: Daniel Harding, Regie: Patrice Chereau, Warner classics 0094634471695, 1 DVD
Chereaus makelloser Mozart-Klassizismus trifft in dieser Produktion aus Aix-en-Provence auf die pulsierende Energie des Dirigenten Harding

2. L. v. Beethoven: Sonaten für Klavier und Violine op. 23 u. op. 30, Nr. 2
Daniel Sepec (Violine), Andreas Staier (Pianoforte) HMC 901919
Wie klingt eine Geige, die Beethoven besessen hat? Direkt, packend, feinnervig. Sepec spielt das Instrument erstmals auf CD

3. Cellokonzerte von Edward Elgar und William Walton
Oslo Phil., Ltg: André Previn, Daniel Müller-Schott (Violoncello) Orfeo C621061
Müller-Schott beweist mit wunderschönem Ton auch hier, was für ein großartiger Cellist er ist

Die Musik spielt jetzt

Bob Dylan hat den ältesten Blues der Welt – und wirkt dabei so jung wie nie zuvor

VON THOMAS GROSS

Im Internet-Fachhandel rangiert er bereits unter den Toten. Kunden, die sich die neue Bob-Dylan-CD angesehen haben, haben auch auf *American V: A Hundred Highways* geklickt, das Vermächtnis des Johnny Cash – kaufen Sie beide Klassiker zusammen für nur 26,90 Euro! Wie zur Bekräftigung blickt Cash dazu aus einem dieser schummerigen Schwarzweißfotos, die typisch für seine letzten Jahre sind, als er kaum noch eine Gitarre halten konnte, aber immer, wenn er sich dazu in der Lage fühlte, ins Studio fuhr, um den stetig schwächer werdenden Atem seiner Lieder eigens dafür bereitgestellten Mikrofonen anzuvertrauen: Rock 'n' Roll als Sterbebegleitung.

So weit ist es bei Dylan gottlob noch nicht. Munter, wenngleich als Gesichtsältester tourt er auf spillerigen Beinen durch die Lande, ein Überlebender des Heldenzeitalters, den Alt und Jung gern haben müssen und können. Im Vergleich zu vermuffelten Zeiten, als er noch mit dem Ruhm haderte, strahlt er auf seine unnahbare Weise tatsächlich eine gewisse Heiterkeit aus. Dylan, der Fastolympier: Rüstig beackert er das Örgelchen, dem die vertraute Gitarre gewichen ist, es heißt, die Finger wollten nicht mehr. Manchmal klingt das Ergebnis noch nach Rock 'n' Roll, doch dass da ein alter Mann auf der Bühne steht, ist nicht zu übersehen, und bevor das Erbe an andere fällt – die *»writers and critics«* etwa, denen er sein Leben lang misstraute –, scheint er entschlossen, seine Dinge selbst zu ordnen.

Modern Times heißt sein jüngstes Album, das 44. einer mittlerweile im fünften Jahrzehnt befindlichen Karriere. Wer aufgrund des Titels Innovationen erwartet, sei an dieser Stelle ausdrücklich gewarnt: Fortschritte in formaler wie inhaltlicher Hinsicht sind nicht vorgesehen, ganz im Gegenteil. Statt Zugeständnisse an die modernen Zeiten zu machen, misst Dylan sie an den Motiven und Themen, die er sich von Anfang an zu Eigen machte. Wie eh und je rollt ein archaischer Donner durch die zehn Stücke, Geister erheben sich über Wassern, und Staudämme drohen zu brechen. *»I've already confessed, no need to confess again«:* Die Zukunft war gestern, Avantgardist ist dieser Künstler nur noch in umgekehrter Richtung. 40 Jahre nachdem er den Folk elektrifizierte und zu seiner Vision von Rock umschmolz, arbeitet er sich in die Prä-Rock-'n'-Roll-Phase zurück.

Es lohnt sich wieder, Radio zu hören – mit Bob Dylan

Countryswing, Westernjazz, Folkblues sind die verhandelten Stilistiken, Unterhaltungsmusik aus Zeiten, als die amerikanische Kulturindustrie gerade im Entstehen begriffen war und das Erbe der Siedlerzeit in kleinen Studioklitschen zu neuen Formen fand. Balladen aus dem 19. Jahrhundert klingen herauf, dazu Bluesnummern und smarte Fußwipper, von der bewährten Tourband mit dem Gestus einer Feierabendkapelle vorgetragen: Nach langen Jahren auf dem Tanzboden muss nichts mehr bewiesen werden, man agiert nur noch aus dem Handgelenk. So müssen die Lieder geklungen haben, die Dylan in den Fünfzigern im Radio gehört hat, als blasser Junge aus der Provinz, der sich in die Ferne träumte. Jetzt verhält es sich umgekehrt: Der alte Mann versetzt sich in das Kind zurück, um mit dem Erfahrungsschatz seiner Wege und Irrwege auf dem Buckel beim Allerältesten anzugelangen.

Überhaupt das Radio: Bereits in *No Direction Home,* Martin Scorseses Dokumentation der frühen Jahre, taucht es als Wunschmaschine aus den Nebeln der Geschichte wieder auf. Dylan persönlich plauderte vor laufender Kamera seltsam entspannt von Abenden, die er vor dem Gerät verbrachte, um in den Stücken fahrender Sänger Nachrichten aus

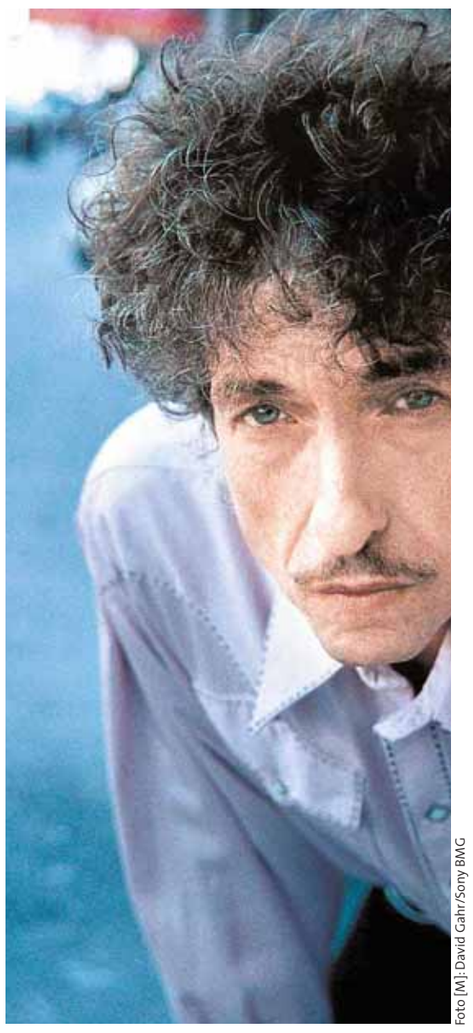


Foto [M.]: David Gahr/Sony BMG

Dieser Mann, **BOB DYLAN,** verwaltet seinen Nachlass selbst, zu Lebzeiten

einer anderen Welt entgegenzunehmen. Seit Mai dieses Jahres hat er sich sogar zu einem Schritt entschlossen, den ihm vor kurzem noch keiner zugetraut hätte: In der *Theme Time Radio Hour,* ausgestrahlt über den Satellitensender XM, gibt er selbst den DJ, erzählt Anekdötchen, spielt Lieblingsplatten – und überlässt es wie immer dem Publikum, ob es diese thematisch gewichteten Sendungen einfach als interessante Abendunterhaltung nimmt oder aber als getarnte Poetikvorlesung.

Das neu erwachte Interesse an Übertragungswegen und technischen Formaten ist Teil eines Prozesses der Selbstvergewisserung, der gleichermaßen Traditionserkundung und Traditionsvermittlung darstellt. Dylan, der Erinnerungsarbeiter: In Scorceses Film tritt er in seiner Lieblingsrolle als Pokerface auf. Vor einiger Zeit hat er das Projekt der *Chronicles* begonnen, eine auf mehrere Folgen angelegte Biografieerzählung mit de- und remystifizierenden Zügen. Das Radio wiederum ist das Nadelöhr, durch das der Strom der Überlieferung zu ihm gelangte und den er nun mit der Geste eines heiteren Weltweisen an die Nachkommenschaft weitergibt. In ihrer Gesamtheit haben Dylans multimediale Aktivitäten etwas von einer Nachlassverwaltung zu Lebzeiten: Bevor die Biografen endgültig das Kommando übernehmen, erzählt er die alte Geschichte mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln noch einmal neu.

Nichts anderes findet auch auf *Modern Times* statt: Statt zwanghaft »originell« zu sein, erkundet ein Sänger Einflüsse, indem er sie als nur leicht bearbeitete Traditionstrümmer ausstellt. Wie in manchen Alterswerken der Literatur, doch mit deutlich mehr Swing ist alles Variation über längst bekannte Themen, sucht seinen Platz in der Gegenwart als Formel unter Formeln. Im Internet haben Dylanologen herausgefunden, dass nahezu jedes Bruchstück ein Zitat darstellt – aus der Bibel, aus Schlagern, aus vergessenen Filmen und anderen obskur gewordenen Quellen, die Ergebnisse sind per Mausklick abzurufen. Recht haben sie, die unberufenen Werkverwalter, und doch ist damit nur das Offensichtliche benannt: Der späte Dylan ist ein Meister der Anverwandlung. Singend verschwindet er in der Tradition, die ihn hervorgebracht hat.

»Time« ist die am häufigsten verwendete Dylan-Vokabel

Im Abschreiten der Stationen einer untergehenden Welt allerdings erweist der Columbia Recording Artist sich als souveräner Meister, dem kein Johnny Cash mit Highway-Schlagern aus der Mottenkiste das Wasser reichen kann. Ein Hauch von Zen liegt über diesen zehn Stücken: Wo alles bloß Kunstfertige in den Hintergrund tritt, wo nichts mehr gewollt wird und keine Ambition dem Vortrag in die Quere kommt, wird plötzlich alles schwerelos wie ein Gang über Wellen. Selten ist Dylan seinem erklärten Ziel, nicht selbst zu sprechen, sondern die erwählte Musik durch die Maske seiner Person Klang werden zu lassen, so nahe gekommen wie auf diesem Abgesang auf die modernen Zeiten. Und auch wenn der Gang der Dinge sich mit den Mitteln der Kunst nicht aufhalten lässt: Solange eine in transzendentaler Obdachlosigkeit geschulte Rentnerband wie diese aufspielt, kann man sich einbilden, die Zeit stünde für einen Moment still.

Time übrigens, auch das haben Auszählungen im Internet ergeben, ist die am häufigsten verwendete Dylan-Vokabel. *Time Out Mind*, *The Times They Are A-Changing*, *Hard Times In New York Town*, *Time Passes Slowly* – Zeit ist in diesen Stücken das, was vom Ballast der Historie erlöst, und zugleich das, woran man irre wird. Wie viel Zeit dem Sänger Bob Dylan noch bleibt, weiß keiner, gehört aber vorläufig nicht zu den dringlichsten Fragen. Zunächst einmal hat die Stunde der letzten Beschwörungen geschlagen. Nachdem der Kampf an der Jugendfront verloren ist, beginnt er auf neuem Terrain erst richtig.

Die Wahrheit und der Fleischwolf

Ein Lungenzug für die Freiheit: Jason Reitmans Filmsatire »Thank you for smoking« VON GEORG DIEZ

Gesundheit ist eine ernste Sache. Gesundheit ist etwas, das mehr bedeutet als eine gute körperliche Verfassung. Gesundheit ist eine Idee, eine Vision, ist die Vorstellung von einem besseren Leben. Schließlich sind wir in den USA, und da ist alles auf den festen Boden solcher wolkigen Ideen gebaut.

Gesundheit ist eine Form des Glücks, dieser beherrschenden Doktrin Amerikas, eine verzuckerte Variante jener Freiheit, die Amerika gern exportiert, mal mit und mal ohne Gewalt. Gesundheit kann aber auch das Gegenteil von Freiheit sein, und wer wüsste das besser als all die Raucher, die nicht besonders glücklich wirken, wenn sie sich in New York, Atlanta oder Bloomington oder zu ihren Schmachversammlungen vor den Türen der Bars und Restaurants treffen und hastig eine Zigarette wegsaugen. Gesundheit ist also durchaus etwas, an dem sich das Kräfteverhältnis von Idee und Wirklichkeit messen, justieren oder nachverhandeln lässt – und genau an diesem Punkt setzt Jason Reitmans Film *Thank you for smoking* an, eine zärtlich zynische Komödie über einen Mann, der seinen Job ganz einfach so beschreibt: »Michael Jordan spielt Basketball. Charles Manson bringt Leute um. Ich rede.«

Blond ist dieser Mann und mit einem breiten Unterkiefer und einem Lächeln ausgestattet, wie es sonst nur die Quarterbacks und Hollywoodstars haben, *all-american boys* wie er. Er ist ein freundlicher Vertreter der Meinungsfreiheit – die in diesem Fall vor allem dazu dienen soll, die Interessen seiner Arbeitgeber voranzubringen. Denn Nick Naylor ist Lobbyist. Er ist ein Teufelsadvokat. Er ist der Mann, der Amerika erklären soll, dass Rauchen vielleicht gar nicht so ungesund ist, wie alle denken.

Deshalb setzt er sich in Fernsehshows mit krebskranken Jungen; deshalb fährt er hinaus zum todgeweihten Marlboro-Mann und bringt ihm einen Koffer Schweigegeld; deshalb trifft er sich mit seinen Freunden von der Alkohol- und der Waffenlobby, um darüber zu diskutieren, wer denn nun den härtesten Job hat, wer die mächtigsten Feinde hat, wer die meisten Toten zu verteidigen hat.

Es ist eine ziemlich brutale Komik, die diesen Film antreibt – es ist die Komik der Freiheit, und wie jede gute Farce ist auch *Thank you for smoking* deshalb gelungen, weil er der einfachen, moralisierenden Scheinwahrheit des guten und richtigen Denkens etwas entgegenhält, das funkelt und leuchtet und das so genannte Böse so attraktiv macht.

Denn dieser Nick Naylor, dem Aaron Eckhart die Würde und den Witz eines amerikanischen Antihelden gibt, ist im Grunde auch nur ein sympathischer Mann, der seinen Sohn (Cameron Bright) nicht verlieren will und in dem Drinks schwenkenden und einsam vor sich hin sterbenden Zigarettenmogul (Robert Duvall) einen Ersatzvater sucht – es ist immer noch der Umweg über die Familie, auch so eine beliebte Glücksmogelpackung, der gesellschaftliche Probleme im Film fassbar macht.

Regisseur Jason Reitman hält die Balance zwischen der souveränen Satire, die so lange mit dem Witz hantiert, bis er sich gegen die Figuren wendet, und dem Spiel mit der durchaus ernst zu nehmenden demokratischen Annahme, dass man die Wahrheit ruhig einmal durch den Fleischwolf jagen kann, wenn man nur die richtigen Argumente hat.

Und so ist *Thank you for smoking* ein Film, der so sehr von seinen guten Schauspielern lebt (neben Eckhart und Duvall vor allem Rob Lowe als immer wacher Hollywood-Player und William H. Macy als ewig frustriert kämpfender Senator) wie von der eleganten Konsequenz, mit der er seiner Logik treu bleibt: Wahrheit ist in der Demokratie keine gültige Größe, sondern eine rhetorische Konstruktion und ein Instrument, um Interessen zu befördern. Es hilft dabei sehr, wenn man noch die absurdeste Wahrheit mit einem gewinnenden Lächeln präsentieren kann.

Foto: Peter Maasz/Courtesy Laura Mars Grp./© Kerstin Drechsel

ALLES ERLAUBT in Kerstin Drechsels »Wärmeland 7 (Vespa)«, 1998

Wenn Buben Damen werden

Die Kölner Kunstausstellung »Das achte Feld« zeigt Spielarten der Sexualität und des Begehrens **VON HILAL SEZGIN**

Wie viel gäbe man jetzt dafür, näher dran zu sein! Im Foyer des Kölner Museums Ludwig hat ein brusthohes Modell der legendären New Yorker Kneipe Stone Wall Inn die Aufmerksamkeit dreier Kinder auf sich gezogen. Eine Art überdimensionierte Puppenstube, in der der Künstler Peter Knoch Szenen aus dem Juni 1969 nachstellt: Die Schaufensterscheibe ist bereits eingeschlagen worden, doch für Sex ist immer noch Zeit. Auf dem Bordstein parkt die Polizei. Vom Stone Wall Inn gingen die Unruhen aus, die alljährlich unter dem Namen Christopher Street Day gefeiert werden – auch wenn sie aus Köln stammen, dürften die drei Kinder das noch nicht wissen. Angeregt schwatzend, sind sie aber schon mal in die Hocke gegangen und konzentrieren sich instinktsicher auf jene Szene, wo ein Polizist, mit den Handschellen an ein Gitter gefesselt, von einem Kerl mit Blondinenperücke beglückt oder auch vergewaltigt wird. Leider kann man nicht hören, wie der Kölner Vater den dreien das Geschehen erklärt. Sagt er vielleicht: Die blonde Frau macht dem Polizisten ein Baby? Oder: Die beiden haben sich sehr lieb?

Es ist die typische Bezeichnungsnot bei lebensweltlichen Phänomenen, die jenseits des Mainstreams liegen. Ein Mann und eine Frau vorm Traualtar: kein Erklärungsbedarf. Eine Mami mit langen Haaren, Busen, Kinderwagen: alles klar. Die beiden bärtigen Jungs beim Zungenkuss oder die ganz große Frau mit dem Adamsapfel – das sind dagegen Szenen, die auffallen, offensiv sexuell ins Auge stechen. Obwohl das heterosexuelle Brautpaar im Grunde nichts weniger Offensives hat, was die Zurschaustellung seiner Liebe angeht. Dieser Logik der Mehrheit – hier Normalität, dort Abweichung – scheint die Kölner Ausstellung *Das achte Feld* auf den ersten Blick sogar zu folgen. Obwohl mit dem Untertitel *Geschlechter, Leben und Begehren in der Kunst seit 1960* versehen, zeigt sie doch mitnichten das gesamte Spektrum der Geschlechtlichkeit und des Begehrens; wir sehen nicht das stinknormale Ikea-Bett-Familienglück, den begehrlichen Frauenblick auf eine Jeans voll Männerpo oder den Kurvenreichtum der biologisch weiblichen Frau. Dafür aber Schwule und Stricher und rasierte Männerbeine, eine umwerfend attraktive Barbra Streisand im *Yentl*-Anzug und Barbiepuppen aus Trickfilmknete, die sich auf einem rasenden Moped in einem Cunnilingus verhaken, der bei voller Fahrt doch wirklich nur ins Auge oder jedenfalls auf Kosten anderer geschätzter Körperteile gehen kann. Sei's drum: Hier ist Fantasialand! Und hier ist endlich alles erlaubt.

Die gute Nachricht daher: Die Irritation, es könne sich hier um eine postmoderne Variante des Kuriositätenkabinetts handeln, schwindet sofort. Die Kuratoren Frank Wagner und Julia Friedrich haben mit ihrer Crew aus dem Museum Ludwig einen einzigartigen Erlebnisraum gemacht, einen Gefühlsparcours der Sexualitäten. Eben grinst man noch breit angesichts von Daniela Comanis fotografischen Parodien auf die Rollenverteilung der Zweigeschlechtlichkeit: Fotomontagen mit der Künstlerin in einer Doppelrolle als Ehepaar beim Kochen oder auf einer Fahrradtour. Ein paar Schritte weiter muss man sich fast eine Träne wegwischen ob der Tristesse, aber auch der Tapferkeit, mit der ein indischer Kastrat seine weibliche, seine mütterliche Seite der Kamera zeigt – ganz ungeschützt, verletzlich, beinah hoffnungslos.

So spannt die Ausstellung immer wieder mühelos den Bogen zwischen Selbstinszenierung, Pose und Witz auf der einen Seite – und der Dokumentation der nicht immer leichten Realität auf der anderen, mit Krankheit, Ausgrenzung, auch Aids und Tod. Die autobiografischen Reflexionen weniger bekannter Künstler hängen neben Werken von Cindy Sherman, David Hockney, Francis Bacon und Robert Mapplethorpe, und Allerweltsidole wie Andy Warhol, Jasper Johns und Arnold Schwarzenegger werden mit einer Selbstverständlichkeit präsentiert, imitiert und persifliert, dass man nachher gar nicht mehr weiß: Was ist Original, was ist Kopie? Wie wenig ahnen wir doch auch bei jenen, die uns täglich auf der Straße begegnen, was wirklich in ihren Herzen und Unterhosen steckt!

Wie im echten Leben ist auch im Museum die weibliche Seite etwas weniger zahlreich repräsentiert; doch ein anderer Unterschied zwischen den Geschlechtern fällt hier noch deutlicher auf. Nehmen wir zum Beispiel die wunderschöne Bildergeschichte von Zoe Leonard, die das Leben der schwarzen lesbischen Schauspielerin Fae Richards (1908 bis 1973) in alten Schwarzweißfotografien erzählt. Hier sehen wir Fae mondän am Mikro, dort ihre Liebhaberin, mit dunklen Augen, androgyn; das Paar beim Picknick, der Star am Set. Früher wurden schwarze Kollegen in Hollywood nicht mal im Abspann erwähnt, hier erhält die Diva endlich ihren Namen zurück – das ist der Stoff, aus dem Mädchenträume sind! Die Jungs hingegen …

Sie rekonstruieren die Lebengeschichte eines schwulen Pädophilen, sprechen Stricher auf der Straße an und fotografieren sie nach dem Sex. Schon beim Modell des Stone Wall Inn weiß man nicht, ob man der Verführung oder der Vergewaltigung eines Polizisten beiwohnt. In der Abteilung »Sexy Machismo« hängt das Foto eines jungen, eingeschüchterten Puertoricaners, dem zwei Polizisten an die Hose gehen. Die Künstlerinnen ironisieren, spötteln, analysieren und kritisieren; die männlichen Künstler marschieren drauflos und spießen mit der Kamera alles auf, was irgendwie penetrierbar ist. Am liebsten aber, wenn es Uniform trägt oder unters Jugendschutzgesetz fällt.

Das ist die alte Ordnung der Geschlechter, so hartnäckig, dass sie sogar noch dem »achten Feld« im Schachspiel ihren Stempel aufdrückt, wo sich der Bauer immerhin nach Belieben in eine Dame verwandeln darf. Ungleich schwerer dagegen hat es auch in der Welt der Bilder der zärtliche Schwule oder das Paar »femininer« Lesben, der Hermaphrodit oder jener indische Kastrat, der weder Bauer noch Dame sein will oder kann.

Bis zum 12. November 2006, Katalog (Verlag Hatje Cantz) 34 Euro. Den Erzählband »Feldforschungen« von Thomas Meinecke (edition suhrkamp) gibt es gratis. www.museum-ludwig.de

Rote Ampeln hat er nie beachtet

Keck wie Heine, schnoddrig-resigniert wie Benn: Zum 75. Geburtstag des Feuilletonisten und Dichters Fritz J. Raddatz **VON ROLF HOCHHUTH**

Mein Sylt von Fritz J. Raddatz – drei Wochen nach Erscheinen wird jetzt die zweite Auflage ausgeliefert – erinnert sehr an Heinrich Heines *Memoiren des Herren von Schnabelewopski;* nicht nur wegen der Spaziergänge durch nordische Städte, sondern auch wegen des gleichen dreist-frechen Weltblicks: »Rote Ampeln hab' ich nie beachtet!« Heine und Benn – über beide schrieb Raddatz, wie über Tucholsky, den er zum Klassiker gemacht hat, Biografien und immer wieder Essays – sind die Lieblingsdichter des West, dann Ost-, dann wieder Westberliner »Problemkindes«, dessen Mutter, eine Pariserin, bei seiner Geburt starb, am 3. 9., vor 75 Jahren.

Seit Raddatz neulich *Schreiben heißt, sein Herz waschen,* eine Zeile Thomas Manns, zum Titel eines Buches mit zwölf neuen Autorenporträts nahm, weiß man jedoch, dass »der Zauberer« Mann für Raddatz der ihm Nächststehende ist, weil er ihm genuin wesensverwandt ist in seinen Qualitäten als Freund, als Mitleidender.

Wer schrieb so anrührend, nicht erst in seinen Memoiren *Unruhestifter,* über (meist wenig mit Glück bis zuletzt) begabte Zeitgenossen, die Kunst machten? Aber eben auch über das zehnbändige Tagebuch Thomas Manns, der ja viele Jahre früher als dann Benn oder Brecht zum Fixstern jener Deutsch Schreibenden geworden war, deren Pubertät und erste Versuche die Jahre um Erhards Währungsschwindel waren. Eine Kriegsvollwaise, die noch 8000 Reichsmark auf dem Sparbuch ihres gefallenen Vaters »besaß«, behielt damals davon ebenso nur sieben Prozent wie einer, dem neben seinem Sparbuch zum Beispiel die Krupp-Werke gehörten. Das hat uns alle politisch ebenso programmiert, wie uns Thomas Mann – am stärksten neben Hemingway – literarisch »stempelte«, mit seiner Maxime: »Sich nichts ausdenken, sondern aus den Dingen etwas machen« (1926). Und wie mit *Tonio Kröger* und mit seinen 55 Radiosendungen gegen Hitler: »Deutsche Hörer!«, die wir schon 1945 in den Amerika-Häusern lesen konnten.

Doch auch als Breschenbrecher für neue erzählerische Prosa der Generation, die seiner folgen wird, zeigt Raddatz, wo's lang geht! So wie es heute schwer geworden ist, Erzählungen, Romane noch zu lesen, mit Ausnahme derer Fontanes, Storms, Meyers und weniger sonst, die geschrieben haben, »bevor die Brüder Mann kamen und phosphoreszierten« (so hat Benn das genannt), so unmöglich wird es für Künftige sein, noch »einfach so« zu erzählen, als könnten sie, ohne zu langweilen, riskieren, auf die spezifischen Zutaten zu verzichten, die Raddatz seiner Prosa dem *Weinhaus Wolf* von Benn und Heines *Börne* abgelernt und weiterentwickelt und dann um das ergänzt hat, was ihm »eigentümlich« ist, um es wieder mit Thomas Mann zu sagen: etwas stets Urban-Essayistisches, Aufhellendes, Belustigtes, ein stets integrierender Bestandteil des Erzählerischen im sehr spezifischen Raddatz-Jargon, Heine-keck und schnoddrig-resigniert wie Benn und mit einem Vokabular, das vor Kriegsende überhaupt noch keiner »im Reich« kannte.

Man lese – ein Beispiel – das Hannover-Kapitel in der Raddatzschen Biografie des von 1935 an dort stationierten Oberstabsarztes, des aus Berlin Weggetauchten, allein von Heinrich Himmler (!) persönlich vor der Vernichtung durch Denunzianten in der »Reichsschrifttumkammer« geretteten Dr. Benn, der als Dichter nicht mehr vorkommen durfte. Derselbe Hanns Jost, der seinem Freund, dem »Reichsführer«, empfahl, Thomas Mann nach Deutschland zurückzulocken und dann ins KZ zu bringen, legte Himmler den unmöglich gewordenen Dichter von *Krebsbaracke* ans Herz; wo Benn zwar nicht gut lag – das Verbot als Autor blieb –, jedoch überlebte.

Da sind wir wieder beim *Unruhestifter,* der dieser einen Momentaufnahme vom lebensgefährlichen Elend eines Großen in der Nazizeit viele ebenso furchteinflößende oder aufschlussreiche in allen seinen Büchern beigesellte; so die Momentaufnahme seines Vaters, als »die Russen ganz in Weiß« Berlin stürmten. Und wer wüsste ohne Raddatz noch vom abgründig verschollenen Günther Anders, einst Ehemann der Hannah Arendt, der uns vor 50 Jahren eindrucksvoll durch seine so zeitwidrig »klassischen« Gedichte – die natürlich kein Mensch mehr kaufen kann – und seine Essays in *Merkur* und *Monat* miterzogen hat, also auch Raddatz in der Pubertät. Später hat Raddatz diesem Halbverhungerten, der als Dachkammer-Behauser in Wien mehr vegetierte als noch da war, fürs Feuilleton der *ZEIT* einen Besuch gemacht – es gibt nichts Quälenderes zu lesen als diese Geschichte, wie einer, immerhin seit seiner Rückkehr Empfänger von »Wiedergutmachung«, in entwürdigenden Schmutz geraten kann.

Solche Porträts oder auch das eines Verzweifelten inmitten des Weltruhms und Wohlstands: Thomas Manns, der zuletzt sich zu Tode grämt, weil er seinen *Krull* doch »so hoher Jahre unwürdig« findet, aber keinen

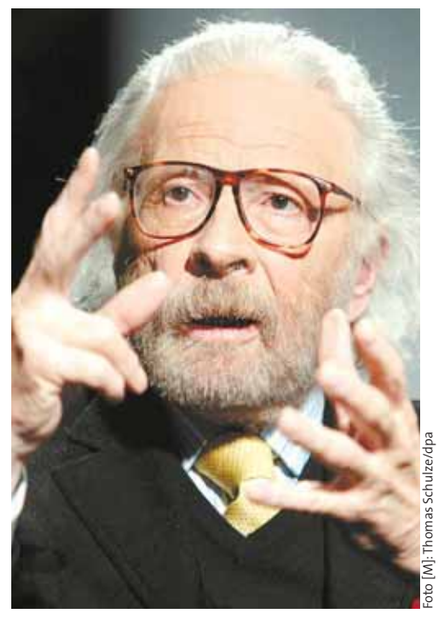


Foto [M]: Thomas Schulze/dpa

FRITZ J. RADDATZ, Feuilletonchef der ZEIT von 1977 – 1985

würdigen Stoff mehr weiß, sodass er deshalb stirbt – solche Lenbach-Skizzen, unvergesslich, sind bei Raddatz und nirgendwo sonst in seiner Generation! Man kann – sofern das einer will: höchst unwahrscheinlich – die deutsche Geistesgeschichte der 60 Jahre seit Hitlers Tod nicht schreiben ohne ihre Hauptquelle: Raddatz.

Da der sehr gesunde Porträtist nie an den Schreibtisch geht, ohne vorher zu schwimmen, schreibt er also noch zwanzig Jahre. Jetzt beginnt er mit epischer Gelassenheit allmorgendlich vergnügt seinen zweibändigen *Rilke,* indem erstmals er dessen meerweite Korrespondenzen, bestimmt zwölftausend Briefe, auch die an Rilke, gedruckte und ungedruckte, durchpflügt.

Der Biograf als Dichter: Um die literarische Meisterschaft zu würdigen, lese man nur in dem Benn-Buch das Kapitel *Herr Oelze – eine Ehe auf dem Papier* und was Raddatz da aus dem Menschen Benn »herausholt«, wenn er festhält, wie dem zumute war beim Schock über den Selbstmord seiner Frau.

Sie oder sie

Die junge Berliner Regisseurin Valeska Grisebach hat einen wunderbaren Liebesfilm gedreht: »Sehnsucht«

VON BIRGIT GLOMBITZA

Foto: Piffl Medien/© Peter Rommel Filmproduktion

Ilka Welz (Ella) und Andreas Müller (Markus) verständigen sich **WORTLOS**

Ein Mann und eine Frau, eng umschlungen in einer Wolke aus blau-weiß gepunkteter Bettwäsche. Sie scheint ihn auch noch im Traum zu suchen. Und er hält die kleine Frau mit seinen großen Händen dabei ganz fest. Keine Feder, kein Blatt passt zwischen die beiden Körper. Und doch gibt es da diesen Raum, der sich durch keine Innigkeit wegdrängen lässt und der sich langsam mit einer noch ungerichteten, aber bereits schmerzhaft pochenden Sehnsucht füllt. Einer Sehnsucht, die größer ist als ein kleines Leben an diesem einen Ort, mit diesem einen Menschen. So groß, dass man sich verfielfältigen müsste, um sie ganz zu erkunden. Und um nicht in ihrer Wucht unterzugehen.

Ella und Markus lieben sich, seit sie denken können. Sie leben in dem brandenburgischen Örtchen Zühlen, das nur aus ein paar schmucklosen Häusern, Werkstätten und Straßen zu bestehen scheint und doch ihre Zweisamkeit wie ein kleines Königreich beschützt. Markus arbeitet als Schlosser und bei der freiwilligen Feuerwehr, Ella putzt in der Nachbarschaft und singt im Chor. Das Paar lebt in einer Dorfgemeinschaft, in der man nicht viele Worte verliert über die Liebe und den Tod. Statt umständlicher Erklärungen ihrer Gefühle bauen hier die Männer lieber einen neuen Zaun oder eine Zentralheizung ein, wenn ihre Frauen im Krankenhaus den Nachwuchs zur Welt bringen. Und wenn ein Kollege Markus, der nach seinem Einsatz bei einem Autounfall noch unter Schock steht, mit einem holperigen »Das Leben an sich ist nur ein Hauch« aufmuntern will, merkt man diesem wackeren Feuerwehrmann an, dass ihm Begriffe wie »Hochdruckbelüftungsgerät« deutlich leichter fallen.

Sehnsucht erzählt die Geschichte von Markus, der sich zwischen zwei Frauen nicht entscheiden kann, der eigentlich nur alles richtig machen möchte und genau dadurch alles zerstört. Es ist der zweite Spielfilm der Berliner Regisseurin Valeska Grisebach, und er ist ein Meisterwerk geworden. Seine ruhigen Bilder und klaren Kadrierungen tasten so sorgfältig eine Wirklichkeit ab, bis in der Geschichte von Vertrauen, Betrug und Verzweiflung die Umrisse einer großen Tragödie sichtbar werden. Es ist ein fast schon dokumentarischer Erkundungsgang durch das Unspektakuläre, der einen wunderbaren dramatischen Sog entwickelt.

Wie in ihrem Debüt *Mein Stern,* in dem Heranwachsende sich in den komplizierten Ritualen von Liebe und Beziehung erproben, hat Valeska Grisebach auch diesmal Darsteller in der Welt gesucht, von der sie erzählen will. Sie hat sich auf Dorffesten und Feuerwehrbällen in der Gegend von Neuruppin umgeschaut, mit 800 Männern und Frauen über ihre Lebensträume gesprochen oder über das, was davon übrig geblieben ist. Und ihr Ensemble – Andreas Müller als Markus, Ilka Welz als Ella und Anett Dornbusch als Kellnerin Rose – lässt mit schüchterner Intensität den ganzen Film über etwas durch die Oberfläche scheinen, was man wohl nur mit dem großen Wort Wahrhaftigkeit beschreiben kann.

Da ist ihre Sprache, die der Bewegung des Herzens kaum nachkommen kann. Die erst mit aller Kraft angeschoben werden muss, um dem Sehnen oder auch der Angst einen Ausdruck zu geben. »Ich begehre dich«, traut sich Ella einmal, schiebt noch leise ein »so« hinterher und reißt damit doch ein ungeheuerliches Loch in die Stille beim Abendbrot. Und Markus, der stumme Ritter mit der traurigen Gestalt, geht mit einem herzzerreißend hilflosen »Ich muss mal allein sein« in Deckung vor dem einstürzenden Glück.

Grisebach lotst die Verständigung ihrer Helden über andere Bahnen, über wortlose Selbstverständlichkeiten, eine gemeinsame Tasse Tee im Regen, eine Umarmung vor dem schwarzen Spiegel eines Sees oder auch über die geheimen Wege des Mystischen. So bricht Ella bei einer Chorprobe etwa zu dem Zeitpunkt unvermittelt in Tränen aus, als Markus und Rose im Nachbarort aufeinander treffen.

Immer wieder gibt es in *Sehnsucht* solche überhöhenden Bilder, Szenen, die die Geschichte von Ella und Markus aus Zühlen in den Olymp der ganz großen Erzählungen heben. Etwa den Chor der Kinder auf dem Spielplatz, die mit ihrer Mischung aus altkluger Urteilsfreude und kicherndem Staunen das Drama nach antikischer Manier zu Ende erzählen. Oder Aufnahmen von Ella, als sorgenvoll wartende Frau am Zaun, das kultivierte Land drum herum, der Mann irgendwo da draußen – einen Moment lang glaubt man, einen Western zu sehen.

Immer wieder wechselt die Kamera zwischen dem ganz Konkreten und der Abstraktion. Sie schaut genau zu, wie die Helden eine Hollywoodschaukel mit Rostschutzfarbe bepinseln, an einem Hasenstall werkeln oder sich beim Klimpern auf der Heimorgel in aufgekratzter Heiterkeit verlieren. Und dann, beim Ausflug der Feuerwehr, bei einem Tanz, feiert *Sehnsucht* seinen größten Moment. Wenn Markus die Augen schließt, sich stockbesoffen zu Robbie Williams' *Feel* wiegt und sich schließlich in eine imaginäre Umarmung steigert, die ihn am Ende in ein fremdes Bett und die Katastrophe seines Lebens katapultieren wird. Neben Rose, die er so plötzlich wie aufrichtig liebt, auch wenn er ihren Namen am Tag danach erst beim Tischnachbarn erfragen muss.

Dieser Tanz gehörte bereits auf der diesjährigen Berlinale zu den bewegendsten Kino-Augenblicken. Weil sich in diesem Bild die titelgebende Sehnsucht mit entwaffnender Klarheit bündelt. Weil in diesem Moment diese Wirklichkeit des Films so klein und groß zugleich ist. Und so scharf gestellt, dass einem die Augen brennen.

SEHENSWERT

»Der freie Wille« von Matthias Glasner. **»Volver«** von Pedro Almodóvar. **»Dave Chappelle's Block Party«** von Michael Gondry. **»Geheime Staatsaffären«** von Claude Chabrol

Das Letzte

»Glauben Sie mir, Paddy, die Welt wäre gesünder«, hat Bernard Shaw bemerkt, »wenn alle Apotheken in England niedergerissen würden.« Seitdem ist die Welt nicht gesünder geworden, aber die Zahl der Apotheken hat sich gewaltig vermehrt.

Dies als Präambel zu einem Vorschlag, der die elende Gesundheitsreformdebatte mit einem Schlag beenden wird. Frau Schmidt, Frau Merkel, aufgepasst! Der Hinweis des alten Shaw ist richtig, aber das Übel liegt tiefer. Denn so wie die Zahl der Gesetzesverletzungen mit der Zahl der Gesetze unweigerlich zunimmt und die Kriminalitätsrate mit der Menge der Polizisten steigt, so steigt auch die Zahl der Kranken mit der Zahl der Ärzte.

Es kommt hinzu, dass Gesundheit ein relativer Begriff ist, so wie Sauberkeit auch. Je feiner die Messmethoden, desto verheerender das Ausmaß des Schmutzes. Man fühlt sich hier an die Scherzfrage erinnert, wie sich das Wort »imposant« steigern lasse (im Hintern Steine, im Arsch Felsen), nun freilich in umgekehrter Richtung. Wir sind, gesundheitspolitisch gesehen, vom Felsen auf den Feinstaub gekommen. Je länger, je gründlicher man einen gesunden Menschen durchleuchtet, umso mehr wird man in ihm einen behandlungsbedürftigen Kranken erkennen. Es ist aber ein verbreiteter Fehlschluss, in Diagnose und Therapie einen lebensverlängernden Fortschritt zu sehen. Mit unsichtbaren, unerkannten Devianzen kann man ein langes, unbeschwertes Leben führen, erst die erkannte und sichtbar gemachte Krankheit wird zum Problem.

Fassen wir zusammen: Je mehr Ärzte, desto mehr Kranke, desto höhere Gesundheitsausgaben. Die Lösung liegt auf der Hand: Verminderung der Ärztezahl. Nun leben wir in einem kultivierten Land, wo die Exekution medizinisch ausgebildeter Mitmenschen vermutlich an die Grenzen des guten Geschmacks stieße. Es gibt aber eine viel einfachere Methode. Bekanntlich unterziehen sich Ärzte selber äußerst selten einer ärztlichen Behandlung und haben trotzdem eine hohe Lebenserwartung. Nein, nicht trotzdem, sondern deshalb! Also sollten Ärzte gezwungen werden, sich regelmäßig von Ärzten behandeln zu lassen. Damit schlüge man zwei Klappen mit einer Fliege: Die Ärzte würden ihre Mortalitätsrate dadurch zweifellos erhöhen. Und sie hätten, mit sich selber beschäftigt, keine Zeit, andere krankzuschreiben.

Ach!, die Gesundheitsreform könnte so einfach sein. Aber wahrscheinlich hört wieder kein Schwein zu. **FINIS**

Audio www.zeit.de/audio

Schöner ward selten eine Faust geschwungen

Hans Werner Henze hat seine Oper »Das verratene Meer« genial überarbeitet. Die Uraufführung wurde zum umjubelten Geburtstagsgeschenk des Komponisten an sich selbst VON MIRKO WEBER

Für einen Tag kommt noch einmal der Spätsommer nach Salzburg zurück, und die Sonne schaut mild gelb auf den Wochenmarkt, den Domplatz und den Fluss. Abgespielt sind die 22 Mozart-Opern, mehr oder minder erschöpft alle Beteiligten. Doch eine profunde theatralische Geste bieten die Salzburger Festspiele am Schluss noch, initiiert von dem scheidenden Intendanten Peter Ruzicka und dem Dirigenten Gerd Albrecht: Sie begehen feierlich, aber ohne gleich pompös zu werden, den achtzigsten Geburtstag des Komponisten Hans Werner Henze. Aufgeführt wird eine Oper, die 1989 bei ihrer ersten Vorstellung in Berlin noch *Das verratene Meer* geheißen hat. Nach Salzburg (und in die Berliner Philharmonie) kehrt das Werk nun in konzertanter Form unter dem Titel *Gogo No Eiko* zurück; vom vorübergehend schwer kranken Komponisten wurde es handwerklich ohne erkennbare Mühen umgearbeitet. Noch einmal also – und derart vielleicht zum letzten Mal – scheint Henzes unvergleichliches Gespür für Instrumentationskunst auf, wenn er in den Verwandlungsmusiken und namentlich den Traumsequenzen der jetzt japanisch gesungenen Opernversion die Orchesterstimmen so verdichtet, dass es einem fast den Atem nimmt: Schwer ist der Satz, drohend die Botschaft, selbstbewusster und perfekter in der Handhabung seiner reichen Mittel ist Hans Werner Henze kaum je gewesen.

Zu seinem Sechzigsten hatte er sich in Berlin als »Ständchen« seine in Salzburg uraufgeführten *Bassariden* gewünscht, ebenso zum Siebzigsten in München; und nun *Das verratene Meer* in revidierter Form. Im Gegensatz zu den monolithischen *Bassariden* ist *Gogo No Eiko* ein Schmerzenskind der Henzeschen Produktion, auf Deutsch gesungen schwächelte es von Anfang an. Henze aber wäre nicht der Empfindsame und auf Zwischentöne Bedachte, hätte er dem Stück nicht im Nachhinein aufgeholfen. Das gelingt bereits durch den Wechsel im sprachlichen Idiom. Obwohl es auf Japanisch dreimal so lange dauert, einen deutschen Dialogsatz auszuformulieren, wirkt die Salzburger Aufführung niemals zu breit angelegt, sondern, ganz im Gegenteil, fast pointiert.

Buchstäblich verhandelt wird, angelehnt an den Roman *Der Seemann, der das Meer verriet* von Yukio Mishima, eine von Henze gern gewählte Dreieckskonstellation. Die Mutter des 13-jährigen Noburi verliebt sich in den Schiffsoffizier Ryuji, der ihretwegen der Seefahrerei den Rücken kehrt, also bürgerlich wird. Noburi und einer Gang von Jugendlichen, an die er Anschluss gesucht hat, reicht das, um ein Todesurteil auszusprechen. Noburi vollstreckt es, aber noch in der grausamen Schlussszene steckt Henzes ästhetisch-musikantisches Credo: Er will, mit Montaigne, schon noch sagen dürfen, dass der Dieb ein schönes Bein hat – und der Mörder eine unauslotbare, schmerzende Seele.

In Noburi, dem Rebellen, stecken viele Wesensmerkmale des linken Romantikers Henze, und so schließt sich nach den folgenden Opern *Venus und Adonis* und *L'Upupa* der Schaffenskreis noch einmal unvermutet an einer Stelle, die Henze biografisch bereits hinter sich zu haben schien. Im Nachhinein wird die Attitüde des (auch verblendeten) Revolutionärs musikalisch beredt geadelt: Schöner ward selten eine Faust geschwungen, edler sprach selten ein roher Geist. Und so trägt die Szene entschieden mehr romantizistische denn revisionistische Züge. Und am Schluss kommt in Salzburg auch ein Quantum Rührung mit ins Spiel.

Nachdem nämlich Gerd Albrecht, die italienischen Radiorchestermusiker der RAI und die fast ausschließlich japanischen Solisten das Stück mit berückender Klarheit im Ausdruck interpretiert haben und dabei gerade die emphatischen Momente eher kleinbuchstabieren, erhebt sich das Publikum im Großen Salzburger Festspielhaus, um sich kollektiv vor Hans Werner Henze zu verneigen. Vor zehn Jahren saß Henze in München bei der Uraufführung von *Venus und Adonis* in der Proszeniumsloge, als das Publikum ihn feierte, bevor der erste Ton erklungen war, fast entrückt ließ er es sich damals sehr gefallen. Diesmal steht er mitten in den Parkettreihen und hebt die Hand, als wolle er sagen: Es ist gut.

In seiner Autobiografie erwähnt Hans Werner Henze, dass die Schlussmusik der jetzt in Salzburg gehörten Oper in jenes c-Moll mündet, in dem die Glocken seiner Gütersloher Taufkirche klingen. Wo man in der westfälischen Landschaft die letzten Pappeln sehe, heißt es weiter, höre die Ewigkeit auf: »Oder sie fängt dort an.«

DIE ZEIT

GRÜNDUNGSVERLEGER 1946–1995:
Gerd Bucerius †

HERAUSGEBER:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe
Dr. Michael Naumann

CHEFREDAKTEUR:
Giovanni di Lorenzo
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE:
Matthias Naß
Bernd Ulrich
CHEFKORRESPONDENT: Dr. Gunter Hofmann
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR:
Moritz Müller-Wirth
CHEF VOM DIENST: Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrle

POLITIK: Martin Klingst (verantwortlich), Dr. Jochen Bittner, Andrea Böhm, Frank Drieschner, Dr. Florian Klenk, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Patrik Schwarz, Michael Thumann (Koordination Außenpolitik)

DOSSIER: Hanns-Bruno Kammertöns (verantwortlich), Wolfgang Büscher (Autor), Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg

WIRTSCHAFT: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Marc Brost (Koordination Unternehmen), Götz Hamann, Marie-Luise Hauch-Fleck, Dietmar H. Lamparter, Gunhild Lütge, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock, Wolfgang Uchatius

WISSEN: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Christoph Drösser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Dr. Astrid Viciano, Urs Willmann

FEUILLETON: Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Assheuer, Evelyn Finger, Peter Kümmel, Katja Nicodemus, Dr. Hanno Rauterberg, Claus Spahn

KULTURREPORTER: Dr. Christof Siemes

LITERATUR: Ulrich Greiner (verantwortlich), Konrad Heidkamp (Kinderbuch), Dr. Susanne Mayer (Sachbuch), Iris Radisch (Belletristik), Dr. Elisabeth von Thadden (Sachbuch), Dr. Volker Ullrich (Politisches Buch)

LESERBRIEFE: Margrit Gerste (verantwortlich)

ZEIT-CHANCEN: Thomas Kerstan (verantwortlich), Arnfrid Schenk

ZEITLÄUFTE: Benedikt Erenz (verantwortlich)

LEBEN: Christoph Amend (verantwortlich), Jörg Burger, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Ilka Piepgras, Jürgen von Rutenberg, Henning Sußebach, Matthias Stolz

Gestaltung: Katja Kollmann

Bilder: Michael Biedowicz

Redaktion Leben: Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: Leben@zeit.de

REISEN: Dorothée Stöbener (verantwortlich), Michael Allmaier, Dr. Monika Putschögl

REPORTER: Stephan Lebert (Koord.), Rainer Frenkel, Dr. Susanne Gaschke, Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Grefe, Dr. Werner A. Perger, Jan Roß, Sabine Rückert, Michael Schwelien, Ulrich Stock (Leben), Dr. Stefan Willeke

POLITISCHER KORRESPONDENT: Prof. Dr. h. c. Robert Leicht

WIRTSCHAFTSPOLITISCHER KORRESPONDENT: Wilfried Herz (Berlin)

AUTOREN: Dr. Theo Sommer (Editor-at-Large), Dr. Dieter Buhl, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Groß, Nina Grunenberg, Klaus Harpprecht, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kipphoff, Tomas Niederberghaus, Christian Schmidt-Häuer, Burkhard Straßmann, Dieter E. Zimmer

ART-DIRECTION: Dirk Merbach (verantwortlich), Haika Hinze
Dietmar Dänecke (Beilagen)

GESTALTUNG: Wolfgang Wiese (Koordination), Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Klaus-D. Sieling, Delia Wilms

INFO-GRAFIK: Phoebe Arns, Gisela Breuer, Anne Gerdes, Wolfgang Sischke

BILDREDAKTION: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorwerg

DOKUMENTATION: Uta Wagner (verantwortlich), Claus-H. Eggers, Dr. Kerstin Wilhelms, Mirjam Zimmer

KORREKTORAT: Mechthild Warmbier (verantwortlich)

HAUPTSTADTREDAKTION: Bernd Ulrich (verantwortlich), Christoph Dieckmann, Matthias Geis, Klaus Hartung, Tina Hildebrandt, Jörg Lau, Elisabeth Niejahr, Dr. Klaus-Peter Schmid, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz

Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40

FRANKFURTER REDAKTION: Robert von Heusinger, Eschersheimer Landstraße 50, 60322 Frankfurt am Main, Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: heusinger@zeit.de

DÜSSELDORFER REDAKTION: Jutta Hoffritz, Kasernenstr. 67, 40213 Düsseldorf, Tel.: 0211/887 27 50, Fax: 0211/887 97 27 50, E-Mail: hoffritz@zeit.de

EUROPA-REDAKTION: Joachim Fritz-Vannahme, Petra Pinzler, 22, rue du Cornet, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98

PARISER REDAKTION: Dr. Michael Mönninger, 6, rue Saint Lazare, 75009 Paris, Tel.: 0033-1/47 20 49 27, Fax: 0033-1/47 20 84 21, E-Mail: moenninger@zeit.de

NEW YORKER REDAKTION: Thomas Fischermann, 55 South 3rd Street, Brooklyn 11211, New York, Tel.: 001-917/655 98 82, Fax: 001-925/871 57 23, E-Mail: fischermann@zeit.de

MOSKAUER REDAKTION: Johannes Voswinkel, Srednjaja Perejaslawskaja 14, Kw. 19, 129110 Moskau, Tel.: 007-495/680 03 85, Fax: 007-495/974 17 90

WASHINGTONER REDAKTION: Thomas Kleine-Brockhoff, 1730 Rhode Island Avenue N. W., Suite 502, Washington, D. C. 20036, Tel.: 001-202/223 01 65, Fax: 001-202/223 17 64; E-Mail: Kleine-Brockhoff@zeit.de

WEITERE AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Georg Blume, Peking, Tel.: 0086-10/65 32 02 51/2, E-Mail: blume@vip.163.com; Gisela Dachs, Jerusalem, Fax: 00972-2/563 19 05, E-Mail: dachs@zeit.de; Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2077/29 64 02, E-Mail: jungclaussen@zeit.de; Jürgen Krönig, London, Tel.: 0044-1249/81 24 58, E-Mail: Juergen@Kroenig.fsnet.co.uk; Reiner Luyken, Achiltibuie by Ullapool, Tel.: 0044-7802/50 04 97, E-Mail: luyken@zeit.de

ZEIT ONLINE GMBH: Gero von Randow (Chefredakteur), Steffen Richter (Stellv.), Wenke Husmann, Adrian Pohr, Karsten Polke-Majewski, Parvin Sadigh, Katharina Schuler, Ulrich Stock (Musik), Kathrin Zinkant; Anette Schweizer (Korrektorat), Anne Fritsch (Grafik), Amélie Putzar (Grafik), Ulrich Dehne (Audience Management)

GESCHÄFTSFÜHRER: Thomas Brackvogel, Dr. Rainer Esser

VERLAG UND REDAKTION:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
Pressehaus, Speersort 1, 20095 Hamburg
TELEFON: 040/32 80-0
FAX: 040/32 71 11
E-MAIL: DieZeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg
VORSITZENDER DES AUFSICHTSRATS:
Michael Grabner
GESCHÄFTSFÜHRER:
Dr. Rainer Esser (Sprecher)
Thomas Brackvogel
VERTRIEB:
Jürgen Jacobs
MARKETING:
Stefanie Hauer
PROJEKTREISEN:
Bernd Loppow
PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:
Silvie Rundel
HERSTELLUNG/SCHLUSSGRAFIK: Wolfgang Wagener (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Helga Ernst, Oliver Nagel, Frank Siemienski, Birgit Vester
DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhessenstr. 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Ahrensburg
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.
ANZEIGEN: DIE ZEIT
Dr. Henrike Fröchling
Empfehlungsanzeigen:
GWP media-marketing
Axel Kuhlmann
ANZEIGENSTRUKTUR:
Helmut Michaelis
Anzeigen: Preisliste Nr. 51 vom 1. Januar 2006
BANKVERBINDUNGEN:
Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71
Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20
BÖRSENPFLICHTBLATT:
An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

LESERBRIEFE
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: leserbriefe@zeit.de

ARTIKELABFRAGE AUS DEM ARCHIV
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: archiv@zeit.de

ABONNEMENT
Jahresabonnement € 140,40; für Studenten € 93,60; Lieferung frei Haus
Schriftlicher Bestellservice: ZEIT, 20080 Hamburg
Abonnentenservice:
Telefon: 0180-525 29 09*
Fax: 0180-525 29 08*
E-Mail: abo@zeit. de
* 0,12 €/Min. aus dem deutschen Festnetz

ABONNEMENT ÖSTERREICH
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach 5; 6960 Wolfurt
Telefon: 0820/00 10 85
Fax: 0820/00 10 86
E-Mail: die-zeit@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern
Telefon: 041/329 22 15
Fax: 041/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT RESTLICHES AUSLAND
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern/Schweiz
Telefon: 0041-41/329 22 80
Fax: 0041-41/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT KANADA
Anschrift: German Canadian News 25–29 Coldwater Road Toronto, Ontario, M3J1Y8
Telefon: 001-416/391 41 92
Fax: 001-416/391 41 94
E-Mail: info@GermanCanadian News.ca

ABONNEMENT USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is published weekly by Zeitverlag. Subscription price for the USA is $ 210.00 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St., Englewood NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DIE ZEIT, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631
Telefon: 001-201/871 10 10
Fax: 001-201/871 08 70
E-Mail: subscribe@glpnews.com

EINZELVERKAUFSPREIS DEUTSCHLAND: € 3,00

AUSLAND: Dänemark DKR 38,00; Finnland € 5,80; Norwegen NOK 45,00; Schweden SEK 47,00; Belgien € 3,90; Frankreich € 4,30; Großbritannien £ 3.40; Niederlande € 3,90; Luxemburg € 3,90; Österreich € 3,40; Schweiz CHF 6,00; Griechenland € 5,00; Italien € 4,30; Spanien € 4,30; Kanarische Inseln € 4,50; Tschechische Republik CZK 160,00; Ungarn HUF 1030,00

»Die Museen werden allein gelassen«

Der Streit um die Rückgabe von Kunst aus einst jüdischem Besitz geht weiter **VON CLAUDIA HERSTATT**

Noch kein Bild hat eine solche Debatte ausgelöst: Die Rückgabe der *Straßenszene, Berlin* von Ernst Ludwig Kirchner aus dem Jahr 1913 *(ZEIT* Nr. 35) an die Erben der ursprünglichen Eigentümer wurde begleitet von bissigen Kommentaren und lauten Beschwerden über den Berliner Senat, der einer Restitution zugestimmt hatte. Die Auswirkungen dieser Debatte über die Rückübereignung von NS-Raubkunst sind gravierend: Als »gefährliche Stimmungsmache« kritisiert Ulli Seegers, Geschäftsführerin des Art Loss Registers in Köln, die überkochenden Emotionen. »Das ist geradezu ein Rückschritt, der im Ausland bereits für Irritation gesorgt hat.«

Seit 16 Jahren arbeitet das Art Loss Register an einer neutralen, genauen Prüfung der Ansprüche einstiger Besitzer. »Jedes Kunstwerk hat seine eigene Geschichte«, sagt Seegers, »und so muss auch jedes einzeln auf seine historische Wahrheit untersucht werden.« Für sie sei das Kirchner-Bild ein Fall für die Beratende Kommission für einen fairen Interessenausgleich gewesen, deren Vorsitzende Jutta Limbach ist, die Präsidentin der Goethe-Institute.

Ein unverzichtbares Instrument für Rückgabe von Kunstwerken sei auch die 2001 erstellte Handreichung von Bund, Ländern und Gemeinden zur Auffindung und Rückgabe von Raubkulturgut der NS-Diktatur. Eben jene Handreichung ist im Streit um das Kirchner-Bild nun in die Kritik geraten; sie mache es den Museen fast unmöglich, sich gegen unberechtigte Ansprüche zu wehren.

Ute Haug, die als Provenienzforscherin in der Kunsthalle Hamburg arbeitet, kritisiert vor allem die Praktikabilität der Handreichung. »Als sie vorgelegt wurde, war sie eine großartige Hilfe. In Fachkreisen wird inzwischen jedoch eine Überarbeitung gefordert«, sagt Ute Haug. Die Handreichung sei in den Anlagen unvollständig, teils nicht korrekt und zu unspezifisch, um genaue Nachforschungen anstellen zu können. Um dieses Manko zu beheben, fehle es an politischem Willen. »Die Museen sehen sich da ziemlich allein gelassen«, sagt Ute Haug und verweist auf die vorbildliche Publikation *The AAM Guide to Provenance Research*, die von der American Association of Museums ebenfalls 2001 veröffentlicht wurde.

In Dresden mussten sich vergangenen November die Staatlichen Kunstsammlungen einer Entscheidung der sächsischen Landesregierung beugen: Adolph von Menzels *Tuileriengarten* von 1867 ging an die Londoner National Gallery. »Der Fall ist mit dem Kirchners vergleichbar«, sagt der Kunsthistoriker Gilbert Lupfer. Mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung leitet er das im kommenden Jahr auslaufende Forschungsprojekt zur Geschichte der Dresdner Sammlungen von 1918 bis 1989. Die Geschichte des Menzel-Gemäldes war gut belegt. Laut Gilbert Lupfer sei es zu »einem angemessenen Preis im Jahr 1935 ordentlich erworben worden«. Eine alte Dankeskarte von Reinhold Meyer, dem Sohn der Eigentümerin, belege den Kauf des Bildes. Seine Mutter, die Berliner Jüdin Estella Meyer, wurde von den Nazis ermordet. 1999 forderten die Erben das Gemälde zurück.

Wie schwer sich Verkäufe aus jüdischem Besitz unter dem NS-Regime rekonstruieren lassen, zeigt auch dieser Fall. »Deshalb müssen zur Klärung der Fälle alle verfügbaren wissenschaftlichen und politischen Instrumente gebündelt werden, um die Ansprüche von Privatleuten und öffentlichen Institutionen zu beleuchten«, sagt Ulli Seegers, »da hilft die Verunglimpfung der Handreichung wenig.« Die Kritik komme ihr wie ein Vorwand vor, um die rechtmäßige Rückgabe sabotieren zu können.

Manchen aber ist der Streit um Rückgabe ein neuer Markt. Vor allem in den USA haben sich viele Anwaltskanzleien auf Restitutionsfälle spezialisiert. »Ich bin schon verschiedentlich von Anwälten auf fragwürdige Objekte angesprochen worden, vielleicht sogar ohne Wissen der möglichen Eigentümer«, sagt Ute Haug. Für investigative Forschungen habe sie allerdings ebenso wenig Zeit wie die Restitutionsabteilungen der großen Auktionshäuser. Hier wie dort ersticke man in Arbeit: Das vorhandene Material müsse überprüft und die Vergangenheit der eingelieferten Auktionsware rekonstruiert werden. Und dennoch stehe man 60 Jahre nach Kriegsende immer noch am Anfang der Restitution, die aktuelle Diskussion bringe jeden Versuch der Wiedergutmachung in Misskredit. »Das ist eine bittere Erkenntnis«, sagt Ulli Seegers.

LITERATUR

Im Zwielicht

Der irische Romancier John Banville erzählt betörend von Glück und Tod
Von Hubert Winkels **Seite 47**

Foto (Ausschnitt): Enno Kaptza für DIE ZEIT/www.ennokaptza.de

Das Andere sehen lernen

Indien ist der Schwerpunkt der Frankfurter Buchmesse. Gibt es überhaupt so etwas wie eine indische Identität? Ein Gespräch mit Katharina und Sudhir Kakar, der Religionswissenschaftlerin und dem Psychoanalytiker

DIE ZEIT: Die Buchmesse mit ihrem Schwerpunkt Indien beginnt am 4. Oktober. Welches Buch aus Indien oder über Indien würden Sie einem Europäer, einer Europäerin in die Hand drücken, das einen ersten Weg in diese näher rückende Fremde bahnt?

Sudhir Kakar: *(zögert)* Vidiadhar S. Naipauls *Land der Finsternis* und *Indien – eine verwundete Kultur*. Oder Salman Rushdies *Mitternachtskinder.*

Katharina Kakar: Nein, auf die *Mitternachtskinder* käme ich nicht. Als Buch, das die Religiosität Indiens verständlich macht, würde ich Axel Michaels *Der Hinduismus. Geschichte und Gegenwart* nennen; als Einblick in das soziale Leben Anita Desais *Clear light of the day.* Und Roberto Calassos *Ka* ist eine fantasievolle Darstellung der indischen Mythologie.

Sudhir Kakar: Aber ich zögere, überhaupt ein Buch zu nennen, weil ich mich selbst am meisten für die Psychologie des modernen Inders interessiere, und die spielt in der indischen Literatur bisher fast keine Rolle.

ZEIT: Nun haben Sie ja aber selbst ein neues Buch über die Inder geschrieben. Was wollen Sie den nervösen Europäern nahe bringen, die gegenwärtig vor allem auf den unheimlichen ökonomischen Giganten Indien starren?

Sudhir Kakar: Wir wollen von den Menschen berichten, die in den Hochtechnologiezentren hinter den Computern stehen, und die sind keineswegs bedrohlich. Wir wollen erzählen, was die Inder glauben, wie sie leben, wie sie denken, also vom kulturellen Teil der Psyche berichten, der das Handeln und den Alltag bestimmt: von dem Umgang mit Kollegen und Vorgesetzten, den Rechten und Pflichten in Familien, den Beziehungen der Geschlechter, den Gewohnheiten, sich zu ernähren, dem Verständnis des Körpers, den religiösen Vorstellungen, den Legenden, die das Netzwerk der Erzählungen bilden. Wir wollten ein Buch schreiben, in dem sich die Inder wieder erkennen und von anderen wieder erkannt werden.

ZEIT: Das Buch ist wie von einer Hand geschrieben, aber Sie blicken aus zwei Perspektiven auf Ihren Gegenstand. Als europäische Anthropologin, Religionswissenschaftlerin und Frau zum einen, als indischer Psychoanalytiker, Schriftsteller und Mann zum anderen. Was sieht man aus diesen verschiedenen Blickwinkeln, wer hat welche Bausteine des Buchs geliefert?

Katharina Kakar: Die Themen Frau und Religion sind eher meine, die Themen der gesellschaftlichen Ordnung und Spannungen, der Gesundheit, Familie, Sexualität und der Unternehmensführung sind diejenigen, an denen Sudhir seit Jahrzehnten arbeitet. Aber die Perspektiven verschränken sich. Mein Mann sieht sein Land als Inder, der lange in Europa gelebt hat, ich selbst sehe es als Europäerin, die seit langem in Indien lebt.

Sudhir Kakar: Ich konnte das Buch über Indien nur schreiben, weil ich lange in Europa gelebt habe. Die Frage nach dem Eigenen nährt sich aus der Erfahrung des Anderen. Die indischen Kamele habe ich erst in Europa zu sehen gelernt. Das Buch ist auf der Grenze zwischen innen und außen entstanden. Wir sind beide Grenzposten.

ZEIT: In welcher Sprache reden Sie miteinander? In welcher Sprache wurde das Buch geschrieben?

Sudhir Kakar: Wir sprechen im Alltag miteinander Deutsch, aber das Buch ist auf Englisch geschrieben und wurde dann von meiner Frau ins Deutsche übersetzt.

ZEIT: Trotz dieser Mischung der Perspektiven und Sprachen sprechen Sie von einer indischen Identität, die Sie ergründen wollen. Der indische Ökonom Amartya Sen aber schreibt in seinem jüngsten Buch: Identität kann töten. Jeder Mensch besteht aus vielerlei Identitäten. Warum sprechen Sie angesichts der Unterschiede einer Milliarde vielfach verschiedener Inder von Identität?

Sudhir Kakar: Amartya Sen ist ein sehr feiner Mensch, aber er irrt. Die Vielfalt der Identitäten gilt für Zeiten des Wohlbefindens. Sie ist ein Ausdruck der Sicherheit und Entspanntheit. Aber sobald es psychische Spannungen und Gefahren aus der Außenwelt gibt, und das ist der Normalfall, spürt ein Mensch seine primäre Identität. Die Reiseliteratur hat immer solche kollektiven Identitäten erkundet. Vom Gegenpol Europa aus wird erkennbar: Es gibt die Inder. Von Indien aus gesehen, gibt es bei aller Vielfalt die Europäer.

Katharina Kakar: Jede differenzierte Lokalstudie ist unersetzbar. Aber wir wollten den Wald trotz lauter Bäumen sehen.

ZEIT: Wer erkennt sich in diesem Porträt der Inder wieder? Auch die Unberührbaren, auch Christen und Muslime?

Sudhir Kakar: Weniger als die höherkastige Mittelschicht, natürlich. Aber es gibt eine Familienähnlichkeit, bei aller Vielfalt. Auch eine unberührbare Frau kann sich in unserer Darstellung der indischen Frauen wiederfinden.

ZEIT: Lassen Sie uns kurz ein Spiel in Sachen Familienähnlichkeit spielen. Der Historiker Gordon A. Craig hat vor gut zwei Jahrzehnten ein Buch mit dem Titel *Die Deutschen* geschrieben. Craigs Kapitel heißen: *Religion. Geld. Deutsche und Juden. Frauen. Professoren und Studenten. Romantik. Literatur und Gesellschaft. Militär. Berlin.* Die Kapitel Ihres Buches hingegen heißen: *Der hierarchische Mensch. Die innere Erfahrung des Kastenwesens. Die indische Frau. Sexualität. Gesundheit und Heilung. Religion und Spiritualität. Konflikte zwischen Hindus und Moslems. Die indische Psyche*. Nehmen wir die auffälligsten Unterschiede: Bei Ihnen fehlen die Kapitel *Geld, Militär* und *Literatur.* Warum?

Sudhir Kakar: Interessant, der Cheflektor unseres indischen Verlags hat auch gefragt, ob wir ein Kapitel zum Geld hinzufügen wollen. Ich fürchte, Geld interessiert uns weniger als die anderen Themen. Das Militär spielt im indischen Bewusstsein keine große Rolle …

Katharina Kakar: … und die Gewalt ist in Indien neben den Gewaltausbrüchen zwischen Muslimen und Hindus vor allem im Zusammenhang des Kastensystems und der Lage der Frauen von Bedeutung. Unser Kapitel über Sexualität ist ja auch eines über Gewalt gegen Frauen, nicht zuletzt familiäre. Und die Literatur existiert als moderne noch kaum. Moderne Literatur ist europäisch. Deshalb haben wir darauf verzichtet. Die Mythologien, die alle Lebensbereiche und also auch all unsere Kapitel prägen, sind bedeutsamer.

ZEIT: In Gordon Craigs Buch fehlen dafür die Kapitel über Sexualität und Gesundheit. Warum konnten die bei Ihnen nicht fehlen?

Sudhir Kakar: Der Körper ist für Inder die Basis der Wahrnehmung und des Weltentwurfs. Das ist viel-

Fortsetzung *auf Seite 46*

844 Jahre

Warum das Heilige Römische Reich gefeiert wird

»Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzt als die Spaltung des römischen Reiches. Im Gefälle den Pferden etwas Heu gegeben«, notierte Goethe, als er die Nachricht erhielt, dass Kaiser Franz II. am 6. August 1806 die Krone des 844 Jahre währenden Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation niedergelegt hatte.

So gleichgültig wie der Dichterfürst reagierten die meisten seiner Zeitgenossen. Das Alte Reich mit seiner Kleinstaaterei erschien als ein ohnmächtiges Fossil, das den Anforderungen einer neuen Zeit nicht mehr genügen konnte. Längst waren der in Regensburg tagende Reichstag, die Versammlung der Reichsstände, und das Wetzlarer Reichskammergericht (wo Goethe 1772 als Praktikant tätig gewesen war) wegen ihrer Schwerfälligkeit zum Gegenstand des Spottes geworden.

Doch es gab auch Verteidiger der alten Ordnung. Der Göttinger Staatsrechtler Johann Stephan Pütter bemerkte Mitte des 18. Jahrhunderts, dass keine »glückseligere Einrichtung des Staates erdacht werden« könne. Und der Dichter Christoph Martin Wieland, der die Französische Revolution von 1789 zunächst begeistert begrüßt, sich nach dem Jakobiner-Terror aber wie viele andere deutsche Intellektuelle enttäuscht von ihr abgewandt hatte, feierte 1795 die Reichsverfassung, weil sie »für die innere Ruhe und den Wohlstand der Nation im ganzen unendlich zuträglicher … und der Stufe der Kultur, worauf sie steht, angemessener« sei »als die französische Demokratie«.

Tatsächlich gab es keine Epoche der deutschen Geschichte, die einen solchen Reichtum an literarischen, musikalischen und philosophischen Talenten hervorgebracht hat wie die zweite Hälfte des 18. und die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts – von Klopstock, Wieland, Lessing, Herder und Moritz bis Goethe, Schiller, Kleist, Hölderlin, Jean Paul, E.T.A. Hoffmann, von Haydn und Mozart bis Beethoven, von Kant, Schleiermacher und Schelling bis Fichte und Hegel. Manche Historiker sprechen, bezogen auf die kulturelle Blütezeit um 1800, von einem »augusteischen Zeitalter« in Deutschland – ein schöner Beleg dafür, dass Machtstaat und Kultur sich keineswegs bedingen, sondern eher ausschließen.

Der mit »Blut und Eisen« von Bismarck aus der Taufe gehobene kleindeutsche Nationalstaat von 1871 war in allem der Gegenentwurf zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, und er ist, wie man weiß, den Deutschen und der Welt schlecht bekommen. Kein Wunder, dass man in diesen Tagen das Alte Reich noch einmal hochleben lässt in einer gewaltigen zweiteiligen Ausstellung des Europarates in Magdeburg und Berlin – ein Ereignis, zu dem ein fünfbändiges Begleitwerk erschienen ist, ein neuer Rekord in Sachen Ausstellungspublizistik! **VOLKER ULLRICH**

Zum Thema siehe auch das neue Heft des Magazins ZEIT-Geschichte: »Napoleon in Deutschland« (100 S., 4,50 €)

Das Andere …

Fortsetzung *von Seite 45*

leicht der größte Unterschied zwischen Indien und dem Westen. Das hinduistische Konzept von Reinheit und Unreinheit wohnt auch in den Körpern. Das asketische Ideal, die reinsten Körpersubstanzen zu schützen, also beispielsweise auch das Sperma des Mannes, das nicht verschwendet werden soll, hat immer noch Macht über das indische Bewusstsein. Auf der Askese beruhen nach dieser Vorstellung körperliche Stärke wie geistige Kraft. Die Erotik hat es demgegenüber, trotz des altindischen Kamasutra und trotz der Macht der modernen Sehnsucht nach Verschmelzung, nicht eben leicht. Gandhi war ja nicht zuletzt dafür berühmt, dass er seine Sexualität in Spiritualität umwandeln wollte.

ZEIT: Sie illustrieren diesen Unterschied zwischen der westlichen Welt und Indien in Ihrem Buch auch an der Bedeutung des Schmutzes. Warum ist Schmutz so wichtig?

Katharina Kakar: Im Schmutz verbinden sich einige Merkmale der indischen Gesellschaft – das traditionelle Kastensystem, das Verständnis des Körpers, die Spiritualität. Die Unreinheit ist das organisierende Prinzip des Kastenwesens und damit der Unberührbarkeit. Das Innere des Körpers muss rein sein, so wie eine höhere Kaste sich durch eine reinere Lebensform und entsprechende Ernährung definiert. Beschäftigungen wie die des Straßenreinigers, der Friseuse, des Gerbers werden niedrigen Kasten zugeschrieben. Die 150 Millionen Unberührbaren verrichten die schmutzigsten Tätigkeiten. Sie werden mit Fäkalien und dreckiger Nahrung assoziiert. Die höheren Kasten sind geradezu besessen von Vorstellungen der Reinheit. Unreinheit würde das Bewusstsein verunreinigen. Die Ernährung soll Verschmutzung von vornherein verhindern. Wer sich öffentlich aufwerten will, verändert zuerst, so gut es eben geht, seine Ernährungsgewohnheiten. Ein Mensch ist, was er verzehrt.

Sudhir Kakar: Je reiner die Nahrungsmittel und je reiner der Koch, desto höher der Bewusstseinszustand des Konsumenten. Die eigene innere Unrat-Fabrik des Menschen wird nach außen projiziert. Im Westen versucht man eher, den inneren Schmutz zu verbergen und die Öffentlichkeit vom Müll zu befreien, in Indien verlagert man den inneren Schmutz nach außen, etwa durch Yogaübungen, durch das Trinken von Wasser oder das fast zwanghafte Reinigen des eigenen Körpers und Hauses. Das Schlimmste, was passieren kann, ist, zwei Tage lang nicht zu kacken. Sobald der Schmutz nach außen befördert wird, ist er kein Schmutz und kein Problem mehr. Es ist ja inzwischen fast redensartlich, dass Indien ein außerordentlich schmutziges Land ist, in dem sehr saubere Menschen leben. Für die öffentliche Müllgrube fühlt man sich nicht zuständig.

ZEIT: Mahatma Gandhi hat das anders gesehen. Er hat damit begonnen, den Schmutz selbst zu entfernen, anstatt ihn den Unberührbaren zu überlassen. Wie hat sein Vorbild fortgewirkt?

Katharina Kakar: Er hielt die Unberührbarkeit für den schlimmsten Missstand der hinduistischen Gesellschaft und hat sich deshalb in seinen Tätigkeiten mit den Unberührbaren gemein gemacht. Die nichtstaatlichen Organisationen, die NGOs, haben inzwischen die Aufgabe der ökologischen Verantwortung übernommen, und zwar häufig in der Tradition Gandhis. Aber es bleibt schwierig, eine Gemeinsamkeit politisch oder zivilgesellschaftlich zu organisieren, die über die Grenzen von Familien und Kasten hinwegginge, selbst wenn sich diese Grenzen zu lockern beginnen.

Sudhir Kakar: Auch der Schutz der Bäume geht übrigens auf Gandhis Umfeld zurück. Mira, seine europäische Gefährtin, hat damit begonnen.

ZEIT: In Ihrem Buch hat die Familie eine zentrale Bedeutung. Der Staat hingegen ist abwesend. Selbst in den Großstädten, den technologischen Zentren des indischen Modernisierungsbooms, geben 68 Prozent der jungen Leute heute an, dass sie am liebsten in Großfamilien leben möchten. Wie ist das zu erklären?

Katharina Kakar: Natürlich gibt es längst Angleichungen zwischen Indien und Europa, sie zeigen sich etwa darin, dass sich Individuen von den beruflichen Zuschreibungen ihrer Kaste emanzipieren. Eine Ablösung von traditionellen Familienvorstellungen aber findet kaum statt. In Indien gibt es unverändert keine Alternativen zur Familie, wie etwa die Wohngemeinschaft, in die junge Europäer ziehen können. Es gibt ja übrigens auch kaum Altersheime.

Sudhir Kakar: Die Familie ist die einzige Lebensversicherung, die die meisten Inder besitzen, nicht nur im ökonomischen Sinne. Bestätigung und Anerkennung werden von der Familie gewährt. Schutz desgleichen. Die Entwicklung eines unabhängigen Selbst ist nicht so wünschenswert wie in Europa. Der größte Schreck ist es, allein durchs Leben zu gehen, auch als modernes indisches Individuum in einer Spitzenuniversität. Und die Verantwortung für die Großfamilie bleibt die einzige Norm für verantwortliches Handeln. Ein Cousin, der keine Arbeit hat oder der Alkoholiker ist, wird selbstverständlich von der Familie getragen, wenngleich nicht unbedingt mit Freude. Denn es gibt ja immer ziemlich viele Cousins.

ZEIT: In Europa gehört es zur historischen Laufbahn des modernen Individuums, dass es sich vom Elternhaus abgrenzt. Selbstwert entsteht immer auch im Gegensatz zur Herkunft, durch den Entwurf eines unverwechselbaren Selbst. Keine europäische Literatur ohne den Vatermord!

Katharina Kakar: In Indien entsteht Identität eher durch Dehnung, durch die Erweiterung von Grenzen als durch Abkehr oder Abgrenzung. Eheschließungen sind unverändert auch in der Mittelschicht kaum individuelle Entscheidungen. Liebesheiraten haben trotz der in allen Milieus verbreiteten kulturellen Faszination durch die ungehinderte Liebe immer noch keinen guten Ruf. Aber inzwischen gibt es in den Mittelschichten so etwas wie ein Vetorecht beim Arrangement einer Ehe. Das ist als eine solche Dehnung von Grenzen zu verstehen.

Sudhir Kakar: Der Generationenkonflikt gehört zu den kulturellen europäischen Tatsachen, die fälschlich universalisiert werden. Das europäische Individuum ist ohne die Geschichte des Staates, des Rechts nicht zu denken. Aber man kann offenbar auch anders erwachsen werden als in Europa. Den Vatermord gibt es in der indischen Literatur nicht. Der indische Ödipuskomplex funktioniert anders als der europäische, nämlich umgekehrt: Der Vater will den Sohn ermorden, weil der ihm die Frau wegnehmen will. Das entspricht durchaus der Realität. Die indische Mutter vergöttert ihren Sohn, der Vater ist ausgeschlossen.

ZEIT: Was Sie über die Welt der modernen Unternehmen schreiben, überrascht den Europäer nicht minder. Loyalität, Altruismus und Idealisierung der Vorgesetzten spielen nachweislich eine viel größere Rolle als aggressive Selbstbehauptung und individueller Wettbewerb.

Sudhir Kakar: Wie in allen Kulturen wünschen auch junge Inder, dass der Abstand zur Macht in den Unternehmen geringer wird. Aber Macht wird, wenn sie human ist, durchaus akzeptiert. Autorität wird als Schutz verstanden und erlebt. Die persönliche Fürsorge des Vorgesetzten kompensiert den Mangel an demokratischer Unternehmenskultur. Die Qualität der Beziehung, der Anteilnahme ist entscheidend. Gleichwohl bringt inzwischen die veränderte Rolle des Vaters in den indischen Mittelschichten, seine stärkere emotionale Präsenz, auch die hierarchische Struktur moderner Unternehmen ins Wanken.

Foto (M.): Enno Kapitza für DIE ZEIT/www.ennokapitza.de

Indien und Europa

Das Ehepaar Kakar lebt in Goa, Indien. Sudhir Kakar ist ein international angesehener Kulturwissenschaftler und Psychoanalytiker, der an zahlreichen Universitäten in den USA, in Asien und Europa lehrte. Seine aus Deutschland stammende Frau Katharina ist Religionswissenschaftlerin. Sie hat sich auf die Erforschung der asiatischen Religionen spezialisiert. Beide zusammen haben jetzt ein Buch geschrieben: »Die Inder. Porträt einer Gesellschaft«, das in diesen Tagen im Verlag C. H. Beck in München erscheint (206 S., 19,90 €). Es eröffnet Einsichten in Kultur und Gesellschaft eines Landes, das eine immer wichtigere Rolle spielen wird.

ZEIT: Akzeptieren Frauen die männliche Autorität? Eine Europäerin kann bei der Lektüre Ihres Buchs nicht umhin, zu erschrecken, wie sehr diese Gesellschaft auf Kosten der Frauen lebt.

Katharina Kakar: Bestimmt. Untersuchungen zur Sexualität armer, niedrigkastiger Frauen zeigen, dass fast alle von ihnen Sex als schmerzhaft und unangenehm empfinden. Geschlechtsverkehr wird von diesen Frauen als »Arbeit« bezeichnet. Nicht umsonst verlagern Frauen ihre Gefühle vom Mann auf den Sohn. Die Diskriminierung hat ihren erschreckendsten Ausdruck im Mord an weiblichen Säuglingen. Gemeinsam mit der Unberührbarkeit ist dies der schlimmste Schandfleck der indischen Gesellschaft. Die Sterblichkeit unter Mädchen ist höher als die unter Jungen, die weiblichen Säuglinge werden kürzer und seltener gestillt als ihre Brüder, Mädchen haben immer noch weniger Zugang zu Bildung und Gesundheit. Deshalb sind Mittelschichtsfrauen – neben dem konsumorientierten Bourgeois – Motoren der gesellschaftlichen Veränderung. Sie kämpfen für Frauenrechte, ja. Aber es hat sich in Studien auch gezeigt, dass das subjektive Gefühl der Diskriminierung nicht so ausgeprägt ist wie das tatsächliche Elend. Wiederum ist es die Familie, die Benachteiligung oft durch Wertschätzung zu kompensieren vermag.

Sudhir Kakar: Ja, und ich bin in meiner über 25-jährigen Tätigkeit als Psychoanalytiker in Delhi erstaunt, wie wenig die Geschlechterdiskriminierung im Leben der Frauen aus den oberen Schichten eine Rolle gespielt hat. Ob in Indien oder in Europa, es ist psychologisch von Bedeutung, was wir *glauben*, dass uns geschehen ist. Die Mittelschichtsfrauen sind innerfamiliär konservativ.

ZEIT: Was heißt das?

Sudhir Kakar: Sie erziehen ihre Töchter trotz der möglichen inneren Konflikte mit der patriarchalischen indischen Tradition konservativ. Frauen essen eher vegetarisch, sie würden einem Unberührbaren noch weniger Einlass in ihre Küche geben als Männer, sie sind auch stärker antimuslimisch eingestellt.

ZEIT: Wenn Sie heute als indisches Mädchen geboren würden, in welchen Umständen würden Sie gern zur Welt kommen?

Katharina Kakar: In der städtischen Oberschicht. Dann würde ich Pilotin oder Mathematikerin werden, denn diese weibliche Freiheit lässt die indische Gesellschaft ja eher zu als etwa die deutsche.

Sudhir Kakar: Auch ich würde als Mädchen gern in der Oberschicht landen. Dort ist es üblich, auf eine ausgezeichnete Ausbildung der Töchter Wert zu legen, auch wenn eine gute Heirat das wichtigste Ziel der Eltern ist. Eine Tochter gebildeter Eltern identifiziert sich eher mit ihrem Vater. In den traditionellen Familien auf dem Lande ist das Mädchen im Alltag vom Vater getrennt, was nicht umsonst von Experten als eine Tragödie des indischen Familienlebens bezeichnet wird. Ich würde also gern in einer städtischen Oberschichtsfamilie als jüngste Schwester von drei oder vier Brüdern geboren werden. Als kleine Göttin des Glücks.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **ELISABETH VON THADDEN**

Im Olymp lacht man selten

Manfred Geier erforscht die Philosophie des Humors **VON WOLFRAM GOERTZ**

Am Ende des Vorworts ist einem nicht nach Lachen zumute. Man liest, dass es am 11. November 2005 in Hamburg, St. Pauli, beendet wurde. Diesen Fingerzeig kann keiner missdeuten. Der 11. 11. ist der Beginn des organisierten Frohsinns im Karneval. Im kalkulierten Geheimnisverrat dieses Datums zwinkert uns Manfred Geier, Autor einer *Kleinen Philosophie des Humors,* so aufreizend zu, als habe er ein Augenleiden.

Das Buch des Hamburger Sprachwissenschaftlers heißt *Worüber kluge Menschen lachen* und durchforstet die Philosophie nach Proben und theoretischer Unterfütterung von Humor, Witz, Komik, Lachen, Gelächter. Geier wird auch fündig, doch unterläuft ihm gleich in seinem *Kurzen Vorspiel* ein kategorialer Patzer. Die thrakische Dienstmagd, die über den weisen Thales von Milet lachte, als er tölpelhaft in einen Brunnen fiel, wird ihm zur »Urkomikerin«. Ist jemand, der aus blitzhaft einschlagender Schadenfreude lacht, schon ein Komiker? Wohl nicht. Ein Komiker ist ein aktiver Gestalter einer Situation, in der andere sich kringeln, nicht er selber.

Geier bietet zahlreiche Exemplare von Philosophen, die über den Witz und das Lachen räsonieren, zieht jedoch manchmal die falschen Schlüsse. Den großen Platon zeiht er der »Austreibung des Lachens aus der Philosophie«. Hat Geier etwa das *Gastmahl* Platons nicht ergebnisoffen gelesen? Ist ihm nicht aufgegangen, dass Platon – mag er auch zum Lachen in den Säulengang gegangen sein – in seinen Dialogen offenen Humor, sprudelnde Heiterkeit und frivole Kraft zu erkennen gibt? Diese quicken Diskurse sind mitunter offenkundig und absichtsvoll komisch. Geier scheint auf die Wiederkäuerei der Sekundärliteratur festgelegt wie jene Germanisten, die bei Kafka traditionell nach dem Metaphysischen fahnden, statt in dem *Schloss* eine hochkomische Studie über die Vergeblichkeit zu erkennen.

Die Begriffe werden denn auch zwischen dem angeblich misanthropischen Platon, dem angeblich lachfreudigen Demokrit und dem angeblich spottlustigen Diogenes von Sinope einige Male leichtfertig vertauscht. Zwischen Witz als der offensiven Gesinnung des Geistes und Humor als der diskreten Gesinnung des Gemüts liegen Welten. Geier weiß auch nicht recht zu differenzieren zwischen witzigen Menschen und solchen, die Witze erzählen oder witzig schreiben. Das ist schade.

Dem Autor glückt ein bravouröses Kapitel über Immanuel Kant, den er im Olymp der gern und oft Lachenden einquartiert. Jener Kant, der den Verstand »erhaben«, aber den Witz »schön« fand, lachte sogar aus medizinischen Gründen, denn die unvermeidliche Zwerchfellreizung sei gesund. Prächtig gelingt Geier die Würdigung Wielands, ebenso virtuos die Kanalüberquerung zu Shaftesbury und Hobbes, etwas konstruiert die Abhandlung über Sigmund Freud und die lachende Lust als »Abfuhrempfindung«.

Insgesamt ist es trotz dieser Vorbehalte eine beherzigenswerte philologische Arbeit, die geistreich parliert und auch Witze erzählt, bei denen man sich nicht unter Niveau amüsiert. Erhellend und sogar komisch ist der Nachweis einer Humortheorie bei Karl Valentin. Offen bleibt Geiers Frage, warum das Lachen als solches von den Philosophen des 20. Jahrhunderts weithin unbeackert blieb. Womöglich täte es gut, flacher zu schürfen und etwa Martin Heidegger unter dem Vorsatz zu begegnen, dass das Erratische für (un)freiwillige Komik oft bestens taugt. Immerhin gibt Geier in einem finalen *Narrenstück* das unergründliche Geistgebrumm einiger Olympioniken dem Gelächter des Lesers preis. Andererseits verschweigt er, dass mancher tiefernste Denker es bisweilen so witzig blitzen ließ, dass die Gemeinde erschrak und den Blitz gleich ignorierte; man denke nur an Seneca und seine satirische Auslassung über einen Mann, »der darüber weinte, dass er vor tausend Jahren nicht gelebt hatte« – dies ausgerechnet in einer Betrachtung Senecas über Epikur und die Furcht vor dem Tod.

Zuletzt hätte es nicht geschadet, wenn Geier die monatliche Kardinalkolumne seines Themas erwähnt hätte: Sie erscheint seit Jahren in der Satirezeitschrift *Titanic* und heißt *Humorkritik.* Wenn schon die Frankfurter Schule mit Adorno und Horkheimer sauertöpfisch daherkam – die Neue Frankfurter Schule ist es gewiss nicht. Vielleicht ist sie noch nicht bis St. Pauli vorgedrungen.

Manfred Geier:
Worüber kluge Menschen lachen
Kleine Philosophie des Humors; Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 2006; 284 S., 16,90 €

Im Zwielicht

John Banville erzählt betörend vom Glück und vom Tod **VON HUBERT WINKELS**

Man kann ein Gemälde betrachten und sich aufs Abendessen freuen; man kann eine Symphonie hören und an Sex denken – und dabei doch eine künstlerische Erfahrung machen, trotz Ablenkung. Aber ein Gedicht, ohne volle Konzentration gelesen, bleibt ein totes Ding, dem die notwendige Inspiration unserer Aufmerksamkeit fehlt«, schrieb der irische Erzähler John Banville kürzlich in einem Essay. Es war zweifellos auch ein Hinweis für Banville-Leser: Wenn ihr nicht mit allem, was ihr habt, meine romanförmige Elegie beseelt und begeistert, also mit leuchtenden Luftgeistern und zwielichtigen Chimären verseht, dann liegt euch *Die See* wie Blei vor den Augen und in der Hand, grau und schwer.

So muss es manchen professionellen Lesern gegangen sein, die nicht damit einverstanden waren, dass John Banvilles *The Sea* bei der Vergabe des Booker-Preises im vergangenen Jahr den Vorzug erhielt vor Kazuo Ishiguro und seinem Roman *Never let me go.* Mehr sprachliches Feuerwerk als gefühlte Emotionen, so lässt sich die Kritik zusammenfassen. Die Begeisterten andererseits schwärmen von einer sinnlich übervollen Vorstellungswelt, von Gerüchen und Geräuschen, von Sound und Sinn. Die einen sind gelangweilt, die anderen hin und weg. Wie kommt das?

Der Strand, die Dünen, die Wellen und eine erste Liebe

John Banville bewegt sich auf dem schmalen Grat, wo existenzielle Erfahrung und experimentelle Dramaturgie zusammenfinden. Ein einundsechzig Jahre alter Mann namens Max, der seine Frau Anna durch eine Krebskrankheit verloren hat, ist zurückgekehrt an den Ferienort seiner Kindheit, wo er Trost sucht und Erinnerung, wo er abtaucht in die Vergangenheit und wo er den untergründigen Verbindungen nachsinnt, welche die Teile seines Lebens zusammenhalten. Vier Zeitebenen werden dabei miteinander verschränkt, oft unmerklich, manchmal in einem Satz ineinander übergehend: die Gegenwart des Erzählers, zusammen mit einem alten Oberst und der Vermieterin in einem Ferienort an der irischen Küste namens Ballyless, dann die qualvolle Zeit des Sterbens seiner Frau Anna, zuvor die Hochzeit und die gemeinsamen glücklichen Jahre; dann der weiteste Weg zurück, die Kernzeit sozusagen – die Begegnung des elfjährigen Max mit der Familie Grace im Urlaub vor fünfzig Jahren in ebenjenem Ballyless, im Haus Zu den Zedern.

Damals war alles Zwielicht und Betörung, alles war auf dem Sprung, sich zu verwandeln; der Strand, die Dünen, die Wellen, der Saum des zurückfließenden Wassers, immer wieder erzeugen die Bahnen des schräg durch die Wolken brechenden Lichts neue Formationen, die dem Begehren des Knaben eine adäquate Gestalt geben. Erst hat es ihm die Mutter Connie Grace angetan, mit dem Beinschnitt ihres schwarzen Badeanzugs, mit dem Geruch ihres dunklen Haares, mit ihrer lasziven Pose im Sand. Dann freundet er sich mit dem stummen Myles an, der wie ein Poltergeist jeder Familienszene seine Grimasse aufsetzt, tumb oder alles ahnend und aufs engste mit seiner Zwillingsschwester Chloe koordiniert. Sie agiert für zwei, spontan, selbstbewusst, ein dünnes eigenwilliges Wesen, so alt wie Max, erst abweisend, dann kameradschaftlich. Irgendwann schwenken dessen Sinne um, von der Mutter zur Tochter, und es kommt zu einem Kuss im Kino und zum Streicheln nackter Haut. Doch so viel Glück erlauben die Götter im Leben nur einmal, weswegen sie verschwinden, nicht ohne ihre Spuren zurückzulassen, lesbar dem nur, der sie zu beseelen, zu inspirieren bereit ist.

Der alte Max ist bereit. Der Roman beginnt mit dem schönen, ein wenig bedeutungsschweren Satz: »Sie sind gegangen, die Götter, am Tag dieser eigentümlichen Flut.« Später, ganz am Ende erst, werden wir erfahren, dass Myles und Chloe verschwunden sind, ins Wasser gegangen, in einem *acte gratuit,* unverständlich, von einer höheren Macht getrieben, wie Götter eben. Doch bis dahin lernen wir, dass die See selbst ein spätes Territorium der Götter ist und dass Max zurückgekehrt ist, um sie wiederzufinden – in einem Akt der einbildungsstarken Erinnerung, der dieses Buch ist. Ebendeshalb ist hier nichts nur Beschreibung oder vorwärts treibende Handlung, alles ist in Verwandlung begriffen, zeitlos und äußerst beweglich, in einer Verwandlung, die sich literarisch in einer subtil durchkomponierten Sprache ausdrückt. Doch wenn der Leser den Faden der metaphorischen Einbildung aus der Hand gleiten lässt, ist er bloß noch in einer stummen Szene, einem Romanprospekt, vielleicht voll Kunstfertigkeit, aber ohne Zauber.

Man kann den Roman dieses klugen Romanciers, der sich, obwohl jahrelang Literaturchef der *Irish Times,* Joyce und Beckett näher weiß als Roddy Doyle oder Frank McCourt, man kann an diesem Roman die Anspielungen auf Ovid und Proust und Shakespeare goutieren; man kann darin Variationen der vierzehn vorangegangenen Romane sehen (besonders des Romans *Sonnenfinsternis* von 2002), aber mit Genuss lesen kann man ihn nur mit der Bereitschaft, das Irdische in einem göttlichen Zwielicht aufgehoben zu finden.

Max leidet unter einer schweren Depression, verursacht vom Tod seiner Frau, die ihn ein frühes Glück halluzinieren lässt, dem der Tod von Anfang an innewohnt. Natürlich ist vom Reich des Pluto die Rede und vom Erzähler als »leierlosem Orpheus«, doch das ist schon überflüssig zu sagen. Die metaphorischen und mythologischen Fäden laufen ungleich feiner – und man muss zugeben, manchmal auch zu fein, im Sinne von zu gewollt und zu gut gekonnt. So ist der Name des Facharztes, zu dem Max mit seiner Frau Anna zur ersten Untersuchung geht, »Mr Todd«. »Ein geschmackloser Scherz eines polyglotten Schicksals«, heißt es da, »anders kann man das nicht sehen. Es hätte auch noch schlimmer kommen können. Im Niederländischen gibt es den Namen t'Od, mit dieser schicken Binnenmajuskel und dem apotropäischen Apostroph, von dem sich niemand in die Irre führen lässt.« – Oder wenn die eigenen verkorksten Eltern als durchsichtig für den snobistischen Sohn beschrieben werden, als »transparente Parentes«; warum nicht gleich als Trans-Parentes? Hier spürt man natürlich, welche schwere Aufgabe die erfahrene Übersetzerin Christa Schuenke zu lösen hatte. Das geht nicht ohne Manierismen ab, wenn man für die ihrerseits schon manieristischen poetischen Volten Banvilles Entsprechungen sucht. So knirscht die Klaviertastatur im alten Golf-Hotel unangenehm in den Ohren, wenn sie als »zahnlückenklaffende Tastengrimasse« *(the gapped grimace of its keys)* beschrieben wird. Das meiste gelingt Christa Schuenke allerdings mit leichter Hand. An ihr liegt es keineswegs, wenn man gelegentlich zu viel Künstlichkeit im Kunstwerk zu bemerken meint.

Foto: © Jock Sturges (Marine, Montalivet, France, 1989)

MÄDCHEN am Strand, fotografiert von Jock Sturges

Zwei Vorzüge und eine kleine Enttäuschung seien noch angemerkt. Die Szenen einer Ehe, die einen kleinen Roman im Roman bilden, zumal die Zeit des Sterbens von Anna, ist mit einer ergreifenden Genauigkeit des Ausdrucks dargestellt. Man wird unmittelbar Zeuge der Ausweglosigkeit und tief hineingesogen in diese Welt der Verzweiflung, die ihre Fortsetzung und ihren Ausgang in der Erinnerung an Ballyless findet. Traumwandlerisch bewegt sich Banville in diesem Zwischenreich von Glück und Tod, das den ganzen Roman prägt.

Hier die armseligen Verhältnisse, dort das Luftreich der Geister

Ein anderes ist die soziale und familiäre Grundsituation von Max, die für eine Art Erdung des beschworenen Geisterreichs sorgt. Max stammt aus armseligen Verhältnissen. Eine scheu verhutzelte Mutter, ein grobknochig brachialer Vater, gefühlsarm beide, vielleicht auch nur in der Perspektive eines Kindes, das den Glamour der Mittelstandsfamilie Grace erlebt wie ein höfisches Fest auf einem Gemälde von Fragonard. Und mit Anna heiratet der kunsthistorisch dilettierende Max auch eine schöne und reiche Erbin, die die Anknüpfung an frühe Träume erlaubt. Natürlich erfahren wir das nur aus der Perspektive des depressiven alten Mannes, aber es gibt dem ganzen mythisch aufgeladenen Prospekt einen Halt im Realen – sodass eine gewisse Balance gewahrt ist.

Aus dem Gleichgewicht kippt der Roman allerdings auf den letzten zwanzig Seiten. Hier passiert mehr als auf den vorhergehenden zweihundert zusammen. Wie bei einem Krimi, oder passender mit dem englischen Doppelsinn: wie bei einer *mystery novel* schießen die offenen Fäden erstaunlich konsistent zusammen. Das soll hier nicht erzählt werden, aber dieses plotreiche Ende des Romans, teils krimi-, teils shakespeareartig, ist seltsam für eine Geschichte von jugendlichem Begehren und später Depression, für eine Meditation über Eros und Tod. Tatsächlich steht am Ende auch ein so kurzer wie berühmter Shakespeare-Satz. Nachdem Max am Strand Zeuge des Untergangs der Zwillinge wurde, eilt er ins Ferienhaus zu den Eltern. »Ich bewegte mich durch die Räume, als wäre ich selbst aus Luft, ein schwebender Geist, ein freigelassener Ariel, der sich verirrt hat.« Die drei stehen still, dann stellt mit dem letzten Satz des Abschnitts – ja wer? der junge Max? der alte? oder John Banville uns? die berühmte Ariel-Frage aus dem *Sturm: Was 't well done?* (Macht' ich es gut?) Im *Sturm* löst sich die Geschichte mit diesem letzten Satz Ariels in Wohlgefallen auf. In *Die See* steht er anstelle einer Todesnachricht. Will der Erzähler eine Antwort? Bei Shakespeare antwortet Prospero: *Bravely, my diligence. Thou shalt be free*. Und wir, die wir uns den erzählerischen Luftgeist Banville herangeholt haben, stehen nicht an, dies mit Murren und Mäkeln zu unterbieten: Gut gemacht, diese Gratwanderung zwischen existenzieller Erfahrung und experimenteller Dramaturgie. Unsere Nachsicht setze Euch frei.

John Banville: Die See
Roman; aus dem Englischen von Christa Schuenke; Kiepenheuer & Witsch, Köln 2006; 219 S., 17,90 €

KRITIK IN KÜRZE

Der Mann ohne Gedächtnis

Louis Mérian kauft Briefmarken, zehn, obwohl er nur zwei braucht. Es bleiben: »Acht nutzlose Briefmarken für acht Briefe, die er nicht schreiben würde.« Der Satz ist so klug wie lakonisch. Man kann bei Cécile Wajsbrots Roman jede beliebige Seite aufschlagen und wird sie finden, diese klugen, lakonischen Sätze, hinter denen sich eine Haltung verbirgt; es ist die der resignierenden Präzision oder der präzisen Resignation.

Der Verrat spielt zur Zeit der deutschen Besatzung von Paris, er nimmt die Mitläufer ins Visier. Für eine französische Autorin ist das ein mutiges Unternehmen. Die Besatzer und die Kollaborateure, das waren die anderen; zum Mitläufer aber konnte jeder werden. Wajsbrot rührt an ein Tabu, denn der Generationensprung hat in Frankreich nie zu einer Debatte um die Dulder geführt. Und wen interessiert schon eine Anklage post mortem? Cécile Wajsbrot geht auch mit dieser Verzögerung klug um. Sie hat die Zeit selbst ins Zentrum ihres Romans gerückt, sie arbeitet mit dem Erinnern und dem Vergessen, und erst unterhalb dieser Reizschwelle erzählt sie ihre Geschichte.

Louis Mérian, der Mann, der alles vergessen hat, war ein berühmter Radiomoderator. Nun steht er am Ende seines Lebens. Seine Nächte sind schlaflos, seine Tage dämmern dahin. Dann lädt ihn die Moderatorin Ariane Desprats noch einmal in sein altes Studio ein, sie will ihn nach der Geschichte des Rundfunks befragen. Ariane Desprats fragt ihn auch nach dem Krieg, Mérian reagiert ungehalten. Doch dann befreit sich die Erinnerung: Während des Krieges hat Mérian der Jüdin Sarah seinen Schutz verweigert, sie wurde deportiert und umgebracht. In seinem damaligen Versagen erkennt er heute den Grund für seinen fortwährenden geistigen Dämmerzustand. Wajsbrot arbeitet jetzt mit Parallelen. Auch Ariane Desprats ist eine Jüdin, alt genug, um Mérians Tochter zu sein. Und wie jener verharrt auch sie in einer Art Amnesie, allerdings steht sie auf der anderen Seite; sie hat nie Verwandte gehabt, an die sie sich hätte erinnern können.

Das alles ist einleuchtend und mit viel Sinn für erzählerische Proportionen komponiert. Rund hundert Seiten kämpft Mérian gegen seine Erinnerung, weitere hundert lässt er sie zu. Nach seinem Suizid bleiben noch einige wenige Seiten, um festzustellen, dass die Überlebenden, Sarahs Tante, Mérians Schwester und Ariane Desprats, einander nichts zu sagen haben.

Ein Kammerspiel nimmt da seinen Lauf, die Handlung ist so einfach wie eine Tuscheskizze. Dabei schafft Wajsbrot eine besonders dichte Atmosphäre. Ihre Prosa ist makellos besonders dort, wo sie sich in die Halbwelten begibt zwischen Erinnern und Vergessen. Nur der Vollständigkeit halber sei gesagt, dass ihre Dialoge etwas tapsig geraten; die Erzählpassagen machen es wett. **TANYA LIESKE**

Cécile Wajsbrot: Der Verrat
Roman; aus dem Französischen von Holger Fock und Sabine Müller; Liebeskind Verlag, München 2006; 256 S., 19,80 €

Schwarzfahrer des Schicksals

Martin Doerry und Monika Zucht porträtieren prominente Überlebende des Holocaust **VON DORION WEICKMANN**

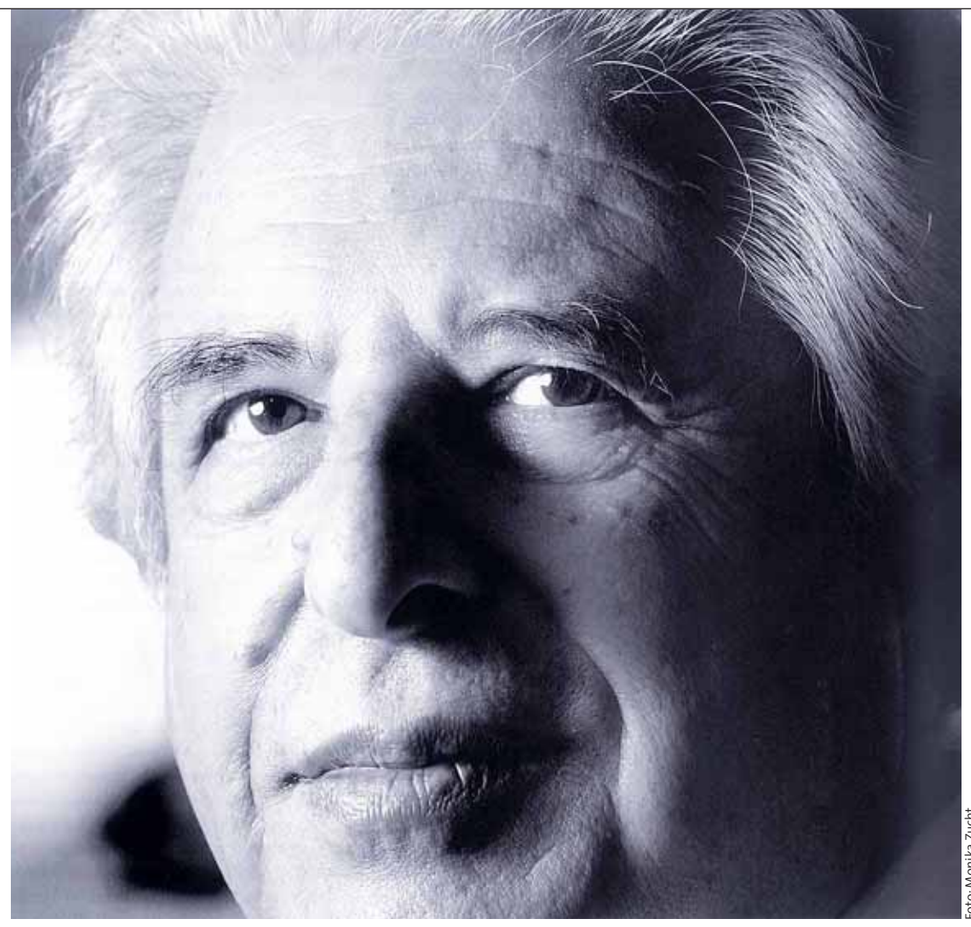


Foto: Monika Zucht

Der Historiker **SAUL FRIEDLÄNDER** wurde 1932 in Prag geboren. Seine Eltern wurden in Auschwitz ermordet. Er selbst überlebte in einem katholischen Internat in Frankreich

Vierundzwanzig Stimmen und vierundzwanzig Bilder versammelt dieses Buch. Nirgendwo führen sie ein gemeinsames Gespräch, nirgendwo sind alle gemeinsam porträtiert. Und doch durchdringen sich die Schicksale dieser Menschen und verdichten sich zu einem Gewebe, aus dem drei Motive hervorleuchten: Glaube, Zufall und Liebe. Der jüdische Glaube, dem die meisten von ihnen gar nicht mehr anhingen, bedeutete Auslöschung und Tod; vor der sicher geglaubten Vernichtung hat viele allein der Zufall bewahrt; die Liebe schließlich, die sehnsüchtige Erinnerung, gilt den Familien, den Müttern und Vätern, den Schwestern und Brüdern, die vor ihren Augen im Nichts verschwanden und in den Gaskammern, an Hunger, Typhus oder Misshandlungen zugrunde gingen.

Glaube, Zufall, Liebe – diese Trias zieht sich durch nahezu alle Interviews, die Martin Doerry mit Überlebenden des Holocaust geführt hat. Die Gespräche, fast zur Hälfte gemeinsam mit Kollegen aus der *Spiegel*-Redaktion entstanden, zeichnen sich durch jene Zurückhaltung aus, die schon Doerrys Buch über das Leben und Sterben seiner jüdischen Großmutter Lilli Jahn zu einem eindrucksvollen Zeugnis gemacht hat. Der Ton ist gelassen bis vertraulich, niemals achtlos oder aufdringlich; Doerry sucht die Nähe des Gegenübers, ohne dessen Entblößung zu erzwingen. Auf diese Weise entstehen seelische Miniaturen, die innere Wahrnehmungen ebenso genau nachzeichnen wie die Achsen der Biografie.

Die Fotografin Monika Zucht gibt den Wortwechseln ein Gesicht. Ihre Porträts besitzen jene unvergleichliche Gabe des Augenblicks, die ein ganzes Leben, eine ganze Person zu belichten scheint. Alfred Grossers spitzbübisches Lächeln, Peter Gays zerfurchte Gelehrtenstirn, Ruth Klügers skeptisch vorgeschobene Unterlippe oder Imre Kertész' verschlossene Züge – Zuchts Momentaufnahmen erfassen eigentlich schon die ganze Geschichte. Sie tragen zur Überzeugungskraft des Bandes nicht weniger bei als die Gespräche selbst, die das ganze territoriale Ausmaß der europäischen Judenvernichtung erkennen lassen.

Ein einziges Manko möchte man dem Herausgeber Doerry gleichwohl ankreiden: Ob Grosser oder Klüger, Heinz Berggruen oder Ralph Giordano oder irgendeiner der anderen – sie alle haben im doppelten Sinn überlebt; sie sind nicht zerbrochen, nicht gestrandet. Nicht wenige haben außerdem schon ausführlich und öffentlich Zeugnis abgelegt, darunter die Nobelpreisträger Imre Kertész und Elie Wiesel. Das aber ist nicht das Problem. Vielmehr fehlen die anderen Stimmen, die Gesichter derjenigen, die der NS-Wahn auf immer versehrt hat, deren Wunden an Körper und Seele nie auch nur annähernd verheilen konnten. So überwiegt im Tenor des Buches ein versöhnlicher Gestus, eine wie auch immer verschlungene Normalität des Überlebens, die das Scheitern der Anderen, der noch Unglücklicheren, quasi ausblendet.

Angesichts dessen, was Doerrys Gesprächspartner preisgeben, wirkt diese Versöhnlichkeit freilich ebenso erstaunlich wie beschämend für den deutschen Leser. Als Kinder oder Halbwüchsige erlebten die meisten eine schlagartige Verstoßung aus der deutschen Gesellschaft, die Stigmatisierung, Entrechtung und Enteignung der Eltern. Die jüdische Religion, der sie fremd gegenüberstanden, wurde zum Vorwand für die mörderische Auslese des NS-Regimes. Dabei gab es, wie der Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt feststellt, »keine besseren Deutschen als diese assimilierten Juden,« die Weihnachten statt Chanukka feierten und in der Kirche heimischer waren als in der Synagoge. Spätestens mit der Reichspogromnacht dämmerte den meisten die Ausweglosigkeit ihrer Lage.

Etwa die Hälfte derjenigen, die Doerry Auskunft gaben, wurde in eines der Vernichtungslager deportiert; andere waren von ihren Eltern in letzter Sekunde ins Ausland evakuiert worden, wo sie in Kinderheimen untertauchten oder Menschen fanden, die ihnen Unterschlupf gewährten. Wer in die Vernichtungsmaschinerie geriet, entkam oft nur als »Schwarzfahrer des Schicksals« (Goldschmidt) dank aberwitziger Zufälle und Wendungen. Ruth Klüger etwa war schon für die Gaskammer in Auschwitz vorgesehen, reihte sich aber ein zweites Mal in die Selektionsschlange ein und wurde durchgewinkt. Lucille Eichengreen, die Mutter und Schwester im Ghetto Litzmannstadt verhungern sah, fand ihren Namen im Januar 1944 auf einer Deportationsliste. Sie konnte ihre Abschiebung zwar verhindern, quält sich aber seitdem mit der Frage: »Musste jemand anderes statt meiner fahren?«

Wer überlebte, war in der Regel »emotional paralysiert« (Saul Friedländer) und innerlich vereinsamt. »Ich kam zurück und hatte nichts und niemanden« – wie dem tschechischen Ingenieur Oldřich Stránský erging es vielen. Obwohl die Opfer von ihren Leiden nicht zu sprechen wagten, wurde das antinazistische Engagement zu einem Fixpunkt ihres Daseins. Zu Hause, überlegt etwa der Historiker Saul Friedländer, fühle er sich nirgendwo: »Meine Identität findet sich in der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit und dem Holocaust.«

Kein Land, keine Stadt, nur das eigene Gedächtnis wurde den Überlebenden zur Heimat. Nicht von ungefähr beschwören die innigsten Passagen des Buches die Bilder der Eltern und Geschwister. Aharon Appelfeld schildert, wie der Vater ihn, den Neunjährigen, auf den Schultern den weiten Weg ins Lager schleppte; Ralph Giordano beschreibt seine »jiddische Mamme«, die ihre Söhne am liebsten vom Schlaf beschützt im Kinderbettchen sah; Elie Wiesel berichtet vom Todeskampf seines Vaters in Buchenwald – und vom Kaddisch, dem jüdischen Totengebet, das die Überlebenden nach der Befreiung inmitten der Leichenberge anstimmten.

Die Kinder, die sie waren, haben diese Menschen nicht vergessen. Ihre Stimmen sind nicht nur ein einzigartiges Memento mori für diejenigen, die man ihnen gemordet hat, sondern auch eine Mahnung an uns und unsere Gegenwart. »Jeder, der heute einem Zeugen zuhört, wird selber ein Zeuge werden«, glaubt Elie Wiesel. Ob die Welt aus dieser Zeugenschaft die richtigen Lehren zieht, ist ungewisser denn je.

Martin Doerry:
»Nirgendwo und überall zu Haus«
Gespräche mit Überlebenden des Holocaust; Fotografien von Monika Zucht; DVA, München 2006; 262 S., Abb., 39,90 €

BUCH IM GESPRÄCH

Im Judenhass vereint

Im Frühjahr dieses Jahres veröffentlichten die Historiker Klaus-Michael Mallmann und Martin Cüppers, beide tätig an der Forschungsstelle Ludwigsburg an der Universität Stuttgart, einen aufsehenerregenden Quellenfund: Sie wiesen nach, dass sich im Sommer 1942 bei der Panzerarmee Afrika ein Einsatzkommando der Sicherheitspolizei und des SD konstituiert hatte. In Erwartung eines siegreichen Vormarsches von Rommels Afrika-Korps nach Ägypten und Palästina wurde das Einsatzkommando ermächtigt, »in eigener Verantwortung gegenüber der Zivilbevölkerung Exekutivmaßnahmen zu treffen«. Im Klartext hieß das: den Holocaust auf den Nahen Osten auszudehnen und die dortige jüdische Bevölkerung zu ermorden. Die Leitung des Einsatzkommandos übernahm SS-Obersturmbannführer Walther Rauff, der zuvor im Reichssicherheitshauptamt für die »technische Ausrüstung« der Einsatzgruppen in Osteuropa und den Betrieb mobiler »Gaswagen« zuständig gewesen war.

Besonders brisant war die Tatsache, dass Rauffs mobile Todesschwadron die »jüdische Heimstätte in Palästina« ohne willige Helfershelfer unter den Arabern Palästinas nicht hätte »beseitigen« können, wie es in der offiziellen Sprachregelung hieß. Es besteht jedoch kein Zweifel daran, dass arabische Mordkomplizen dank enger Kooperation zwischen Nationalsozialisten und arabischen Nationalisten in großer Zahl bereitgestanden hätten, wenn nicht solchen Plänen durch die Niederlage Rommels bei El-Alamein im Herbst 1942 die Grundlage entzogen worden wäre. In ihrem neuen Buch gehen Mallmann/Cüppers dieser Komplizenschaft zwischen Nationalsozialisten und arabischen Nationalisten nun intensiv und systematisch nach.

Den Prototyp des arabischen Kollaborateurs repräsentierte vor allem der Mufti von Jerusalem, Amin al-Husseini, der im November 1941 von Hitler persönlich empfangen worden war. Die Autoren weisen jedoch darauf hin, dass dem Nationalsozialismus über die Person des sattsam bekannten Mufti hinaus breite Sympathien in der arabischen Welt entgegenschlugen. Seit den dreißiger Jahren habe sich – nicht nur in Palästina – ein Amalgam aus arabischem Nationalismus, Antisemitismus und Islamismus verbreitet, das gegenüber dem Nationalsozialismus ideologisch anschlussfähig gewesen sei. Wie die Autoren anhand zahlreicher Beispiele illustrieren, fungierte vor allem der gemeinsame Judenhass als ideologische Brücke, wobei der mörderische Charakter des nationalsozialistischen Antisemitismus viele arabische Nationalisten keineswegs abgestoßen, sondern sogar angezogen habe. Nicht ideologische Differenzen hätten arabische Nationalisten und Nationalsozialisten getrennt, sondern allenfalls außenpolitische Grundsatzentscheidungen Hitlers, die dem arabischen Raum anfänglich keine Priorität beimaßen.

Mit dieser These wenden sich die Autoren prononciert gegen die Auffassung von der »ideologischen Inkompatibilität« (Francis Nicosia) zwischen arabischem Nationalismus und Nationalsozialismus. Besonders kritisch gehen sie mit einzelnen arabischen Autoren und deutschen Islamwissenschaftlern ins Gericht, die die arabische Kollaboration herunterspielen oder auf bloßen »Opportunismus« zurückführen.

Fazit: Mit diesem Buch liegt ein quellengesättigtes, in mancherlei Hinsicht provokatives Grundlagenwerk zur arabisch-nationalsozialistischen Kollaboration vor. Man kann es auch als Plädoyer dafür lesen, das oft zu hörende Diktum von der »traditionellen deutsch-arabischen Freundschaft« auf seine Grundlagen zu prüfen. **FRANK BAJOHR**

Klaus-Michael Mallmann/Martin Cüppers:
Halbmond und Hakenkreuz
Das Dritte Reich, die Araber und Palästina; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2006; 288 S., Abb., 49,90 €

KRITIK IN KÜRZE

Dichter, Politiker, Philosoph

Diese Biografie des Léopold Sédar Senghor übertrifft alle bislang erschienenen bei weitem. Der Autor János Riesz, viele Jahre Inhaber eines Lehrstuhls für Afroromanistik an der Universität Bayreuth, hat neben der Vita des Dichters, der als erster Präsident des 1960 unabhängig gewordenen Senegal auch Politiker war, die Geschichte der Négritude beschrieben, des afrikanischen Bewusstseinwerdens, an dessen Entwicklung außer Senghor viele andere schwarze Intellektuelle, vor allem sein Freund Aimé Césaire, beteiligt waren.

So entfaltet sich hier der Begriff Négritude als das Streben nach Erkenntnis und Wiedergewinnung der durch Kolonialismus und kulturelle Fremdbestimmung bedrohten Afrikanität in allen seinen Fazetten. Dabei werden gleichzeitig die großen Achsen des »Doppellebens« Senghors als Dichter, Philosoph und Politiker erkennbar. Der Mann, der 1955 Staatssekretär der französischen Regierung im Kabinett Faure war und später als senegalesischer Präsident die Gründung der Afrikanischen Union maßgeblich beeinflusst hat, schrieb feinsinnige Gedichte und hat zeitlebens seine Faszination für alles Deutsche bewahrt – trotz der nach eigener Aussage »sehr harten« Erfahrung, die er 20 Monate lang während der Besetzung Frankreichs in deutschen Kriegsgefangenenlagern machen musste. Höchste Zeit also für diese umfassende Würdigung eines Kosmopoliten, der 2001 gestorben ist. **GUNTER PÉUS**

János Riesz: Léopold Sédar Senghor
und der afrikanische
Aufbruch im 20. Jahrhundert
Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2006; 350 S., 24,90 €

BÜCHERTISCH

Belletristik

Birgit Haustedt:
Mit Rilke durch Venedig
Literarische Spaziergänge; insel taschenbuch, Insel Verlag, Frankfurt am Main 2006; 229 S., 9,– €

»Es treibt mich durch die engen Calli, die stufigen Brücken hinauf und hinunter, auf denen die kleinen, schrägschultrigen Venetianerinnen einem in ihren schwarzen Tüchern entgegenkommen, erst nur halb sichtbar wie Brustbilder auf dem Grund der transparenten Luft«, schreibt Rilke in einem Brief aus dem Jahr 1920. Er war, wie Birgit Haustedt in ihrem schön bebilderten literarischen Reiseführer schreibt, ein rastloser Reisender und Spaziergänger und insgesamt zehnmal in Venedig, oft zu Gast bei Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. Die Stadt hat sein Werk, wie Haustedt zeigt, nachhaltig beeinflusst. So kann man in diesem liebevoll und sachkundig gemachten Büchlein über beide viel erfahren: über die Stadt und über den Dichter.

Julius Schnorr von Carolsfeld:
Wanderung von München nach dem nördlichen Tyrol im Jahre 1849
Hrsg. v. Otto Werner Förster und Volker Külow; Taurus Verlag, Leipzig 2006; 55 S., 29,90 €

Auch der Maler Julius Schnorr von Carolsfeld war ein großer Wanderer. Dieses Tagebuch einer 1849 unternommenen, 360 Kilometer langen Reise ist hier erstmals veröffentlicht. Einmal erwacht er nachts in einem Gasthof in Bruck von irgendeinem Geräusch, tritt ans Fenster und erkennt nur schemenhaft die Szene. Da packt ihn die Panik, er sei blind geworden (in der Tat erblindet er später auf dem linken Auge), bis er glücklich merkt, dass es einfach nur dunkel ist. Der sorgfältig ausgestattete Band ist mit Zeichnungen aus Schnorrs Bilderbibel illustriert. **ULRICH GREINER**

Sachbuch

Ben Hecht:
Revolution im Wasserglas
Geschichten aus Deutschland; Berenberg Verlag, Berlin 2006; 109 S., 19,– €

Als junger amerikanischer Zeitungskorrespondent kam Ben Hecht, der sich später als Hollywood-Drehbuchschreiber einen Namen machte, Anfang November 1918 nach Deutschland – mitten hinein in jene unruhige Umbruchzeit vom Kaiserreich zur Weimarer Republik. Er verkehrte mit Revolutionären und Gegenrevolutionären, sprach mit den Repräsentanten der alten und den Wortführern der neuen Ordnung, unter ihnen die Mehrheitssozialdemokraten Ebert und Scheidemann, die ihm als »komische und armselige Marionetten« erschienen. Der neugierige Reporter erkannte früh, dass diese »deutsche Revolution« zum Scheitern verurteilt war, weil die von Gustav Noske gepäppelten Militärs schon bald wieder nach Gutdünken schalten und walten konnten.

Christoph Tepperberg (Hrsg.):
Von der Revolution zur Reaktion
Quellen zur Militärgeschichte der ungarischen Revolution 1848–49; Böhlau Verlag, Wien 2006; 878 S., 59,– €

Dass die Macht aus den Gewehrläufen kommt, erfuhren auch die ungarischen Revolutionäre von 1848, als die bedrängten österreichischen Truppen unter Windischgrätz im Mai 1849 die russische Armee zu Hilfe riefen, um die »Rebellion« der Magyaren niederzuschlagen. Mit der Intervention des Zarenreichs, der reaktionärsten Macht des Kontinents, war das Schicksal des europäischen Völkerfrühlings entschieden. Dieser großartige, von österreichischen und ungarischen Historikern erarbeitete Quellenband dokumentiert das Drama. **VOLKER ULLRICH**

STILLLEBEN MIT BUCH

Diese Leichtigkeit des Tons

Foto: ullstein
ARTUR LANDSBERGER (1876–1933)

Mit staunenswerter Lust macht Stefan Weidle in Bonn wieder und wieder auf das vergessene und verdrängte kulturelle und besonders literarische Leben im ersten Drittel des letzten Jahrhunderts aufmerksam, und oft ist es nicht so sehr die berühmte große Literatur, auf die der Leser dann stößt, sondern es sind jene mitunter natürlich sehr zeitanfälligen Grenzbereiche zwischen dem Modischen und Mondänen und Schicken und Brandaktuellen und ihrem Reflex in einer Schriftstellerei, die auf ihre Weise mithalten wollte mit dem, was sie als den Geist der Zeit erkannte; mithalten oft ohne viel Rücksicht darauf, was die Anwälte größerer, seriöser, wenigstens ein bisschen zeitenthobenerer Literatur davon hielten. So war etwa Bruder Thomas meistens sehr ungehalten, wenn Heinrich Mann wieder einmal für seinen Geschmack allzu sehr mit der Gegenwart liebäugelte und etwa mehr für den Film (dieses Massenmedium damals) zu schreiben schien als für die Ewigkeit, etwa mit der *Jagd nach Liebe,* mit *Zwischen den Rassen* und später noch einmal mit einem sehr witzigen, in fast sich überschlagendem Tempo ablaufenden Roman, *Die große Sache* – das charmante Ding beinahe aus nichts gibt es immer noch nicht wieder zu kaufen.

Man denkt vergnügt an diesen Roman zurück, wenn man nun gleich vorn auf Weidles neuester Entdeckung, dem Roman *Liebe und Bananen* von Artur Landsberger, den hübschen Untertitel *Eine wilde Sache* liest. Dieses Buch ist 1927 erschienen (Heinrich Manns kleiner Roman ist von 1930); drei Jahre vorher, und auch dieses Buch hat Weidle vor fast zehn Jahren schon neu herausgebracht, war *Berlin ohne Juden* herausgekommen, ein Buch, worin Landsberger, aber ohne doch wirklich daran glauben zu wollen (Hitlers *Mein Kampf* ist aus demselben Jahr), schildert, wie eine faschistische Diktatur alle Juden vertreiben will.

Landsberger, Jahrgang 1876, ein ausgesprochener Erfolgsschriftsteller, lebte fast immer in Berlin, und schon 1922 war er auf eine Mordliste der Freikorps geraten, seine Bücher wurden im Mai 33 verbrannt, im Oktober 33 vergiftete er sich – ein Asphaltliteratenschicksal, es ist immer noch zum Weinen, und hört auch nicht auf, das zu sein. Wie so viele seinesgleichen begeisterte Landsberger sich sehr früh für den Film, und in diesem Milieu, und mit diesem Milieu spielt ebendieses Buch hier: *Liebe und Bananen* ist der Titel eines turbulenten fiktiven Films, den das Buch einerseits nacherzählt, und mit dem und den Dreharbeiten daran es andererseits ein eigenes und ebenso albernes Verwirr- und Verwechslungsspiel treibt.

Ganz auf ein Publikum, das gern ins Kino geht und noch lieber den bizarren Klatsch der ganzen Flimmer- und Glamourbranche liebt, zielt das Buch damit, dass es als freilich kinderleicht zu entschlüsselnder Schlüsselroman daherkommt: In allen Personen dieses Filmromans sind wirkliche und damals sehr berühmte Heroinen und Heroen der neuen Glitzerwelt zu erkennen, oder jedenfalls waren sie's – heutige Leser klärt ein angehängter ausführlicher Schlüssel sehr schön auf.

Natürlich sagt schon die Notwendigkeit eines solchen Schlüssels etwas darüber aus, dass das Lesevergnügen heute ein anderes ist, als es damals wohl war, aber wer weiß, ob ein geringeres. Alle diese ja immer parodistischen Sachen verlieren sehr schnell, sie leben, mehr noch als normale Romane, von ihrer Aktualität, oder genauer davon, dass eine bestimmte Leserschaft, die in gewisser Weise mit zum Personal des Buchs gehört, sich untereinander, in Gesellschaft, als Leser derselben Zeitungen oder sonstwie, darüber verständigt, dass hier für sie, für ihr ureignes Hier und Jetzt geschrieben wird.

Uns Späteren (für die vielleicht also Martin Walser schreibt oder Mosebach) bleibt eine Stimmung: und bleibt in diesem Fall eine wohl unwiederholbare, und doch aus der Ferne noch beneidenswerte Leichtigkeit des Tons, eine fantastische Oberflächlichkeit, ein Hinwegtanzen und -lachen und beinahe Hinwegalbern fast aller Ernsthaftigkeit. Zwar meinen wir, mehr zu wissen als sie damals von der schlimmen heimlichen Ambivalenz ihres Lebensgefühls, und das färbt nun unser Lesen, wir lesen gleichsam mit dem weinenden Auge, was sie doch mehr mit dem lachenden lasen. Aber wenn wir einmal versuchen, sie damals (und sie waren es schließlich, die damals lebten) zu verstehen, beim Lesen zum Beispiel dieses Buchs hier, und gerade dieses Buch macht ein solches Verstehen wunderbar leicht, dann sind wir doch wenigstens für ein Weilchen einmal unsere eigene blöde Beschwerlichkeit los. **ROLF VOLLMANN**

Artur Landsberger:
Liebe und Bananen. Eine wilde Sache
Weidle Verlag, Bonn 2006; 266 S., 21,– €

TASCHENBUCH

Die Generation der ICHlinge

Denkanstöße vorzudatieren ist auch eine Art, den Beweis ihrer Zukunftstauglichkeit zu führen. So kann ich heute bereits *Denkanstöße 2007. Ein Lesebuch aus Philosophie, Kultur und Wissenschaft,* in der Serie Piper herausgegeben von Lilo Göttermann, lesen. Überhaupt das Wort: »Denkanstöße«; es schmeichelt dem Publikum, weil es unterstellt, man bedürfte nur der Anstöße, und schon dächte es sich super. Ich empfehle dagegen einen Titel, der die ungeheure Schwierigkeit, einen Gedanken zu fassen, thematisiert oder der wenigstens das Publikum beleidigt, das auf Denkanstöße nicht zu warten scheint, sondern sich lieber mit Meinungslawinen – zum Beispiel über Günter Grass – zufrieden gibt. Mir fällt im Augenblick so ein Titel nicht ein, aber ich bin sehr neugierig, was neben den Fächern Philosophie und Wissenschaft »die Kultur« für eine Extrarubrik sein soll. Als studierter Mensch habe ich den einen oder anderen Vortrag des Titels *Ist die Philosophie eine Wissenschaft?* hinter mir, aber schlimmer noch, mir ward auch der Vortrag zuteil: *Auf, auf – hinauf zur wissenschaftlichen Philosophie!* Mich packt das Grauen der Allgemeinbildung, das nur durch das Grauen vor der Spezialbildung gesteigert werden kann, aber ich muss mich professionell beruhigen und darf von zwei Denkanstößen, die mir das Buch erteilt hat, berichten.

Da ich ein Egoist bin, haben beide mit meiner eigenen Arbeit zu tun. In einer der vorigen Kolumnen behauptete ich, Max Stirners Philosophie *(Der Einzige und sein Eigentum)* hätte in unseren Breiten die Massen ergriffen. Mit Freude las ich im vorliegenden Band Ausschnitte aus *Deutschlandvermessung* von Christian Schüle. Die Geschichte beginnt mit einem auratischen historischen Moment. Mag Goethe Napoleon begegnet sein und Nietzsche darüber gesagt haben: »Goethe hatte kein größeres Erlebnis, als jenes ens realissimum, das Napoleon heißt«, so konnte das *ens realissimum* unserer Tage durchaus bei einer unvermuteten Begegnung mit Helmut Kohl ans Licht kommen. »Er kam also an mir vorbei«, schreibt Schüle über Kohl, »und in der Tat füllte er den gesamten Luftraum des Cafés«. Der Kanzler, nachdem er artig die Beine unterm Tisch verstaut hatte (»Man sah weiße, unbehaarte Haut zwischen Hosensaum und Sockenende«), bestellte Rindklößchensuppe, die nicht vorrätig war. Er gab sich dann geduldig mit einem Ersatz zufrieden und löste im Betrachter Schüle die Wandlung aus: Nicht mehr der alte abgenudelte Spott gegen den Kohlschen Provinzialismus, sondern Sympathie und vor allem Einreihen in die deutsche Wertegemeinschaft, vermittels der Einsicht, »dass ich trotz allen Trotzes ein sehr deutsches Kind bin, ein Günstling des Vaterländers Helmut Kohl, der ohne weiteres begann, eine Karottensuppe zu löffeln, und das höchst manierlich«.

Man ist leicht ein anderer als der, der man zu sein glaubt

Mit Sympathie begegne ich Menschen, die das, was sie sind, auch in ihren Ansichten vertreten und die keine Ansichten haben, die sie durch die eigene Existenz Lügen strafen. Aber es macht Mühe zu sagen, wer man ist, weil man leicht ein anderer ist als der, der man zu sein glaubt. Schüle sagt, er sei ein »ICHling«, und hier kommt für mich Stirner ins Spiel. »Meine Sache«, deklarierte Stirner, »ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie usw., sondern allein das Meinige, und sie ist keine allgemeine, sondern ist – einzig, wie Ich einzig bin. Mir geht nichts über Mich!« Bei Schüle lautet das: »Bezugsraum meiner Wahrnehmung bin ich allein.« Aber es gibt zwei signifikante Unterschiede zu Stirner: Schüle konstruiert aus seinem Ich allein ein Wir, die Generation der ICHlinge, und während Stirners Konzept triumphierend polemisch war, hat Schüles Wir-Ich etwas Melancholisches, einen Glauben »nur noch« an sich selbst.

Der zweite Anstoß kommt davon, dass ich dick bin. In dieser Eigenschaft will ich seit langem einen Text übers Abspecken und Kafkas Türhüterparabel schreiben. Abspecken nämlich ist das Einfache, das schwer zu machen ist, auch deshalb, weil man nicht leicht den ersten Schritt tut: Überall stehen Fachleute herum, mahnende Hungerkünstler, die in einem fort erklären, wie schwer das Abnehmen ist und wie unverzichtbar sie dafür sind. In Wahrheit braucht man nur durchs Tor hindurchzugehen und diese Türhüter hinter sich zu lassen. Wer abnehmen will, muss wissen, dass es schwer und zugleich einfach ist. »Esst endlich normal!«, nennt Udo Pollmer seine Überlegungen, die zeigen, wie sehr das Theater ums Dicksein ein Teil des Problems und nicht der Lösung ist. **FRANZ SCHUH**

Lilo Göttermann (Hrsg.): Denkanstöße 2007
Ein Lesebuch aus Philosophie, Kultur und Wissenschaft, Serie Piper 4748;
Piper Verlag, München 2006; 205 S., 5,– €

GEDICHT

SWEN FRIEDEL

Ein Refugium

Mein Nachbar, mittleren Alters,
ist heimlich davon irgendwann letzten Monat.
Ein Jahr lang wohnten wir Tür an Tür
und sahen uns nur von Fenster zu Fenster.
Wir nickten uns kurz zu und ragten
stumm wie ringsum die ausgedienten
Schornsteine aus dem Schrägdach.

Schließlich verschaffte man sich Zugang.
Im Treppenhaus schnaubte Frau Roth:
»Kniehoch der Müll, im Bad braune Krusten,
überall Vodkaflaschen und Kippen.
Wie konnte der sich so gehen lassen?«
Ich nickte. Noch immer frag ich mich:
Wie konnte er? Wie hielt er stand?

Kein Namensschild, abgeklemmte Klingel.
Er schleppte grabesstille Zeit.
Die Rückstände unentwegtes Fazit.
Nur manchmal, beduselt, das Wagnis des
Ausblicks
auf Abendsonne, die roten Ziegel,
auf Mondlicht, die verschneiten Dächer,
und in all die erleuchteten Fenster.

Swen Friedel: Draußen ist die Sonne
Gedichte; Lyrikedition 2000, München 2006; 52 S., 6,50 €

Die ZEIT-Liste
DIE REDAKTION EMPFIEHLT

Belletristik

1. John Banville:
Die See
Kiepenheuer & Witsch; 17,90 €
Eine Geschichte von jugendlichem Begehren und später Depression, eine Meditation über Eros und Tod – vom irischen Romancier betörend erzählt

2. Günter Grass:
Beim Häuten der Zwiebel
Steidl; 24,– €
Mit befremdetem, schamvollem Blick erzählt Grass von sich als jungem Mann. Ein berührendes Buch

3. Philip Roth:
Jedermann
Hanser; 17,90 €
Philip Roth erzählt vom Tod, wie er auch vom Leben erzählt: Böse, witzig, traurig, besessen von sich und seinem Körper, der nicht mehr so will wie er

4. Curzio Malaparte:
Die Haut
Zsolnay; 25,90 €
Ein Buch wie ein Vulkanausbruch: Kein Stein bleibt auf dem anderen im Neapel des Jahres 1944 – ein Abgesang auf Sieger und Besiegte

Sachbuch

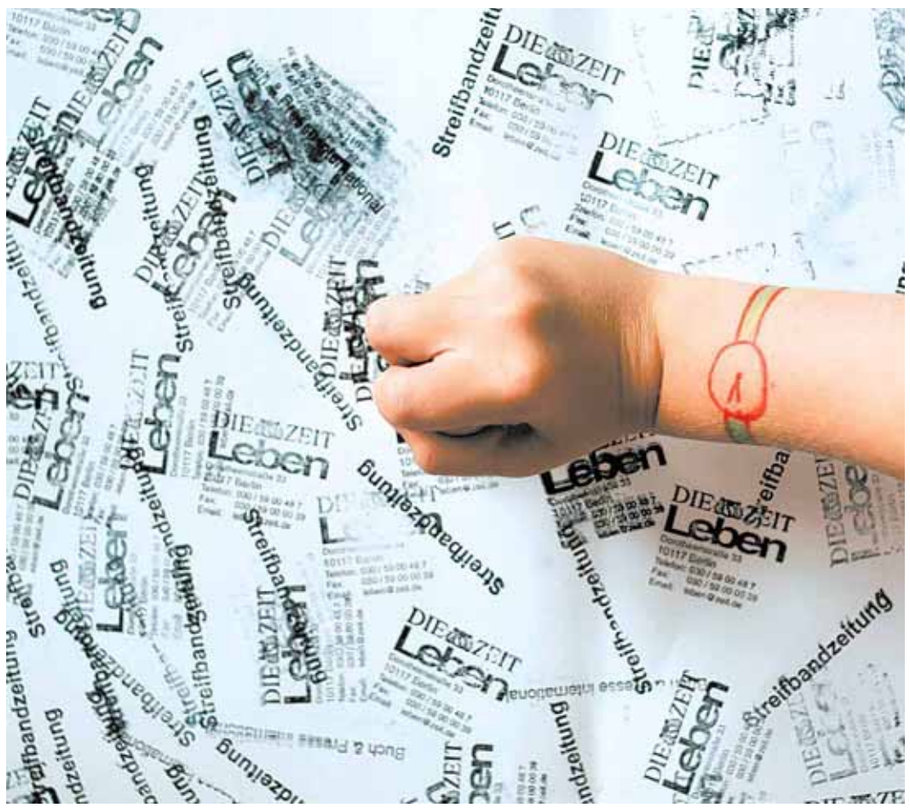
1. Katharina und Sudhir Kakar:
Die Inder
C. H. Beck; 19,90 €
Das faszinierende Porträt von Gesellschaft und Kultur eines Landes, das künftig eine immer wichtigere Rolle in der Weltpolitik spielen wird

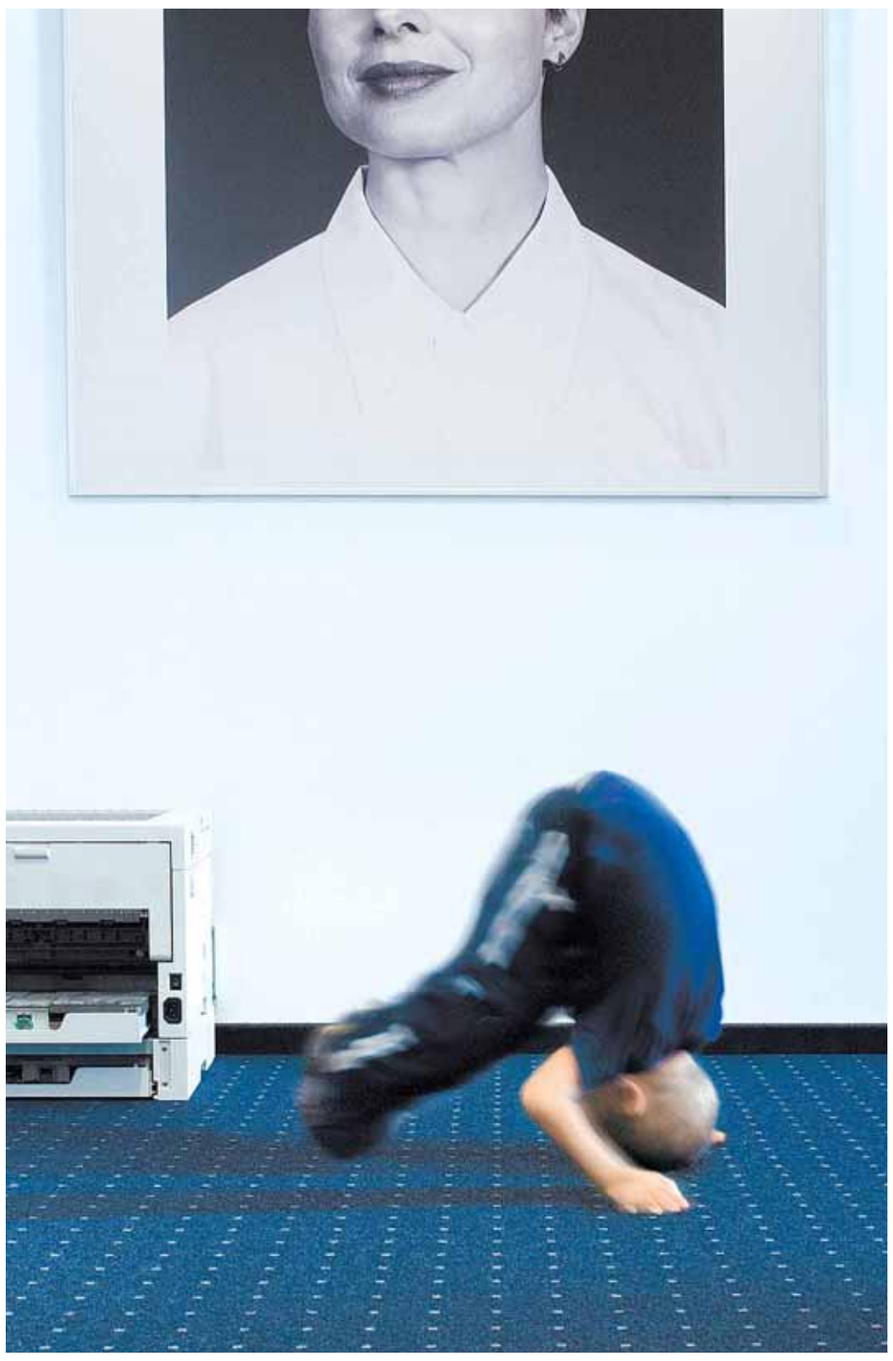
2. Martin Doerry:
»Nirgendwo und überall zu Haus«
Deutsche Verlags-Anstalt; 39,90 €
Behutsam geführte Gespräche mit 24 Überlebenden des Holocaust, dazu die eindrucksvollen Porträtaufnahmen der Fotografin Monika Zucht

3. Kenneth Goldsmith (Hrsg.):
Interviews mit Andy Warhol
Kurt Liebig Verlag; 29,90 €
»The King of Pop« spricht wieder zu uns, zwanzig Jahre nach seinem Tod – und siehe da: Er macht uns noch immer fröhlich

4. Bahman Nirumand:
Iran. Die drohende Katastrophe
Kiepenheuer & Witsch; 16,90 €
Wer das hochaktuelle Buch liest, dem wird rasch klar, wie wenig wir über Iran wissen

Die Jury: Georg Diez, Ulrich Greiner, Konrad Heidkamp, Susanne Mayer, Iris Radisch, Elisabeth von Thadden, Volker Ullrich





Der jüngste Tag

Beruf und Kinder – geht das zusammen? Wir haben es ausprobiert. **HENNING SUSSEBACH** berichtet über den Tag, an dem 19 Kinder ihre Eltern in die Berliner ZEIT-Redaktion begleiteten

Fotos: Michael Tewes für DIE ZEIT

STEMPELN, TOBEN, LAUSCHEN
– die Kinder dürfen alles, sie nehmen auch an der Morgenkonferenz teil (v.l. Katja Kollmann, Matthias Stolz, Heike Faller, Christiane Grefe und Valerie, Jana, Lilian)

Alle Fotos: **MICHAEL TEWES**

Die Idee klang gut. Seit Jahrzehnten debattiert die Gesellschaft (und mit ihr diese Zeitung) über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie – warum also nicht mal die eigenen Kinder einen Tag lang in die Redaktion einladen, trotzdem arbeiten und sehen, was passiert? Die britische Zeitung *The Guardian* hatte das Experiment vor einem Monat gemacht. 17 Kinder kamen. Die Eltern gingen mit der Erkenntnis: »Nie wieder.«

Wir entschieden uns, es dennoch zu wagen, in der Berliner Redaktion der *ZEIT,* wo das Hauptstadtbüro und das Ressort Leben arbeiten. Wir haben hier öfter Gäste. Vorstandsvorsitzende, Botschafter, Staatssekretäre. Manchmal kommen Minister zum Interview, alles Routine. Doch dieses Mal: Welch Aufregung, und das Tage im Voraus! Dabei würden nur die eigenen Kinder zu Besuch sein, eine vertraute Konstellation eigentlich. Aber jetzt? Fragen, Skepsis, Ängste, als die Rund-Mail kam, dass 19 Kinder erwartet würden, im Alter zwischen 1 und 16. Wie sichern wir die Steckdosen? Wer kocht? Wie sehen unsere Apfelsaftressourcen aus? Was, wenn wir unsere Seiten nicht pünktlich zum Druck kriegen? Und was, wenn mir einer den Rechner vom Schreibtisch reißt? Sind wir gegen so etwas überhaupt versichert?

Ein kinderloser Kollege fragte: »Aber die kommen doch nicht in mein Büro, oder?«

»Einen ganzen Tag lang tue ich mir das nicht an«, sagte eine Sekretärin, Mutter zweier Kinder.

Das Experiment war noch nicht gestartet, da lagen schon die ersten Ergebnisse vor: Es würde nicht nur um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie gehen; die handeln Mütter und Väter Tag für Tag untereinander aus, unterstützt oder behindert durch ihren Arbeitgeber und das so genannte Betriebsklima. Es stand ein *clash of cultures* bevor, ein Konflikt zwischen ökonomischer Effizienz der Eltern und kindlicher Verspieltheit, eine womöglich kathartische Klärung der Frage, wie weit Arbeits- und Familienwelten heutzutage auseinander liegen, zumal in einer Zeit, in der die Berufsbilder abstrakter werden, die Arbeitszeiten länger und die Urlaubstage weniger. Die Väter unter uns, tagsüber ja eher kinderlos, waren fröhlich gespannt – die Mütter warnten, dass es »ganz schön anstrengend« werden könnte. Sie haben da mehr Erfahrung.

Der Tag – es ist bezeichnenderweise jener, an dem wir unsere Feminismus-Ausgabe voranbringen wollen – beginnt dann sehr ruhig. Es ist kurz vor zehn, eine Kleine-Mädchen-Prozession mit großem Rosa-Anteil läuft scheu über den Flur. Die Großen fragen: »Na, wer bist du denn?« Die Kleinen sagen: »Valerie«, »Lilian«, »Jana«, »Leila«. Da ist noch dieses beidseitige Gefühl von Unbeholfenheit, das stets die Kurzbesuche in der Redaktion geprägt hat. Diese Bürobesichtigungen endeten dann auch immer recht schnell mit dem Satz: »Ja gut, wir gehen dann mal wieder.« Der ist heute verboten.

Die Kinder halten sich dicht an den elterlichen Beinen und begutachten die weißen Gänge. Für sie muss diese Bürolandschaft eine Steppe sein, ödes Teppichflachland, karg möbliert, mit Drehstühlen als einzigem Kinderspielplatz.

Meine Tochter Marie, fünf Jahre alt, sagt enttäuscht: »Ihr habt ja gar nicht geschmückt.«

Schon der Weg zur Arbeit war in ihren Augen vor allem eines: fremd. Die Ernstgesichter in der U-Bahn. Die kinderlose Friedrichstraße. Und jetzt diese Bürotristesse. Marie lädt einen gewaltig großen Rucksack ab, hatten wir unseren Kindern doch geraten, all das mitzubringen, was nötig sein könnte, um einen Tag lang in der fremden Arbeitswelt ihrer Eltern zu überleben. Die kindliche Einschätzung der Lage scheint ernst zu sein: Die Gäste kommen mit Malzeug, Büchern, Hörspielkassetten, Kartenspielen, Fußbällen, Legosteinen, Plastikdinosauriern, Bauklötzen, MP3-Playern, Carrerabahn. Die pessimistischen Mütter halten ein paar Videos und Kinder-DVDs in ihren Taschen versteckt.

Während die Kinder in den Büros der Eltern ihre Spielzeugdepots anlegen, wird das Klimpern aus der Teeküche immer lauter. Dem Drang der Erwachsenen zur Kaffeemaschine haftet an diesem Morgen etwas Drogensüchtiges an, die Warteschlange der Koffein-Junkies wirkt beinahe beschämend. Als wir Erwachsenen unser Nuckelzeug endlich beisammenhaben, fängt die Arbeit an.

Die Eltern trinken aus der Flasche und sagen dauernd »Scheiße«

Aber was ist das, »Arbeit«? Was kann so wichtig sein, dass die Eltern morgens um neun aus dem Haus gehen und erst abends um sieben wiederkommen? Und, auch das eine drängende Frage: Was ist ein »Chef«? Wer ist der Mann, der mit einem einzigen Anruf ein ganzes Wochenende beenden kann? Dem sogar der eigene Vater gehorchen muss?

»Der hat ja rote Haare …«, wispert ein Mädchen in der Morgenkonferenz.

Wir zählen die Kinder. Neun, zehn, elf. Es sind noch nicht alle da, einige haben vormittags Bibelwoche, andere nachmittags Geburtstagsfeiern. Es geht dann um »Seitenabgabe«, »Korrektorat« und »Umlayouten«, nur ein Wortrauschen für die Kinder. Dieses Rumsitzen soll »Arbeit« sein? Durchs Lamellenfenster fallen Lichtstreifen auf gelangweilte Gesichter. Erstes Nasepopeln, Kniekratzen. Mein Sohn Henri, ein Jahr alt, will runter von meinem Schoß. Er fängt an, sich zu winden, dann ächzt er, wirft sich ins Hohlkreuz – und ich habe erstmals einen Konflikt zwischen Vater-Identität und Kollegen-Identität. Als Vater würde ich ihn laufen lassen. Als Kollege fürchte ich, er könnte stören. Was aber halten die Kollegen von einem Vater, der sein Kind knebelt? Vom Sekretariat her ist dauernd der Türsummer zu hören, ein Mädchen sagt: »Das Klingeln macht mich noch verrückt!« Nach zehn Minuten sind die Großen unter sich, die Kinder beginnen mit der Hausdurchsuchung. Der Anblick des Büros eines Kollegen – es gleicht einer Altpapierdeponie – ist dabei nur der Auftakt eines Autoritätsverlustes, den wir Eltern nicht bedacht hatten. Warum noch das Kinderzimmer aufräumen, wenn es hier viel schlimmer aussieht? Überhaupt: Die Erwachsenen trinken aus Flaschen, verstecken Schokolade in ihren Schubladen und sagen dauernd »Scheiße«.

Gegen elf Uhr, die Konferenz ist zu Ende, breitet sich so etwas wie Euphorie in den Büros aus – ähnlich dem elterlichen Triumphgefühl daheim, wenn die Kinder endlich schlafen. »Geht doch«, lautet die geflüsterte Bilanz. Die Mädchen sitzen in trauter Runde und malen Wiesen, Blumen, Prinzessinnen. Die Jungs fahren Carrera. Ivo, sechs, sägt sich aus einem riesigen Druckerkarton ein Häuschen zurecht. Selbstvergessen werkelt er auf dem Flur. Eine kleine Umfrage in die Ruhe hinein: Was ist das nun, »Arbeit«? Valerie, drei, sagt: »Papa sitzt am Schreibtisch und liest und ruft einen an.«

Fortsetzung *auf Seite 52*

LEBENSZEICHEN

Bringschuld

Harald Martenstein äußert sich zum Fall Grass

Ich möchte endlich eine Bringschuld begleichen. Marcel Reich-Ranicki und ich sind die letzten deutschen Intellektuellen, die sich noch nicht offiziell zum Fall Grass geäußert haben. Ein ostdeutscher Freund hat mir gesagt, dass er nicht versteht, worum es in dem Fall Grass geht. Das Einzige, was er verstünde, sei, dass alle westdeutschen Meinungsführer Nazis waren, alle ostdeutschen Meinungsführer aber waren in der Stasi, was weniger schlimm ist, weil die Stasi keinen Weltkrieg angefangen hat und so weiter. Ostdeutschland ist in dieser Affäre der große Sieger.

Wenn ich Günter Grass wäre, würde es mich am meisten ärgern, dass mein Buch wochenlang bei allen wichtigen Kritikern auf dem Tisch gelegen hat, und kein einziger Kritiker hatte Lust, es zu lesen. Manchmal denke ich: Grass hat vielleicht in Wahrheit seit 20 Jahren in all seinen Romanen, Essays und Gedichten immer wieder geschrieben, dass er in der Waffen-SS war, zuerst als leise poetische Andeutung, dann als starke Metapher, zum Schluss überdeutlich in Klartext mit Ausrufungszeichen. Es hatte aber kein Mensch Lust, es zu lesen. Am Ende war er so verzweifelt, dass er mit der *FAZ* sprach.

Schon vor der Affäre habe ich manchmal darüber nachgedacht, dass Günter Grass einen Scheitel und einen dunklen Schnauzbart trägt, dass er sich als Soldat freiwillig gemeldet hat, sich an Details seiner Soldatenzeit aber nicht mehr erinnern kann, dass er gern lange öffentliche Reden hält und politische Bekenntnisse abgibt, dass er bei Frauen immer gut ankam, dass er die Amerikaner für Rassisten hält, dass er den Katholizismus vehement ablehnt und dass er Hunde liebt. All dies trifft Punkt für Punkt auch für einen anderen deutschen Bestsellerautor zu. Ich möchte Günter Grass nicht zu nahe treten und ausdrücklich betonen, dass es auch Unterschiede gibt.

Dann habe ich die *Süddeutsche* aufgeschlagen und einen riesigen Artikel über *Mein Kampf* entdeckt. Darin stand, dass deswegen kein Mensch das Buch *Mein Kampf* gelesen hat, weil es so weitschweifig ist und weil Hitler sich in dem Buch pausenlos selbst lobt. *Mein Kampf* sei im Gefängnis auf Anregung von Mithäftlingen entstanden, denen Hitlers unaufhörliche Reden und sein Besserwissertum auf die Nerven fiel, sie dachten, wenn er autobiografische Literatur schreibt, ist er wenigstens ruhig. Hitler habe aber, sobald ein Kapitel fertig war, immer sofort eine Lesung im Gefängnis veranstaltet, an der die Mithäftlinge teilnehmen mussten. Das war Teil der Strafe. Außerdem sei das Buch so nebulös, dass die Intellektuellen unter den Nazis, Goebbels zum Beispiel, niemals daraus zitiert haben. Möglicherweise habe es selbst Goebbels nicht zu Ende gelesen. In keiner oder fast keiner Kritik des Buches wurde erwähnt, dass Hitler Antisemit sei. Das ist damals offenbar keinem Feuilleton-Kritiker aufgefallen.

Hitler musste nach der Veröffentlichung seines Buches regelrecht kämpfen, bis die Leute endlich zur Kenntnis nahmen, dass er Nazi war. Daran sieht man, wie wichtig es ist, dass man, wenn man schreibt, sich klar ausdrückt und nicht zu viele Nebensätze macht.

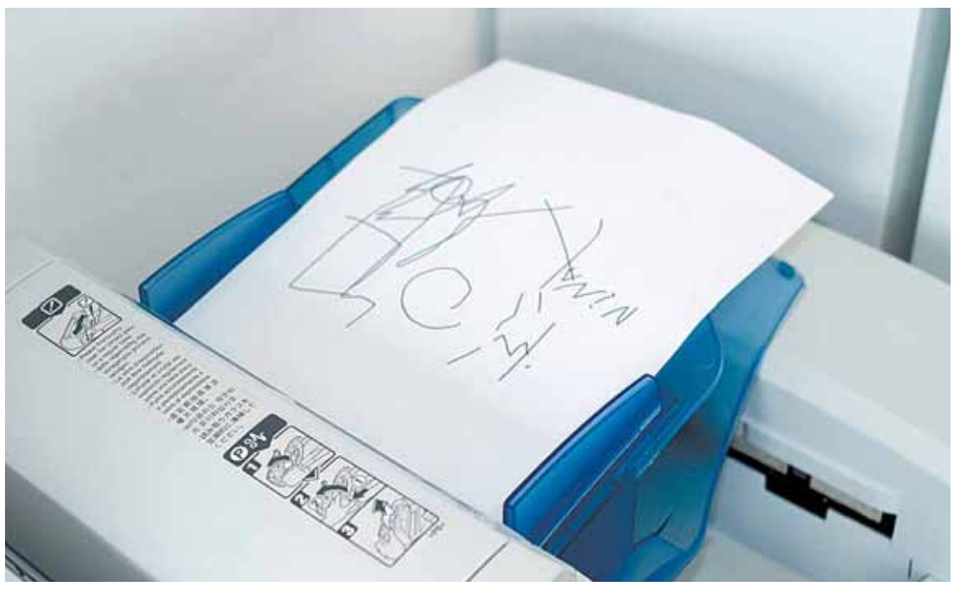
Audio www.zeit.de/audio

Generationenfragen

Neue Serie: Was bewegt Menschen gleichen Alters? In der ersten Staffel: Die 50-Jährigen

Seite 55

Foto[M]: privat



CHARLOTTE LAU schreibt an Vater Jörgs Computer, es gibt Pizza für alle – und Fußball im Flur. Nina stürmt, Willi verteidigt. Jörg Burger (hinten) und Christoph Amend hüten die Tore. Am Ende wird es still, es gibt Fernsehen im Chefbüro. Anna schläft auf der Couch

Der jüngste Tag

Fortsetzung *von Seite 51*

Joshua, vier, sagt: »Weiß ich nicht.« Lilian, sechs, sagt: »Mein Papa schreibt Zeitung.« Und wie geht das? »Na: einfach ausdrucken.«

Wenig später steht Lilian in der Tür des Ressortleiters und fragt: »Wieso bist *du* eigentlich der Chef hier?«

Ja, ähm. Bevor es zu einer Erklärung kommt, hat sie seinen Sessel geentert und spielt: Entlassen.

Der Chef spielt dann Carrera. Es sind an diesem Tag sehr kindliche Männer zu beobachten.

Die anfängliche Bibliothekenstille in unserer Redaktion währt nicht lange, schnell sind sich unsere Kinder selbst nicht mehr genug. Josephine, ein Jahr alt, räumt im Sekretariat erst die Hängeregister ihrer Mutter aus, dann kaut sie auf deren Handy. In der Fotoredaktion reißt Henri die Bildbände aus dem Regal, dumpf sind die Einschläge zu hören. Auf dem Flur entfaltet sich ein Fußballspiel mit Stadionatmosphäre. Die ersten Windeln müssen gewechselt werden. Telefonklingeln wird ignoriert. Im Konferenzraum hat ein Mädchen einen Sushi-Bestellzettel entdeckt. Lange studiert es die schönen, bunten Kleinigkeiten. Dann fragt es: »Papa, was ist das?« – »Das ist Sushi.« – »Was ist Zuschi?« – »Kalter Fisch.« – »Iiih!« Stadtrand trifft Hauptstadt an diesem Tag, nicht nur dieses eine Mal. Ein kinderloser Kollege (in grober Fehleinschätzung der Lage im blütenweißen Hemd erschienen) verschwindet unauffällig in die Mittagspause, die dann ungewöhnlich lange dauert. Die ersten Türen schließen sich. Die Kinder melden Hunger und Langeweile und hängen sich wieder an die Elternbeine. Eine Kollegin meint, im Büro sei es heute »wie zu Hause: *Multitasking* eben. Telefonieren und gleichzeitig gucken, dass sie nicht die Schränke ausräumen.« Eine Sekretärin sagt, sie sei »sehr angestrengt: Ich fühle mich für meine Kinder verantwortlich, ich will ja, dass die was zu tun haben – habe aber auch noch was zu tun.« Die Kollegen ohne Kinder bleiben ungestört, sofern sie sich nicht als Spielonkels und -tanten andienen. Einen kurzen Moment lang lasse ich Henri aus den Augen und gebe bei der Internet-Suchmaschine Google »Vereinbarkeit von Beruf und Familie« ein. 1 150 000 Treffer. »Atomausstieg« hat nur die Hälfte. Da ruft eine Kollegin in mein Büro: »Du, ist das dein Sohn, der da ans Spülmittel geht?« Es sind noch sechs Stunden.

Zum Glück klingelt in dem Moment der Pizzabote. Eine halbe Stunde Beschäftigung. Wir essen mit Händen. Der Boden füllt sich mit Krümeln, Ketchup-Broschen schmücken die Hemden.

Die erste Stunde nach dem Mittagessen fühlt sich ziemlich bleiern an. Der Nachmittag liegt vor uns wie ein graues Meer. Ein Schläfchen wäre jetzt nicht schlecht. Ein paar Gedanken in der Trägheit: Verrät das Auftreten der Kinder eigentlich den Charakter ihrer Eltern? Was sagen Lilians Chef-Spiele über das Hierarchieverständnis ihres Vaters? Wieso ist Willi so verschüchtert – erzählt seine Mutter nur Horrorgeschichten von der Arbeit? Bin ich der Distanzlosigkeit überführt, dadurch dass meine Tochter gerade auf dem Schoß einer Kollegin klettert?

Am frühen Nachmittag geht dann das Rumpeln los. Die Kinder haben eine neue Disziplin erfunden, den E-Mail-Wettlauf. Der geht so: In einem beliebigen Büro eine E-Mail abschicken, mit ihr um die Wette rennen zum Empfänger, von dort aus weiterleiten und so weiter. Trampelnd tragen sie Harmonie bis in die letzte Ecke, ihr Rennen läuft kreuz und quer durchs Haus, vom Hauptstadtbüro ins *Leben*, vom Kulturkorrespondenten zum Blattmacher, von Eltern über Nicht-Eltern zu Noch-nicht-Eltern, die Kinder versenden ihre Botschaften ohne Kenntnis der Hierarchien und Lebensentwürfe. Die Schulkinder schreiben: »lieber tomas wie geht's? Wir haben hier viel Spaß mit der Email-Maschine! fdeswujikollpp44589 vvcxxxyaw das ist Quatsch!!!!!!« Die Kindergartenkinder schreiben »öödlsksöslö«. Zusehends bemächtigen sich Töchter und Söhne der Tastaturen und Telefone ihrer Eltern. Mütter werden angerufen. »… gibt viele Computer hier … der Kickertisch ist toll.« Leon und Moritz, beide 13, helfen dem Blattmacher beim Formulieren der Überschriften. Charlotte, 7, aktualisiert ihren Judo-Blog im Internet. Nina, 6, blockiert die Grafik und vertieft sich in die digitale Malerei.

Das liebste Spiel der Kinder: E-Mails abschicken und hinterher laufen

Wer Zeit hat, setzt sich dazu und hilft. Wer keine Zeit hat, wird langsam fickrig. Die *Deadline* – ein Wort, das an diesem Tag behutsam übersetzt werden muss – rückt näher. Wie jetzt die Kinder aus dem Büro kriegen? Eine Kollegin, wirklich im Stress, setzt meine Tochter als Briefbotin zwischen sechstem und siebtem Stockwerk ein und ist sie so für ein paar Minuten los. Der Chef holt Eis.

Plötzlich stehen zwei Frauen im Foyer. Kinder rufen »Mamaaa!« Ein Vater winkt grinsend aus dem Hintergrund und sagt: »Ich muss jetzt wirklich mal arbeiten.« Es ist vier Uhr nachmittags, ein Dammbruch setzt ein. Kinder verschwinden, Väter atmen durch. Aus 19 Gästen werden 16, 15, 14, werden 10, 9, 8. Die Übriggebliebenen befällt eine Bräsigkeit, die man sonst nur spürt, wenn ein Kindergeburtstag in die letzte Runde geht. Die Luft ist schlecht. Die Zwillinge Naima und Shahira wälzen sich auf dem Teppich. Jakob weint nach einem Fußballstreifschuss. Der Fotograf vermisst ein Objektiv. Eine Mutter greift zum Narkotikum: *Der kleine Eisbär* auf Video. Die Kinder sammeln sich vorm Fernseher im Chefbüro. Anna, fünf, dämmert arglos auf dem Sofa weg, auf dem anderntags Personalgespräche geführt werden. Stille. Schnell noch einige Telefonate, eine Reisekostenabrechnung. Vom Politikflügel her riecht es nach Zigarre.

Ich setze mich an meinen Schreibtisch und ziehe das Archivmaterial zum Thema *Vereinbarkeit von …* heran – einen Papierstapel, dick wie ein Telefonbuch. Obenauf liegt eine Sammlung von Positivbeispielen: Ein Unternehmen in Schwaben pflanzt für jedes neue Kind seiner Mitarbeiter einen Baum; Kollegen halten junge Eltern während der Elternzeit mit Patenschaften auf dem Laufenden. Ein Handwerksbetrieb in der Oberpfalz gibt seinen Angestellten zwangsfrei, wenn die Kinder Geburtstag haben, eingeschult werden, Kommunion feiern. Doch das sind Ausnahmen, ich muss nur weiterblättern. »Ein Drittel der westdeutschen Frauen nimmt nach der Elternzeit ihre Erwerbsarbeit nicht wieder auf, da die angebotenen Arbeitszeiten nicht ihren Wünschen bzw. Möglichkeiten entsprechen«, lese ich in einer Studie des Familienministeriums. Dann die Statistiken: Die Zahl der unbezahlten Überstunden wächst, meldet das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung. 30 Prozent der Beschäftigten nutzen ihren Jahresurlaub nicht mehr vollständig aus, 28 Prozent der Selbstständigen nehmen im Jahreslauf nicht einen einzigen Tag Urlaub.

Und wir? Zugegeben: Wir haben nicht mehr getan, als einen Tag lang kinderkompatible Welt zu spielen und das dann journalistisch zu verwerten. Wir hatten vorgearbeitet und werden nacharbeiten können. Zwischen Pizza, Eis und *Eisbär* werden unsere Kinder kaum begriffen haben, was wir hier Tag für Tag tun und was daran wichtig sein könnte. Vielleicht haben wir Erwachsenen heute mehr erfahren als unsere Kinder: Wir waren allesamt weicher als sonst. Da war ein Zauber, der hoffentlich eine Zeit lang in den Räumen bleibt.

Sechs Uhr, die Phase des Flurplauschs beginnt, die blaue Stunde des Büroalltags, eine etwas zwielichtige, nur noch halb dienstliche Situation, in der manchmal bloß Zeit vertrödelt wird, manchmal aber auch Ideen entstehen und Weichen gestellt werden. Nicht jedoch heute. Der Film ist zu Ende. Henri taumelt über den Flur. Willi starrt mit gläsernen Augen ins Nichts. Anna wälzt sich auf dem Schoß ihres Vaters und brummt: »Will nach Hause.«

So früh war schon lange nicht mehr Schluss.

Was die Kinder sagen

NINA, 6:
Was Papa genau arbeitet, weiß ich immer noch nicht so genau. Zeitung gemacht, wie er immer sagt, das haben die Leute in seinem Büro auf jeden Fall nicht. Die sind dafür aber netter, wie ich gedacht habe, und nicht so genervt. Ich weiß allerdings nicht, ob die auch sonst immer Fußball spielen und ob die bei Katja auch immer Bonbons bekommen wie ich. Toll fand ich, wie Katja auf dem Computer die Bilder verschoben hat.
Das Coolste war, als ich Papa gesucht habe und ein Mann mir sein Handy geliehen hat und ich ihn angerufen habe, obwohl er nur im Nebenzimmer war, in Ruhe telefonieren, das hat er jedenfalls gesagt. Das kenne ich aber schon von zu Hause.

JAKOB, 3:
In Papas Büro haben sie uns Eis geholt, und wir durften einen Film sehen. Wenn ich das nächste Mal ins Büro komme, will ich wieder am Computer malen. Dann wechsle ich noch öfter die Farbe.

ANNA, 5:
Das Beste war die Pizza. Und das Eis. Der Jürgen ist supernett.

CHARLOTTE, 7:
Mir hat das Kickern gefallen. Ob ich auch mal in so 'nem Büro arbeiten will? Das ist doch keine richtige Arbeit, immer nur vor dem Computer sitzen!

LILIAN, 6:
Das Beste war die Tastatur vom Jürgen, die sah so anders aus, damit ihm nicht die Arme wehtun, hat er gesagt. Der Jürgen hat auch große Hände. Der Jürgen ist so groß, dass er seinen Schreibtisch auf Steine gestellt hat.

CHRISTIAN, 16:
Also, ich fand's ganz okay. Ich konnte viele Zeitungen lesen und mich im Büro umgucken, und die Mitarbeiter und Praktikanten schienen auch sehr nett zu sein. Mit den vielen kleinen Mädchen in Rosé konnte ich allerdings nichts anfangen. Dafür war die Pizza lecker.

LEILA, 5:
Ich fand schön, dass bei meinem Besuch dieses Mal auch andere Kinder da waren, das war nicht so langweilig wie letztes Mal. Was ich nicht so schön fand: Dauernd haben die Großen mich was gefragt. Wie ist es bei euch eigentlich, wenn wir nicht da sind? Ich glaube, dann spielt keiner am Kicker, dann müssen alle am Computer arbeiten.

MARIE, 5:
Mein Papa hat den ganzen Tag lang nichts gemacht. Er hat nur einen Artikel geschrieben und rumgesessen oder rumgestanden. Ich habe viel mehr gemacht. Gemalt und gespielt. Der Heike, oder wie die heißt, habe ich sogar mit Filzstift eine Uhr auf den Arm gemalt! Vielleicht will ich später auch mal Journalistin werden. Auf jeden Fall werde ich Mischerin. Das ist, wenn man ganz viele Berufe hat. Journalist. Und Bäuerin. Und Kindergärtnerin.

LEON, 13:
Ich fand diesen Tag sehr interessant. Mir kam die Stimmung so locker vor, ich hoffe, mein Arbeitsplatz wird auch mal so eine gute Atmosphäre haben Zum Glück hatte ich meinen Freund dabei, so gab es gleich einen Partner für den Tischfußball. Das hätte ich ja auch nicht erwartet, dass so etwas in einer Redaktion herumsteht.
Mein kleiner Bruder, mein Freund und ich haben mal in alle Büros hereingeschaut. Wir haben gestaunt, wie unordentlich es in manchen Räumen war. Auf jeden Fall weiß ich jetzt, wie es an dem Arbeitsplatz meiner Mutter aussieht und zugeht.

IVO, 6:
Mir hat das richtig Spaß gebracht. Ich fand es schön, mit den anderen Kindern zu spielen. Ich habe ein Haus aus einem alten Karton gebaut, Tischfußball gespielt und meine Carrera-Bahn aufgebaut. In einem Büro standen elf Pfeifen! In einem anderen gab es drei riesige Regale, die mit Zeitungen und Heften vollgestopft waren. Alle waren sehr freundlich. Ich komme wieder mal mit.

JOSHUA, 4:
Ich habe jetzt eine Freundin, ein Mädchen, das auch hier war. Ich weiß aber nicht, wie die heißt. Die ist größer als ich. Leider konnte ich nicht über den Kickertisch gucken.

WILLI, 5:
Mamas Freunde sind alle so lieb. Nur Mama war einmal böse.

Was die kinderlosen Erwachsenen sagen

HEIKE FALLER, Redakteurin Leben:
Ich musste an diesem Tag vor allem Texte redigieren, deshalb störte es mich nicht so sehr, wenn alle paar Minuten irgendein katzenhaftes Wesen um meinen Schreibtisch strich oder vor mir auf dem Stuhl saß, mit den Beinen baumelte und mich fasziniert anstarrte. Wenn ich eine kleine Pause brauchte, konnte ich, statt zu googeln, einfach kurz mit den Kindern plaudern, das war entspannend und führt auf ähnliche Abwege. Oder ich spielte das Spiel, das ich immer mit Willi spiele – und behaupte, dass ich ihn später mal heiraten würde. Vor einem halben Jahr hatte er sich noch hilfesuchend an seine Mutter gewandt, die ihn beruhigen musste, weil er sonst in Tränen ausgebrochen wäre. Aber jetzt, mit fünf, lächelt er belustigt – allerdings noch mit einem kleinen Rest Verunsicherung in den Augen. Diesen Blick hervorzuzaubern macht wahnsinnig Spaß, danach kann man umso konzentrierter arbeiten. Ich dachte am Ende: Wieso können sie eigentlich nicht immer hier sein?

KAROLINE WEBER, Praktikantin Bildredaktion Leben:
Als Experiment ist der Kindertag voll gelungen – die Kinder waren besser erzogen als erwartet und wir weniger entnervt als vermutet. Dass dieser Zustand jedoch keine Woche angedauert hätte, dürfte jedem klar sein. Und was wäre dann gewesen? Wahrscheinlich müssten sich dann die Praktikanten mit den Kleinen beschäftigen, damit die Großen wieder in Ruhe arbeiten können. Da brauchte es eine ganz neue Generation Praktikum, die Generation Nanny. Bevor es so weit kommt, schicken wir die Kinder doch lieber in den Kindergarten.

JÜRGEN VON RUTENBERG, stellvertretender Ressortleiter Leben:
Da ich in wenigen Wochen zum ersten Mal Vater werde, sah ich dem Kindertag mit besonderem Interesse entgegen. Und mit besonderer Sorge darum, was alles schief gehen könnte: das Geländer der Dachterasse vor dem Konferenzraum – eine lebensgefährliche Kletterleiter für Vierjährige. Überall ungesicherte Steckdosen, umsturzgefährdete Regale, Scheren. Und garantiert gelänge es einem Kind, unseren Server auszuschalten oder seinen Kakao über ihm auszukippen. Es kam dann aber gar nicht so schlimm. Vielleicht lag es an meinen pränatalen Hormonen, aber ich fand die Kinder allesamt zauberhaft und wohlerzogen. An den Server dachte ich bald gar nicht mehr. Als Lilian, Jana und ich schon eine ganze Weile E-Mails an diverse Kollegen getippt hatten (wobei ich lernte, dass sich die Buchstabensuche auf so einer Tastatur auch als eine Art Memory-Spiel zelebrieren lässt), und die Mails über die Flure hinweg verfolgt hatten, sagte Jana plötzlich: »Na ja, du musst ja bestimmt noch ein bisschen arbeiten.« Stimmt, hatte ich fast vergessen. »Aber *eine* Mail noch, okay?« Um Henri von den Steckdosen fern zu halten, die ihn tatsächlich sehr anzogen, setzte ich ihn auf einen Drehsessel und machte eine kleine Bürorundfahrt mit ihm. Das hat mir möglicherweise mehr Spaß gemacht als ihm, da er das Gefühl, durch die Gegend gerollt zu werden, ja schon aus dem Kinderwagen kennt.
Es war der entspannteste Arbeitstag seit Ewigkeiten. Das lag aber auch daran, dass wir die Arbeit vorher und hinterher erledigt hatten.

HENRIETTE KUHRT, Praktikantin Leben:
Die Kinder waren super. Sie hatten hübsche Vornamen und unterhielten sich so gern mit mir. Mit einem Mädchen, fünf Jahre alt, suchte ich das niedlichste Tier auf babyanimalz.com. Aber bald hatte es genug von diesem Kinderkram, und wir unterhielten uns über die wesentlichen Dinge im Leben: Denn sie war verliebt! Er sei schon erwachsen, erzählte sie mir, nämlich zwölf Jahre alt, aber sie hätten noch nie miteinander gesprochen.

CHRISTOPH AMEND, Ressortleiter Leben:
Das ging schnell. Kaum hatte der Tag begonnen, war er schon wieder vorbei. Ständig passierte irgendwo irgendwas, und abends, als ich meiner Freundin vom Carrerabahnfahren erzählte, dem kleinen Eisbären und von Kartons, die zu Kinderverstecken umgebaut worden waren, bekam ich eine leichte Ahnung davon, wie sich junge Eltern oft fühlen müssen: glücklich und müde. Wenn es so etwas gibt wie einen kinderlosen Vater, dann fühlte ich mich an dem Abend so.
Ein Höhepunkt war der Besuch von Lilian in meinem Büro gewesen. Sie, sechs, ein blondes Mädchen mit großem Selbstbewusstsein, kam herein und fragte, was ich denn so mache; ein Kollege rief vom Gang aus: »Das ist mein Chef!« Lilian sah mich an und runzelte die Stirn. Dann sagte sie: »Ich will auf deinen Stuhl! Jetzt spiele ich mal Chef.« Kaum war ich aufgestanden, saß sie auch schon – und blieb sitzen. Das Telefon klingelte, ein junger Berliner Verleger war dran. Lilian übernahm den Hörer und fragte ihn: »Räumst du auch immer dein Büro auf?« Der Verleger scherzte: »Leider zu selten.« Daraufhin Lilian: »Dann bist du jetzt entlassen« – und legte auf.

MATTHIAS STOLZ, Redakteur Leben:
Habe ich mich auf den Kindertag gefreut? Ehrlich gesagt: Nein. Ich war in diesem Experiment der Kinderlose, noch kinderloser als der Kollege, dessen Frau wenigstens schon mal schwanger ist. Ich war also der, der potenziell nichts mit Kindern anfangen kann, der, so stellte ich es mir wenigstens vor, die Kinder ermahnen müsste, nicht an meinen Computerkabeln zu ziehen, weil »ich so nicht arbeiten kann!«. Wenn ich die Bemerkungen der Kollegen an den Tagen vor dem Experiment richtig deutete, dann war mir die Rolle des Kinderhassers zugedacht. Dann wurde es aber ganz nett. Ich zerrte keine Kinder, die das nicht wollten, in mein Zimmer, um ihre Eltern von meiner überbordenden Kinderfreundlichkeit zu überzeugen. Aber die, die kamen, haben sich nicht beschwert, sie haben nicht mal zu weinen begonnen, wenn ich versucht habe, Späßchen mit ihnen zu machen.

KATRIN DOSE, Büro Ressortleitung Leben:
Ich weiß jetzt, wie E-Mails auf Hexisch geschrieben werden. Vielleicht lerne ich dann beim nächsten Mal im Aufbaukurs, was fghpiaus rghalös jd6854nrfpbqjh bedeutet.

JÖRG BURGER, Redakteur Leben:
Ich kam zu spät: Im Flur hektische Bewegung, Geschrei, ich flüchtete in mein Büro. Arbeit folgt schönen klaren Regeln. Man brüllt nicht, wenn einem etwas missfällt. Schießt keine Bälle durch den Flur. Kriecht nicht auf dem Fußboden herum. Arbeit, das wurde mir schlagartig klar, ist das Gegenteil von Kinderspiel: Man löst Probleme, stellt also Ordnung her. Das Chaos, das die Kinder in die Redaktion brachten, war mir nicht geheuer. Mir konnte keiner erzählen, Arbeit und Kinder passten zusammen. Spät wagte ich mich vor die Tür. Nina, Willi und Jakob spielten Fußball, sie brauchten jemanden, der sich auskannte im Tor. Ich verteidigte es verbissen, feuerte an. Brüllte mit Nina, wenn sie traf. Tröstete Jakob, wenn er nicht traf. Knallte selbst den Ball durch den Flur. Ich vergaß die Arbeit, es war toll. Hinterher hatte ich keine Lust mehr, mich an den Schreibtisch zu setzen. An diesem Tag ging ich früher.

Was die Eltern sagen

MORITZ MÜLLER-WIRTH, Geschäftsführender Redakteur:
Der Beweis ist erbracht: Im Büro funktionieren Kinder genauso wie zu Hause. Erst wenn es Eis gibt oder ein *Kleiner Eisbär*-Video läuft, ist wirklich Ruhe.

JÖRG LAU, Redakteur Feuilleton:
Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Kinder verstanden haben, was wir hier eigentlich produzieren – wie das »vor dem Computer sitzen« mit dem Produkt, der Zeitung, zusammenhängt. Und bei Licht besehen, gibt es ja auch Tage, da geht es mir genauso. War anders bei meinem Vater, dem Konditor.

KIRSTEN ARASIN, Sekretärin Hauptstadtbüro:
Mir hat dieser besondere Tag Freude gemacht, obgleich ich ihn als anstrengend empfand. Die Kinder haben die Redaktion in einen sehr lebendigen und lautstarken Ort verwandelt, an dem besonders die Eltern unter erschwerten Bedingungen arbeiteten, weil sie sich zugleich um Kinder und Arbeit zu kümmern hatten. Das Hin- und Herschalten zwischen meinem Mama-Ich und meinem Arbeits-Ich fiel mir allerdings nicht schwer.
Die Beziehungen unter den Kollegen empfand ich an dem Tag als weicher und herzlicher als sonst, alle mit Kindern haben ja ein Stück Zuhause mit zur Arbeit genommen, es herrschte Ausnahmezustand.
Super fand ich, dass mein größerer Sohn zusammen mit seinem Freund an der Konferenz teilnehmen durfte und dass ein Kollege die beiden an seine Seite nahm und gemeinsam mit ihnen Überschriften formulierte. Sie fühlten sich ernst genommen und haben diesen Tag als gelungen in Erinnerung.
Schön wäre ein Tag im Jahr – vielleicht stets der letzte Ferientag der Sommerferien –, an dem alle Eltern ihre Kinder mit zur Arbeit bringen dürften. Den Kindern würde die Arbeitsstelle der Eltern ein wenig vertrauter werden. Die Kinder der Kollegen wären keine Fremden mehr, und man könnte sie Jahr für Jahr wachsen sehen.

JEANNINE KANTARA, Büroleitung Hauptstadtbüro:
Mein erster Gedanke war: Auf diese Idee kann nur ein kinderloser Mann kommen. Um die Unvereinbarkeit von Kindern und Beruf festzustellen, bedurfte es keines solchen Experiments. Dachte ich. Als ich meinem Sohn von der Idee erzählte, fragte er: »Und was machen wir da?« Ich bin dann mit dem Auto ins Büro gefahren – das tue ich sonst nie. Im Kofferraum: Kinderwagen, ein Rucksack mit Büchern, Matchbox-Autos, Plüschtieren und DVDs – damit keine Langeweile aufkommt. Außerdem eine Tasche mit Windeln, Fläschchen, Gläschen, Wechselwäsche und dem obligatorischen Erste-Hilfe-Kit für meine kleine Tochter.
Ich habe meinen Sohn dann aber fast den ganzen Tag lang nicht gesehen, weil er beschäftigt war. Die Kleine hat sich mit dem Inhalt meines Schreibtischs vergnügt. Und die Kollegen im Umgang mit all den Kindern zu sehen, das war ein wirkliches Erlebnis für mich, galt es doch für alle, die auferlegten und akzeptierten Rollen beiseite zu legen und einfach nur zu reagieren. Die Spontaneität und Menschlichkeit, die wir Erwachsenen da gezeigt haben, habe ich im Büro so noch nie erlebt, auch nicht auf Firmenfesten. Ich glaube, das hat uns allen gut getan.
Allerdings glaubt mein Sohn jetzt, seine Mutter verschwinde fünf Tage in der Woche an einen Ort, an dem sie Spiel und Spaß hat und am Computer tolle Sachen machen kann. Ich glaube, er hat eine völlig falsche Vorstellung bekommen von dem Satz »Mama muss arbeiten«.

KATJA KOLLMANN, Grafikerin Leben:
Ein Kindertag – vom kinderlosen und auch sonst noch sehr freiheitsliebenden Chef vorgeschlagen? Na, super. *Ich* wusste, wie anstrengend acht Stunden Kind sein können. *Ich* wusste, wie wir uns auf dem Flur anschreien würden, um Ruhe zu bekommen. *Ich* war ja schließlich Mutter. Und dann spielten »die Kinderlosen« mit den Kindern, und ich Elternteil konnte unbehelligt arbeiten. Mein zufriedenes Kind kam alle Stunde mal vorbei, um über den schönen Tag zu berichten. Und sich ein Küsschen zu holen. Wenigstens das konnte nur *ich*, als Mutter.

THOMAS E. SCHMIDT, Kulturkorrespondent:
Ich finde, man kann so arbeiten – vorausgesetzt, man hat ein Büro am Ende des Flures, und es sind genügend Kinder in der Redaktion, sodass sie sich die meiste Zeit miteinander beschäftigen. Im Übrigen kann man darauf spekulieren, dass es immer kinderlose Kollegen gibt, die sich aus Freude oder Angst als Kindergärtner betätigen. Wichtig ist auch, dass mittags Pizzen für ungefähr 130 Euro angeliefert werden und nachmittags Eis. Dann ist die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf kein Problem.

Illustration: Rinah Lang für DIE ZEIT

Nataschas Welt

Wie der Ingenieur Wolfgang Priklopil ein zehnjähriges Mädchen raubte und acht Jahre lang gefangen hielt. Eine Spurensuche in Wiens Vorstadt VON FLORIAN KLENK

Am Mittwoch voriger Woche, kurz vor 21 Uhr, kletterte der 44-jährige Ingenieur Wolfgang Priklopil auf einen Bahndamm in der Nähe des Wiener Wurstelpraters. Er kniete nieder und legte seinen Kopf auf das Gleis. Die Passagiere der heranrasenden S-Bahn gaben später zu Protokoll, »einen leichten Rucker« verspürt zu haben. Zeitungen druckten das Foto eines müde lächelnden Mannes mit Seitenscheitel und bis oben zugeknöpftem Hemd. »Diese Bestie«, schrieb die *Kronen Zeitung,* habe sich »selbst gerichtet«.

An den Stammtischen rund um die Rennbahnwegsiedlung, ein gigantisches Wohnlabyrinth im zersiedelten Norden Wiens, bedauerten viele Bewohner Priklopils Freitod. Sie überboten einander bei der Erfindung der grausamsten Hinrichtungsarten, die dieser Mann stattdessen verdient gehabt hätte. Man sah in jener Gegend aber auch Kerzen in den Fenstern. Und Mütter, die vor Freude weinten.

Wenige Stunden vor seinem Tod raste Wolfgang Priklopil mit seinem weinroten, 300 PS starken BMW von seinem Elternhaus im Dorf Strasshof das letzte Mal in Richtung Wien. Die Polizei jagte ihn, er entkam. Den Wagen ließ er in einer Tiefgarage.

Ein junges Mädchen hatte dieses Auto erst wenige Stunden zuvor unter seiner Aufsicht vor der Garage gesaugt. Als das Telefon läutete, trat Wolfgang Priklopil wegen des Staubsaugerlärms beiseite. Und da rannte die junge Frau los. Sie kletterte über den von Videokameras gesicherten Zaun, lief vorbei an pastellfarbenen Fertighäusern mit Türmchen, Erkern und mit Stacheldraht bewehrten Hecken. Sie landete im Garten der Rentnerin Inge P., klopfte ans Fenster und sagte: »Helfen Sie mir! Ich bin Natascha Kampusch. Ich werde verfolgt.« Die Rentnerin hatte diese Frau hier noch nie gesehen. Doch ihren Namen hatte sie schon einmal gehört.

1998, als sie auf dem Schulweg verschwand, war dieser Steckbrief in ganz Wien an Litfaßsäulen plakatiert. »Gesucht: Natascha Kampusch. 1,45 Meter groß, 45 Kilo schwer und stärkerer Natur«. Sie trug ein dunkelblaues Kleid und eine blaugelbe Kinderbrille.

Jetzt tauchte das verschluckte Mädchen so unerwartet auf, wie es verschwunden war. Die Polizei überreicht der Weltpresse Videos und Fotos aus einem »Verlies«, in dem sie acht Jahre wie ein Tier gehalten wurde. Natascha Kampusch, so berichtet die Polizei, ist heute 15 Zentimeter größer und wiegt drei Kilo weniger als vor acht Jahren. Vergangenen Montag wandte sie sich – beraten von den besten Jugendexperten der Stadt – mit einem Schreiben erstmals an die Medien, die bereits um ein Interview schachern. Die Zeitungen, sagt sie, sollen sich gedulden. Sie werde ihre Geschichte erzählen, aber nicht jetzt. »Alle wollen immer intime Fragen stellen, die gehen aber niemanden etwas an.« Auch die Bilder aus ihrem Verlies, das sie »meinen Raum« nennt, goutiert sie nicht: »Er ist nicht für die Öffentlichkeit zum Herzeigen bestimmt.« Sie sagt: »Ich wuchs heran zu einer jungen Dame mit Interesse an Bildung und auch an menschlichen Bedürfnissen.« Sie leide am Stockholm-Syndrom, so die Polizei, empfinde Mitgefühl für ihren Peiniger.

Der Mann, der Natascha Kampusch acht Jahre lang, »auf Händen getragen und mit Füßen getreten« hatte, lebte in der Heinestraße 60 in Strasshof. Hier steht, geschützt von einer dichten Hecke, das 160 Quadratmeter große Haus, das Wolfgang Priklopil von seinen Eltern erhalten hatte. Glasziegel im Stiegenhaus, dunkle Möbel, vor den Fenstern Jalousien. Der große Garten mit den mächtigen Nadelbäumen ist durch Alarmanlagen gesichert.

Priklopil, der bei Siemens zum Schalttechniker ausgebildet und 1983 im Zuge von Rationalisierungen entlassen wurde, galt im Dorf als Mann ohne Eigenschaften. Ein Einzelgänger, Bastler, Autonarr und Hobbygärtner sei er gewesen. Sehr höflich habe er stets gegrüßt. Mehr Eindruck hat er nicht hinterlassen. Der Techniker verdiente sein Geld wahrscheinlich mit Wohnungsrenovierungen, doch so genau weiß man das nicht. Gearbeitet hat er kaum. Sein Vater war früh verstorben, seine Mutter Waltraud besucht ihren Sohn bis zuletzt, um für ihn »vorzukochen«.

Im Jahr 1997 offenbar reifte in Priklopil der Plan, ein Kind zu rauben. Er karrte Tonnen an Erdreich auf die Straße. Den Nachbarn erzählte er, in der Garage eine »Montagegrube« zu errichten, um seine Autos reparieren zu können. In Wahrheit buddelte er ein unterirdisches Verlies. Er verlegte Kanal-, Wasser- und Belüftungsrohre, er installierte ein WC und eine Spüle, er montierte ein Hochbett, einen Kasten, eine Kommode und einen Schreibtisch. Immer wieder fotografierte er sein Werk. Der unterirdische Raum ist 2,70 Meter lang, 1,80 Meter breit und 2,30 Meter hoch. Man kann ihn nur über eine winzige Luke erreichen. Priklopil verschloss diesen Kerker mit einer schalldichten 150 Kilo schweren Tresortür, die er mit einem Kästchen verdeckt.

Dann machte er sich auf die Suche nach einem Mädchen.

Natascha Kampusch erzählte den Ermittlern, Priklopil habe es auf sie abgesehen gehabt. Er sagte zu ihr: »Wenn ich dich nicht an diesem Tag bekommen hätte, dann am nächsten.«

Priklopil hatte das Mädchen am Rennbahnweg entdeckt, 17 Kilometer von seinem Zuhause entfernt. Die Siedlung, in der nun Kerzen flackern, hat keinen guten Ruf in Wien. Junge Burschen ziehen mit Kampfhunden vorbei und begrüßen einander mit den Worten: »Servus, Hurenkind!« Auf den zweiten Blick ist dieser »Gemeindebau« ein gut organisiertes Dorf, in dem jeder jeden kennt. Kinderbanden jagen hier durch die Höfe, sie fürchten nur die berüchtigten Wiener Hausmeister. Manchmal rufen die: »Schleicht's euch zum Spielen in die Tiefgarage!«

Er zerrte sie in den Wagen, die Scheiben waren mit Folie beklebt

Nur ein paar Schritte von dieser Vorstadtwelt entfernt parkte Wolfgang Priklopil am zweiten März 1998 seinen weißen Kastenwagen. Es war sieben Uhr morgens. Die Scheiben des Wagens hatte er mit dunklen Folien verklebt. Schulkinder liefen vorbei. Er wartete auf ein Mädchen, das sich verspätet hatte.

Am Rennbahnweg trieb zu jener Zeit die Verkäuferin Brigitta Sirny ihre Tochter Natascha Kampusch aus dem Bett. Es war keine vornehme Familie. Ständig stritten die Eltern, brüllten die Kleine an. Natascha verschlief an jenem Tag. Sie schlüpfte in ihr blaues Jeanskleid. Es kam zum Streit mit der Mutter. Natascha erhielt eine Ohrfeige, weil sie ihre Brille vergessen hatte. Verheult rannte sie die Stiegen hinunter, über den Spielplatz, überquerte eine breite Straße. Dann sah sie einen Mann mit Seitenscheitel aus einem weißen Kleinbus steigen.

Natascha Kampusch sagt heute, sie wollte noch die Straßenseite wechseln.

Die Fahrt vom Rennbahnweg in die Heinestraße führt durch zersiedelte Dörfer. Industriehallen und Baumärkte fressen sich in Gemüsefelder. Priklopil fährt langsam, am Weg stehen Radarfallen. In der Garage entfernt er die Bretter, die seine Montagegrube abdecken, er drängt das Mädchen die Stiegen hinunter, durch die schmale Luke. Die kommenden zwei Jahre wird Natascha Kampusch diesen Raum kaum je verlassen.

Sie erzählt, sie habe das Verlies »gemeinsam« mit dem Entführer »gestaltet«. Natascha durfte Radio hören und stricken, sie durfte auf einem kleinen Fernseher *Mister Bean* sehen. Priklopil gab dem Mädchen Hausaufgaben. Manchmal zeigte er ihr Zeitungsartikel und sagte: »Schau, da steht wieder was über uns.« Er forderte, sie solle ihn Gebieter nennen. In ihrem Brief schreibt sie: »Ich nannte ihn nie Gebieter, obwohl er das wollte. (…) Ich war gleich stark.«

Die Jugendlichen vom Rennbahnweg erzählen heute, selbst verfeindete Jugendbanden der umliegenden Gemeindebauten wären in jener Zeit gemeinsam ausgezogen, um nach Natascha zu suchen. »Wir waren wie eine Dorfgemeinschaft«, sagt eine ehemalige Mitschülerin. Polizisten durchkämmten derweil die Wiener Pädophilenszene. Sie entdeckten Männer, die in ihren Wohnungen Tausende Kinderpornos oder Hunderte aufgeschnittene Damenstrumpfhosen horteten.

Das Opfer schreibt, es habe in Gefangenschaft nichts verpasst

Sie klopften auch an Priklopils Tür. Einmal wollte die Polizei seinen weißen Kleinbus inspizieren. Priklopil war einer von 700 Besitzern weißer Kleinbusse in Wien und Umgebung, die damals überprüft wurden. Eine Schülerin erzählte einer Lehrerin, sie habe gesehen, wie Natascha beim Rennbahnweg in so einen Wagen gezerrt wurde. Wolfgang Priklopil wirkte bei der Kontrolle »unauffällig«, so die Polizei. Natascha schreibt: »Der Lebensalltag fand geregelt statt, meist ein gemeinsames Frühstück.« Dann: »Hausarbeit, lesen, fernsehen, reden, kochen. Das war es, jahrelang. Alles mit Angst vor Einsamkeit verbunden.«

Wenn seine Mutter zu Besuch kommt, steckt er das Mädchen ins Verlies. Einmal hört eine Nachbarin die Stimme der jungen Frau durch die Hecke. Der Nachbar Josef Jantschek will das Mädchen bei einem Besuch sogar in der Garage gesehen haben. Nachbarin Christa Stefan erzählt, Priklopil habe mit einem Mädchen kürzlich auch Ausfahrten unternommen. Er habe »so freundlich« gewinkt.

Nataschas Familie verzweifelt. Die Eltern lassen sich scheiden. Ihr Vater Ludwig Koch, ein Bäcker, wird immer wieder von Verrückten angerufen, die behaupten, sein Kind gestohlen zu haben. Er engagiert einen Privatdetektiv, dessen einzige Leistung darin besteht, Nataschas Mutter des Mordes zu verdächtigen. Auch sie kommt nie zur Ruhe. Werden in der Stadt Mädchenslips oder Kinderschuhe gefunden, rufen Kriminalisten bei ihr an. Als sie im Kinderzimmer erstmals Mottenfraß in der Kleidung ihrer Tochter bemerkt, bricht sie zusammen.

Immer wieder denken die Kinder in der Rennbahnwegsiedlung an ihre pausbäckige Freundin, die sie längst tot wähnen. Was sie versäumt hat? »Zelten am Ziegelteich, Kiffen in der Tiefgarage, nächtliche Streifzüge durch die umliegenden Vorstadtdiscos, Tretbootfahren in der Alten Donau.«

»Im Prinzip hab ich nicht das Gefühl, dass mir etwas entgangen ist«, schreibt Natascha. »Ich hab mir so manches erspart, nicht mit Rauchen und Trinken zu beginnen und keine schlechten Freunde gehabt zu haben.«

Am Wochenende vor ihrer Flucht beschloss die Polizei, noch einmal ein Waldstück im Westen der Stadt aufzugraben. Ein Häftling hatte vor einem Zellengenossen geprahlt, Natascha ermordet zu haben. Es wurde nicht mehr gegraben, Natascha klopfte bei der Rentnerin Inge P. Wenig später hatten Kriminalisten in weißen Overalls bereits Fotos des Verlieses angefertigt. Sie zeigen auch ein blaues Jeanskleid, das neben dem Hochbett hängt.

Natascha schreibt: »Er hat sich mit der Falschen angelegt.«

UNSERE KLEINE WELT (4)

Oman: »Drei bis vier Kinder pro Frau wären gut«

Die Welt rückt wirtschaftlich zusammen. Aber haben wir alle auch ähnliche Probleme? Was beschäftigt die Menschen in fernen Ländern? Diesmal: Nadhira Al-Maskari, 50, Hausfrau aus dem Oman.

DIE ZEIT: Wir Deutschen jammern ständig über unsere Geburtenrate ...
Nadhira Al-Maskari: ... im Oman ist das nicht anders. Alle diskutieren darüber, dass die Frauen zu viele Kinder kriegen. Die Sozialsysteme sind nicht mehr bezahlbar.
ZEIT: Bei uns ist es umgekehrt. Wir haben zu wenige Kinder.
Al-Maskari: Zu wenige?
ZEIT: Eine deutsche Frau bringt statistisch nur 1,36 Kinder zu Welt. Es sterben mehr Menschen, als geboren werden.
Al-Maskari: Dann muss Deutschland ja ein sehr ruhiges Land sein. Wenn man im Oman auf die Straße geht, sieht man überall Kinder. Die Hälfte der Bürger ist jünger als 16 Jahre. Ich habe sechs Kinder, viele Freunde und Bekannte haben bis zu zehn. Schule, Universität, Krankenhäuser sind kostenlos, aber wenn die Bevölkerung weiter so wächst, können wir uns das bald nicht mehr leisten.
ZEIT: Was tut die Regierung?
Al-Maskari: Ab dem fünften Kind wird der Schwangerschaftsurlaub nicht mehr bezahlt. Und es gibt Aufklärungskurse für junge Frauen. Drei bis fünf Kinder pro Frau – da wollen wir hin.

Wo spielt der nächste Ballack?

RAINER BONHOF, Fußballweltmeister von 1974, berät den FC Chelsea

Er kann auch anders, dann bricht es aus ihm heraus. »Nein!«, ruft Rainer Bonhof. »Nein!« Ob Berti Vogts jetzt auch zum FC Chelsea wechsle, wisse er nicht. Bonhofs Hand saust in Richtung Tisch, stoppt kurz vor dem Aufprall. »Der Berti macht sein Ding, und ich mach meins. Schluss, aus, fertig.« Rainer Bonhof setzt jetzt wieder sein Rainer-Bonhof-Gesicht auf – reglose Miene, die Augen halb geschlossen. Man kennt dieses Gesicht aus dem Fernsehen: In den Neunzigern war Bonhof unter Berti Vogts Assistenztrainer der deutschen Fußballnationalmannschaft, seine Interviews aus dieser Zeit lassen sich mit dem Satz zusammenfassen: »Bertis Meinung ist auch meine Meinung.« Im Jahre 2002 wurde Vogts schottischer Nationaltrainer, Bonhof folgte ihm als Trainer der Junioren. »Pat und Patachon« nannten britische Medien die beiden in Anlehnung an das dänische Komikerduo. Im Dezember 2005 kündigte Bonhof seinen Vertrag, weil der schottische Verband den Jugend-Etat kürzte.
Jetzt hat er einen neuen Arbeitgeber gefunden. Am 1. September wird Bonhof Scout bei Chelsea London. Für den Club des russischen Ölmilliardärs Roman Abramowitsch soll Bonhof, der in Mönchengladbach wohnt, Talente sichten – in Deutschland und Österreich. Er fährt durch die beiden Länder und schreibt Berichte, die er in unregelmäßigen Abständen an Chelsea mailt. Drei- bis viermal im Jahr will Bonhof zu Besprechungen nach London fliegen. Weder den Eigentümer Abramowitsch noch den Trainer Mourinho hat er bisher getroffen. Die Verhandlungen für den FC Chelsea führte der Sportdirektor. Bonhof

ist nur ein Chelsea-Scout unter Hunderten. »Ich bin froh, überhaupt wieder im Geschäft zu sein«, sagt der 54-Jährige.
Als Spieler wurde Bonhof 1974 Weltmeister, heute schätzt er an Talenten, was auch ihn damals auszeichnete: Ausdauer und Leidenschaft. Bonhof war ein Kämpfer, kein Künstler. Die Medien hätten aus dem Fußball ein Showgeschäft gemacht, sagt er. »Manchem Jungstar ist eine schöne Frisur wichtiger als ein schöner Pass.« Jetzt also Chelsea – ein Verein mit eigenem Fernsehkanal, eine perfekte Vermarktungsmaschine mit den Popstars des internationalen Fußballs: dem Ivorer Drogba, dem Deutschen Ballack. »Ja, aber da ist auch John Terry, ein Spieler, der aus der eigenen Jugend kommt«, sagt Bonhof. Chelsea würde verkannt. »Das ist keine internationale Söldnertruppe, das ist eine gewachsene Mannschaft.« Bonhofs Vertrag ist unbefristet. »Wenn es mir keinen Spaß mehr macht, höre ich auf.«

MAXIMILIAN POPP

RATZINGERS STAMMLOKAL

ATZINGER

Ein Bier mit dem Papst

Unauffällig soll er gewesen sein, ein Student wie jeder andere. »Der ist paar Mal gekommen, hat sein Bier getrunken und Leberkäse gegessen«, sagt Gabi Dorner, Chefin des Gasthauses Atzinger in München. Sie selbst weiß das nur aus Erzählungen, denn getroffen hat sie ihn nie: Joseph Ratzinger, Ende der vierziger Jahre Student der Theologie und Philosophie.
Doch nun ist die Aufregung groß: Im September will Ratzinger, heute Papst Benedikt XVI., bei seiner Bayern-Reise außerhalb des Protokolls einen privaten Abstecher machen. Der Papst will, so berichtet die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung,* sein altes Stammlokal, das Atzinger, besuchen.
Im Atzinger steht deshalb seit Sonntag das Telefon nicht mehr still. »Freunde, Gäste, Journalisten – alle wollen wissen, ob der Papst wirklich zu uns kommt, dabei wissen wir auch nicht mehr, als in der Zeitung steht«, sagt Gabi Dorner. Das Atzinger ist ein rustikales Schwabinger Studentenlokal, das sich seit Kriegsende kaum verändert hat. An der Decke hängen Lüster, Glasblüten und Stoffschirme, es riecht nach Sauerkraut und Bier. Bekannt war das Atzinger, das für kurze Zeit Zur wilden Sau hieß, bisher für seinen Schweinebraten. »Ein Papstbesuch wäre tolle Werbung für uns«, sagt Gabi Dorner. Empfangen wolle sie Benedikt »wie einen normalen Gast, der sein Bier trinkt«.

MAXIMILIAN POPP

GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHRIEB

Was die »taz« im Autotest vermisst

Seit Jahren gibt es im Ressort Leben jede Woche einen Autotest. Die *tageszeitung* bemängelt nun, die *ZEIT*-Tester schenkten der ökologischen Seite des Autoverkehrs zu wenig Aufmerksamkeit. Zu sehr werde von »Autogefühlen« erzählt. »Könnte man von einem *ZEIT*-Redakteur nicht einen Satz erwarten wie: ›Dieser Wagen ist angesichts des hohen Verbrauchs vor allem asozial‹?«, fragt *taz*-Autor Martin Unfried. Besonders missbilligt wird der Autotest der Ausgabe 27/06, in der Burkhard Straßmann in den Audi S6 stieg. Diesen Wagen zu fahren sei »schlimmer, als den Kühlschrank im Wald zu entsorgen«, findet die *taz.* Wenn auch die Idee der *ZEIT*-Serie »erfrischend« sei, so gelte doch: »Die ökologische Absurdität heutiger Modelle kann man leider längst nicht mehr als ironisch-heitere Nebensächlichkeit behandeln.«

Fotos: Ragnar Schmuck; G. Schober-S.Brauer Photos

GENERATIONENFRAGEN: DIE 50-JÄHRIGEN (1. FOLGE)

»Wir haben Glück gehabt«

Der Toningenieur Otto Schreyer aus München: Wie es ist, seit 25 Jahren denselben Arbeitgeber zu haben

In dieser neuen Serie wollen wir erfahren: Was bewegt die Menschen gleichen Alters? Was sind ihre Sorgen, ihre Hoffnungen? Wie sehen sie sich selbst und ihre Generation? Von dieser Woche an werden zunächst sieben Folgen lang 50-Jährige zu Wort kommen – später werden es Menschen einer anderen Generation sein. Die 50-Jährigen wurden ins Wirtschaftswunder geboren, sie waren Kinder im Jahr 1968 und Anfang 30, als die Mauer fiel – wie geht es ihnen heute?

DIE ZEIT: Herr Schreyer, Sie sind in der glücklichen Lage, sich nicht ständig fragen zu müssen, ob Ihr Arbeitgeber Sie noch haben möchte.
Otto Schreyer: Ja, aber ich mache mir trotzdem Gedanken. Der Wettbewerb ist ja auch intern da, und ich möchte auf der Höhe bleiben, um das Gefühl zu haben, noch wertvoll zu sein.
ZEIT: Jüngst feierten Sie Ihr 25-jähriges Firmenjubiläum – als Sie mit 24 beim Bayerischen Rundfunk anheuerten, war Ihnen klar, das wird eine Anstellung fürs Leben?
Schreyer: Darüber hab ich mir damals keine Gedanken gemacht, ich war jung, da zählte das Geld und die Freizeit. Mir war berufliche Sicherheit nicht so wichtig. Aber – und das ist heute entscheidend – es gab sie einfach. Ich treffe mich regelmäßig mit ehemaligen Mitschülern – die einen sind zur Post, die anderen zu Siemens, da feiern jetzt viele 25-Jähriges.
ZEIT: Wenn Sie auf einem Fest eingeladen sind – sagen Sie es stolz oder etwas zögerlich, dass Sie Ihr Leben lang bei der ersten Firma geblieben sind?
Schreyer: Warum sollte ich da zögern? Stolz wäre auch ein Schmarrn, aber es muss doch nicht jeder von Firma zu Firma und von Erfolg zu Erfolg springen – außer er will unbedingt Karriere machen. Und für meine Familie hab ich gern einen Gang zurückgeschaltet. Was aber nicht heißt, dass ich auf was verzichten musste.
ZEIT: Der Wechsel von Wohnorten und Arbeitgebern, wie er heute gepriesen wird, wäre für Sie eher abschreckend?
Schreyer: Ja. Ich würde das nicht lange aushalten. Ich bin eher ein Mensch mit Bodenhaftung. Der fünfte Job in der vierten Stadt, das mag okay sein, solange du jung und ledig bist – aber auch da hätte ich vermutlich schon Bauchschmerzen gehabt.
ZEIT: Also weitere 15 oder 17 Jahre bei derselben Firma?
Schreyer: Ja, gerne. Meine Arbeit macht mir Spaß. Ich mag, wenn man sich auf was verlassen kann und nicht ständig auf der Jagd sein muss nach Neuem. Mit meinem sicheren Job kann ich mir alles so einrichten, dass ich zurande komme.
Zeit: Wofür, würden Sie sagen, steht Ihre Generation, Herr Schreyer?
Schreyer: Wir sind die Generation »Glück gehabt«. Wir sind mit dem Wirtschaftswachstum groß geworden, haben nie gehungert, gefroren, nie einen Krieg erlebt.
ZEIT: Was war die größte Veränderung in Ihrem Leben?
Schreyer: Als meine beiden Töchter gekommen sind – das krempelt alles um. Da hatte ich auch gar keine Energie mehr, nachts um die Häuser zu ziehen. Die beiden sind jetzt 13 und 16. Ich schätze, in fünf Jahren ist ihr Auszug unser großes Thema.
ZEIT: Und das erwarten Sie bang?
Schreyer: Ich weiß nicht so recht. Auf einmal bist du wieder mit deiner Frau alleine. Aber da müssen wir durch. Und dann freut man sich, wenn das Ganze wieder von vorne losgeht, wenn die einen netten Partner finden, und ich spiel irgendwann Opa.
ZEIT: Ihre Furcht, was zu verpassen, ist äußerst gering, richtig?
Schreyer: Was sollte ich denn verpassen? Dass mir irgendwelche Hasen durch die Lappen gehen? Das brauch ich nimmer.
ZEIT: Kein Cabrio samt 29-jähriger Freundin?
Schreyer: Also, erstens hab ich kein Faible für teure Autos, und das mit der 29-Jährigen, das sollte man besser vorher erledigen.

OTTO SCHREYER lebt in München-Pasing mit Frau und zwei Töchtern

Das Gespräch führte Norbert Joa

IN DER NÄCHSTEN FOLGE:
Christine Putz – über die Furcht vorm Älterwerden

Foto: privat

Held mit Geld

Der englische Millionenerbe Zacharias Goldsmith ist ein Liebling der Klatschspalten. Als Konservativer kämpft er gegen die Atomkraft

VON ILKA PIEPGRAS

Foto[M]: Sarah Lee/eyevine

SEINE HAUT HAT JENE FRISCHE FARBE, die nur bekommt, wer viel Zeit draußen verbringt und sich gut ernährt

Zac Goldsmith will keine Tageszeitungen mehr lesen, das halte ihn zu sehr auf, sagt er, denn an den Klatschspalten käme er nicht vorbei. Der Klatsch sei eine zu große Versuchung, es seien ja meistens Freunde, um die es da gehe. Oder Familie. Heute zum Beispiel, am Tag unserer Begegnung, bringen die Londoner Blätter Zacs Schwester Jemima ganz groß – angeblich hat sie sich von ihrem Freund, dem Schauspieler Hugh Grant, getrennt.

Goldsmith interessiert das Gerede nicht, ihn treiben gerade ganz andere Dinge als Jemima um. Beim *Ecologist*, der Umweltzeitschrift, die er herausgibt, gibt es wieder mal Ärger mit einer großen Lebensmittelfirma, die einen kritischen Artikel juristisch verhindern will. Zac mag solche David-gegen-Goliath-Geschichten, »wir reiben uns an den Mächtigen«, sagt er und sieht dabei sehr glücklich aus.

Im Bluebird Café, einem Restaurant in Londons noblem Stadtteil Chelsea, wird Goldsmith wie ein alter Freund begrüßt. Der schlaksige junge Mann mit den feinen Gesichtszügen ist hier gut bekannt, er besitzt ein Stadthaus ganz in der Nähe, in dem er die Woche über mit seiner Frau Scheherazade, einem ehemaligen Model, und drei kleinen Kindern wohnt. Die Wochenenden verbringt die Familie in Devon auf ihrem Bauernhof.

Seine Haut hat jene frische Farbe, die man nur bekommt, wenn man viel Zeit draußen verbringt und sich gut ernährt. Goldsmith kann sich solche Lebensqualität leisten, er produziert seine eigene Bionahrung auf dem Hof.

Zacharias Frank Goldsmith ist 32 Jahre alt und hat ein schönes Leben. Er ist sehr reich – sein Vater, der milliardenschwere Unternehmer James Goldsmith, hinterließ ihm nach seinem Tod vor zehn Jahren geschätzte 450 Millionen Euro. Er hat Charme, sieht gut aus und gehört zum britischen Hochadel – seine Mutter, Lady Annabel Goldsmith, entstammt einem alten Grafengeschlecht. Er könnte von einer Jetset-Party zur nächsten fliegen, sein Leben lang Urlaub machen, sich in Spielkasinos herumtreiben oder in New York auf die Schauspielschule gehen. Zac Goldsmith jedoch nutzt Geld, Glamour, Beziehungen und Charme für ein politisches Ziel. Als Journalist, Lobbyist und Fundraiser kämpft er für den Schutz der Umwelt. An seinem Beispiel lässt sich zeigen, dass die Umweltbewegung längst nicht mehr nur Gutmenschen in Birkenstock-Sandalen oder gesundheitsbewusste Mütter aus der Mittelschicht erreicht, sondern auch konservative Eliten und sorglosen Jetset. Sind Ökothemen so attraktiv geworden, dass sich reiche Erben mit ihnen die Zeit vertreiben? Oder steht es so schlecht um die Umwelt, dass selbst die scheinbar Unbekümmerten sich um sie sorgen?

Goldsmith scheint es ernst zu sein mit seinem Engagement. Die *Sunday Times* nannte ihn kürzlich den »führenden Anti-Atomkraft-Aktivisten Großbritanniens«, und David Cameron, der neue Parteivorsitzende der britischen Konservativen, hat ihn zum Berater in Umweltfragen ernannt. Erst seit einem Jahr ist »Eco-Zac« Mitglied der Tories, und schon steht er auf der Liste der Kandidaten für die nächste Parlamentswahl. Er sagt: »Ich bin kein Philanthrop, und ich engagiere mich nicht aus Altruismus. Wäre die Welt okay, ginge ich lieber zu Pferderennen. Aber ich habe drei Kinder. Und ich habe Angst. Umweltprobleme beschäftigen mich seit über zehn Jahren.«

Goldsmith wirkt schüchtern, er spricht leise und schnell und sehr viel. Er schlürft an seinem Milchkaffee und entschuldigt sich für das Geräusch. Jede Frage beantwortet er mit dem Eifer eines Prüflings, sprudelt haufenweise Zahlen heraus und zitiert aus Fachaufsätzen. Als müsse er beweisen, kein reicher Dilettant zu sein. Eben noch hat er mit einem Politiker aus Neuseeland zusammengesessen, der zu Hause eine Allianz von Konservativen und Grünen bilden will und von ihm, dem grünen Konservativen, hören wollte, wie das geht. »Die Umweltbewegung ist ihrem Wesen nach sehr konservativ. Es geht um gesellschaftliche Führung und zukünftige Generationen, um neue Technologien und die effiziente Nutzung von Energie – für mich sind das alles konservative Werte.

Er will die Konservativen mit grünem Denken infizieren

Der Graben verläuft schon lange nicht mehr zwischen rechts oder links, sondern zwischen groß und klein, zwischen Maschine und Mensch«, sagt Goldsmith über den vermeintlichen Widerspruch, Umweltaktivist und Mitglied einer konservativen Partei zu sein. Seinen Schritt in die Politik erklärt er mit seinen Erfahrungen der vergangenen Jahre: »Ich habe Kampagnen gegründet und Kampagnen finanziert – und gesehen, dass wir Umweltaktivisten zwar hier und da kleine Schlachten gewinnen, aber den großen Krieg verlieren. Deshalb möchte ich jetzt versuchen, das System von innen heraus zu verändern statt von außen.« Jemand im Café hat kubanische Musik eingelegt und einen Moment lang vergisst Zac Goldsmith die große Politik, er lauscht und sagt: »Ich liebe diese Musik.« Vermutlich ist es diese Mischung aus jungenhafter Verspieltheit und ernstem Engagement, die ihn zum Liebling der britischen Medien gemacht hat. Kaum ein kritisches Wort gibt es dort über ihn zu lesen – und sonst wird ja von der Presse Großbritanniens kaum jemand geschont.

Den Konservativen hat sich Goldsmith angeschlossen, um die Partei »mit grünem Denken zu infizieren. Die Tür steht weit offen.« Die britischen Grünen interessieren ihn nicht, weil sie eine Randgruppe ohne nennenswerten Einfluss sind. Die Tories hingegen stehen unter ihrem neuen Vorsitzenden David Cameron vor einer enormen Wandlung: Sie suchen eine neue Identität als Partei der Mitte und öffnen sich so auch ihren neuen Themen. Dazu passen die Ergebnisse der Meinungsumfragen: Das Interesse am Umweltschutz hat über die vergangenen zwei Jahre stark zugenommen. Das Thema gewinnt in der Öffentlichkeit an Brisanz, weil sich Großbritanniens Ölreserven in der Nordsee langsam erschöpfen und das Land vermutlich erstmals Energie importieren muss. Eine drohende Abhängigkeit von russischem Gas alarmiert die Briten – so wird über neue Atomkraftwerke gestritten und über längere Laufzeiten der alten. Die Diskussion mischt sich mit der Debatte um Klimaschutz: Sind Atomkraftwerke nicht besser für die sich aufheizende Atmosphäre, weil sie keine Treibhausgase ausstoßen?

David Cameron von den Tories setzt Umweltthemen hoch oben auf die Agenda und fördert die Auseinandersetzung in der Partei: Ein Jahr Zeit gibt er seinen Fachleuten, Strategien zu erarbeiten und Empfehlungen zu geben. Erst am Ende dieses Prozesses soll sich die Partei zu einer klaren Haltung für oder gegen Kernkraft bekennen.

Goldsmith glaubt noch nicht an einen klimaschonenden Effekt der Atomkraft. »Wenn wir die bestehenden Kraftwerke erneuern oder ihre Zahl verdoppeln, könnten wir die Schadstoff-Emissionen um gerade mal acht Prozent senken. Acht Prozent!« Das ist ihm zu wenig angesichts der Risiken: »Atomkraftwerke wurden entworfen, als es noch keine Selbstmordattentäter gab. Ein Kraftwerk ist aber ein aufregendes Ziel für jemanden, der eine ganze Volkswirtschaft lahm legen will.« Ob sich die Tories am Ende tatsächlich gegen Kernkraft aussprechen werden, ist unklar. Im Herbst sollen die Arbeitsgruppen erste Ergebnisse veröffentlichen. »Wenn sich am Ende herausstellt, dass die Atomenergie sich am besten zum Klimaschutz eignet, muss ich das akzeptieren«, sagt Goldsmith. Das klingt sehr staatsmännisch für einen 32-Jährigen. Erst so kurze Zeit in der Politik – und schon zu Kompromissen bereit? »Meine Überzeugung hat sich nicht geändert, sie ist stärker als je zuvor. Aber eine Politik kann nicht isoliert entwickelt werden, sondern man muss alle Optionen betrachten«, sagt er. So radikal ist er dann doch nicht.

»Er ist eine Gefahr für seine Partei«, sagt ein Gegenspieler bei Labour

David Cameron hat seinen glamourösen Neuling längst in die Parteidisziplin genommen. Vor kurzem war Goldsmith in die BBC-Hörfunksendung *Any Questions* eingeladen, um mit Ben Bradshaw, einem Umweltexperten und prominenten Kernkraft-Befürworter der Labour Party, zu diskutieren. Im letzten Moment machte Goldsmith einen Rückzieher. »Er ist eine Gefahr für seine Partei«, sagt Bradshaw dazu, »als Politiker viel zu unerfahren und widersprüchlich. Ich glaube, das wird alles in Tränen enden. Goldsmith ist charmant und eloquent, aber er versteht nichts von politischer Realität. Seine Vorschläge sind nicht praktikabel, er lebt in einer Fantasiewelt.« Bei den Konservativen werde sich Goldsmith kaum durchsetzen können, argwöhnt Bradshaw, dort seien die Atomkraftgegner in der Minderheit.

Zac Goldsmith in die Reformkomission »Quality of Life« zu berufen war kein schlechter Schachzug des Tory-Chefs – denn ein bisschen vom Glanz seiner Familie fällt mit Zac nun auf die Partei, der es an medientauglichen Politikern mangelt. Die Goldsmiths gehören zu den schillerndsten Clans Großbritanniens. Mutter Annabel war in erster Ehe mit einem Nachtclubbesitzer verheiratet, der den berühmtesten Club des Londoner Establishments nach ihr benannte – das Annabel's. Vater James ist ein legendärer Finanzinvestor, der sein Vermögen auf *asset stripping* gründete. Er kaufte beispielsweise einen großen Holzkonzern, um dann die riesigen Wälder des Unternehmens gewinnbringend weiterzuveräußern, das heißt, er machte Geld aus der unterbewerteten Substanz eines Unternehmens.

In der letzten Dekade seines Lebens wandelte sich Vater Goldsmith vom harten Kapitalisten zum Umweltaktivisten. Er warnte vor den Gefahren des globalen Freihandels, vor Atomkraft und industrialisierter Landwirtschaft und steckte viel Geld in Kampagnen. Zu seiner Lebensbilanz gehören nicht nur ein geschätztes Vermögen von rund 1,7 Milliarden Euro, sondern auch zwei Ehefrauen, eine langjährige Geliebte und acht Kinder.

Lady Annabel brachte drei Kinder aus erster Ehe mit in die Familie Goldsmith. Zacs Halbbruder Rupert starb als junger Mann unter nie geklärten Umständen beim Schwimmen in Westafrika. Über Halbbruder Robin fiel als Kind beim Spielen im Privatzoo eines Freundes ein Tiger her und riss ihm das halbe Gesicht weg.

»He was bigger than life«, sagt Zac über seinen Vater. »Ich war 22, als er starb, aber er hat mein Leben unglaublich inspiriert. Gelegentlich hat er mich als Junge vorgeschoben, um irgendeine Gruppe zu unterstützen, weil er öffentlich nicht als Geldgeber identifiziert werden wollte. Ich hatte nie Geld, aber gelegentlich gingen, sagen wir, 25 000 Pfund auf meinem Konto ein, und ich habe dann mit

großer Geste einen Scheck für irgendeine Umweltgruppe ausgestellt.«

Mehr noch als von seinem Vater wurde Zac von seinem Onkel geprägt – von Edward Goldsmith, einem der herausragenden Grünen Großbritanniens. 1970 gründete er den *Ecologist*, der sich schnell zu einem der wichtigsten Foren der entstehenden Umweltbewegung entwickelte. »Ein erstaunlicher Mensch, total exzentrisch«, sagt er über seinen Onkel. »Er hat meinem Leben eine Richtung gegeben. Als Kind habe ich mir immer diese Tierfilme im Fernsehen angeschaut und nachts nach Füchsen gesucht. Und plötzlich wurde mir klar, dass das alles in Gefahr ist. Onkel Teddy hat mir geholfen, die Probleme zu verstehen und über Lösungen nachzudenken. Hätte er mich nicht angeleitet, wäre ich einfach nur bedrückt gewesen, statt zu handeln.«

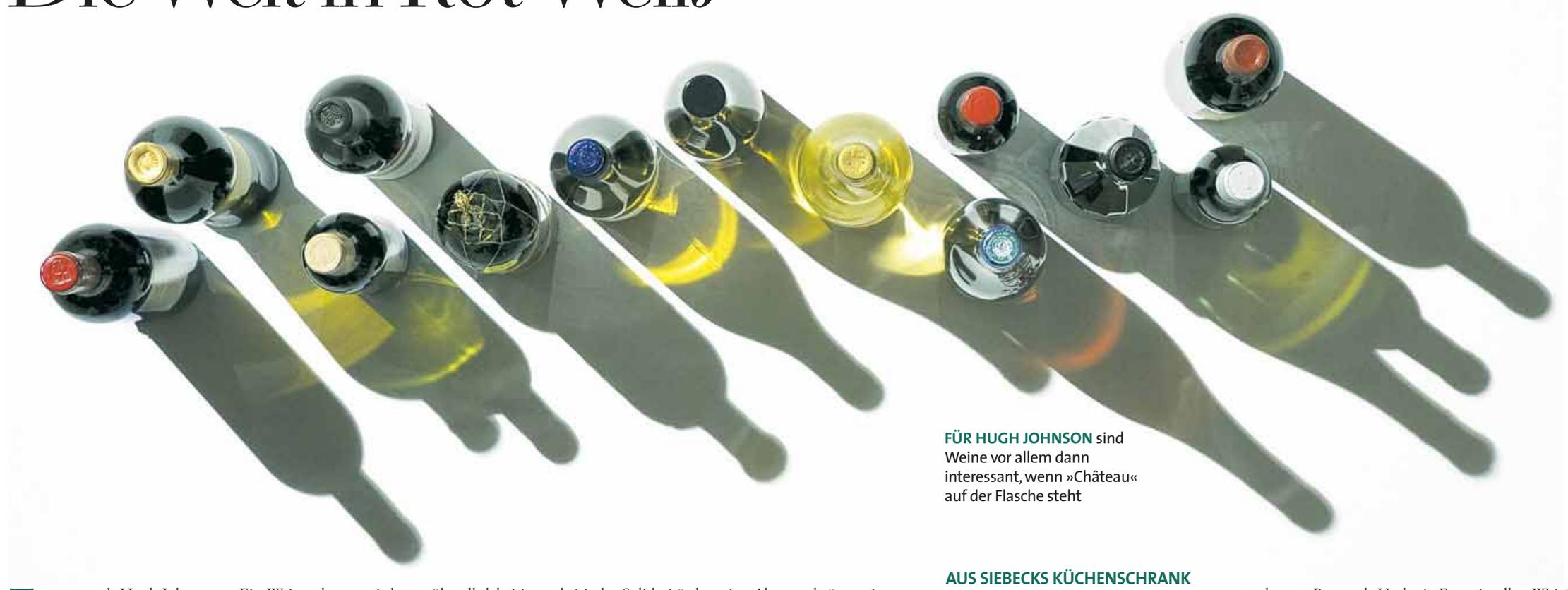
Vor sieben Jahren vertraute Edward Goldsmith seinem Neffen die Führung des *Ecologist* an. Zac hat die Zeitschrift modernisiert und ihr ein schärferes Profil gegeben, die Auflage habe sich von 2000 auf 20 000 verzehnfacht. Früher galt der *Ecologist* als ungezähmte, radikale Stimme der Umweltbewegung, heute ist er umgänglicher und dem breiten Publikum zugewandt. So gibt es Porträts über Menschen wie den Gründer der Kleidungskette Esprit, der sein riesiges Unternehmen verkaufte, als er begriff, dass es zur Umweltzerstörung beiträgt. Heute betreibt er in Chile einen gigantischen Naturpark. Der *Ecologist* hat Nutzwert-Journalismus wie die »Grünen Seiten«, auf denen Produkte von Stoffwindeln bis hin zu organischer Fußcreme auf ihre Tauglichkeit geprüft werden. Im Internet-Forum diskutieren Leser über Themen wie »Ist Bionahrung Luxus?« oder »Machen Sie mehr als sich einfach nur breit auf diesem Planeten?« Auch ein paar skurrile Meldungen finden sich im Heft – zum Beispiel jene, dass in Deutschland ein Mann, der sich als eine Art Eigentherapie regelmäßig im Wald laut kaputtlachte, 6000 Euro Strafe zahlen musste, nachdem ein Jogger sich beschwert hatte. Vermutlich ist dies Zac Goldsmiths bislang größte Leistung: Umweltthemen mit Witz aufzubereiten und damit Leute zu erreichen, denen die Klimakatastrophe bislang ziemlich egal war.

Goldsmith schaut verstohlen zur Uhr, entschuldigt sich prompt dafür und kündigt an, er müsse jetzt gehen. Am Abend stehe ein Fundraising-Dinner an, wieder mal müssten vermögende Menschen davon überzeugt werden, ihr Geld nicht in die Krebsforschung, sondern in den Regenwald zu investieren. Drei Viertel seiner Zeit verbringt Goldsmith damit, Geld für die Umweltbewegung aufzutreiben. »Ich mache das nicht besonders gern«, sagt er, »aber ich muss es tun. Es gibt eine Menge Geld da draußen, das für die falschen Ziele angelegt wird. Ich weiß, wer in diesem Land Vermögen hat, und ich habe Zugang zu diesen Leuten«. Bringt er Opfer für die Umwelt? Goldsmith schüttelt den Kopf. »Okay, ich vermeide es, zu fliegen, aber das liegt mehr an meiner Flugangst als an ökologischen Motiven. Wir haben zu Hause ein Auto, führen also kein modellhaft ökologisches Leben. Wie sollte das auch funktionieren? Ich bin ständig unterwegs zu Terminen, ein Fahrrad würde mich total bremsen. Wir müssen nicht wie Mönche leben, um die Klimakatastrophe aufzuhalten.« Dann rennt er hinaus in den Regen.

Foto: Siggi Hengstenberg

WOLFRAM SIEBECK rezensiert einen neuen Weinatlas des Engländers Hugh Johnson. Der hat sogar Deutsch gelernt, aus Respekt vor dem hiesigen Riesling

Die Welt in Rot-Weiß



FÜR HUGH JOHNSON sind Weine vor allem dann interessant, wenn »Château« auf der Flasche steht

Foto: André Mühling für DIE ZEIT

Wenn es nach Hugh Johnson ginge, müsste Wein nur noch in Magnumflaschen abgefüllt werden. Hugh Johnson ist einer der drei wichtigsten Weinautoren Englands. Engländer, deren Land bis auf ein paar Lachnummern keinen eigenen Weinbau besitzt, haben den Ruf, die besten Weinkenner der Welt zu sein. (Der beste Koch der Welt, ebenfalls ein Engländer, ist ein Missverständnis, an das sie nicht gerne erinnert werden.)

Engländer werden Weinkenner – die beiden anderen Prominenten heißen Michael Broadbent und Jancis Robinson –, weil die Elite-Universitäten, an denen sie studieren müssen, wenn sie überhaupt was werden wollen, ganz außergewöhnlich gut sortierte Weinkeller haben, die den Studenten zur Verfügung stehen. Wobei sie von akademisch ausgebildeten Schluckern beraten werden. Es versteht sich von selbst, dass Hugh Johnson in Cambridge war und P. G. Wodehouse, den Autor der Jeeves-und-Bertie-Romane, als sein literarisches Vorbild bezeichnet. (Das ist für eine Medienkarriere unerlässlich.)

Ein Weinverkoster wird, wer überall dabei ist, wo für ihn und seinesgleichen Flaschen geöffnet werden. Sein Leben spielt sich ab zwischen Verkostungen bei berühmten Weingütern und Degustationen in eleganten Hotels. So gewinnt er Erfahrungen mit alten und jungen Weinen sowie Freunde bei den Winzern und Feinde bei den Kollegen, welche nicht in Oxbridge studiert haben und von Wodehouse nichts halten.

Nun muss er nur noch fleißig Notizen machen und diese in Artikel und Bücher verwandeln, schon ist er ein professioneller Weinkenner. Hugh Johnson ist besonders fleißig. Er hat die ganze Welt bereist auf der Suche nach dem Rebstock, über den er als Erster schreiben kann. (Darin besteht der Sinn des Weinjournalismus.) Und dann kam er auf die gloriose Idee, einen Weinatlas herauszugeben.

Nicht nur Landesgrenzen verändern sich in unseren Zeiten ununterbrochen, auch die Grenzen der Weinanbauflächen unterliegen einer ständigen Korrektur. Allein davon kann der Herausgeber eines teuren Weinatlas gut leben, denn wenn ein Winzer auf einer Parzelle die Traminerreben durch Rieslinge ersetzt, so muss das in einer Neuauflage natürlich berücksichtigt werden.

Deutsche Rieslinge gehören zu den bevorzugten Weinen des Autors. Er hat sogar Deutsch gelernt, um unser Weingesetz lesen zu können, das er für katastrophal hält. Und bewundert unsere Spitzenwinzer, die sich gegen die bürokratische Missgeburt auflehnen. Das bekennt er deutlich in seiner Kellerbeschreibung, aus der ein dickes und persönliches Buch geworden ist.

Johnson ödet den Leser nicht mit Tabellen an, hält auch seine Degustationsnotizen nicht für so wichtig wie der Kollege Broadbent die seinen und gibt sich überhaupt nicht als Fachidiot zu erkennen, der er wie alle Spezialisten zweifellos ist, sondern plaudert locker über seine Vorlieben und Abneigungen.

Mit Letzteren bedenkt er das 100-Punkte-System des Amerikaners Robert M. Parker, womit er britische Solidarität beweist. Aber auch österreichische Weißweine liebt er nicht sehr, sie sind für ihn »Wuchtbrummen«, Elsässer Rieslinge hält er für zu unentschieden, dafür findet er in Australien Rieslinge, die sich mit unseren vergleichen ließen. In Italien findet er gar nichts, sofern es nicht französische Trauben sind, die auf französische Weise gekeltert wurden. Eigentlich kennt er sich, wie alle Engländer, in Frankreich am besten aus. Das liegt vor der Tür, da gibt es traditionelle Verbindungen, und überhaupt: Wer wollte den Roten aus Bordeaux und den Weißen aus Burgund die Krone absprechen?

Weil schon im Jahre 1372 eine 200 Schiffe zählende englische Weinflotte bei Bordeaux die Gironde heraufgefahren war, segelte auch Johnson in einem nachgebauten Kutter an den berühmten Weingütern entlang. Dieser Enthusiasmus zahlte sich offenbar aus: Der wissbegierige Weinkenner war jahrelang einer der Direktoren von Château Latour.

Der Leser fragt sich, wo denn bei diesem rastlosen und zweifellos anstrengenden Leben für den Wein der Genuss bleibt. Doch auch darüber klärt Hugh Johnson ihn auf. Für den Profitrinker ist Wein ein Getränk zum Essen. Deshalb hat er sich auch zeit seines Lebens Notizen nicht nur über die verkosteten Weine gemacht, sondern auch über das dazu servierte Essen. Das summiert sich schließlich zu etwas eintönigen Erinnerungen, wo nur die Schauplätze wechseln, die Erlebnisse aber immer die gleichen sind. Man ist beeindruckt von dem meistens sehr noblen Ambiente und den nicht weniger noblen Herrschaften, die da auffahren lassen, was gut und teuer ist, und wenn es besser war als gut und noch teurer, bereichert das die Erinnerungen eines Berufstrinkers nicht wenig und den Umfang seines Buches erheblich.

Das entwickelt sich im Laufe der Seiten zu einer Enzyklopädie des Weins von traditioneller Machart. Also auch ein Kapitel über den Anbau im Napa Valley, in Australien, in Spanien, Chile und sogar Portugal. Und wie Faust in allen Weibern nur Helenen sieht, so bildet den Mittelpunkt von Hugh Johnsons Leben die Cabernet-Sauvignon-Traube, jene schöne Rote, die bei den großen Weinen des Pauillac die Hauptrolle spielt. Ihr läuft er nach, ihre Reize beschreibt er immer neu und gerne in angestrengten Metaphern. Wie beim 1995er Château Figeac: »Die Farbe: Mehr Granat als Rubin, aber eher wie ein rundgeschliffener Edelstein – ein Cabochon – als ein facettiertes Juwel. Die Nase: Heidelbeerkuchen, der auf einem Waldboden verstreut wurde, mit flintigem Ton und einer Muschelschalennuance, die ich für gewöhnlich mit dem Médoc in Verbindung bringe. Der Wein fließt in den Mund und dreht sich dann fauchend um. Er zeigt mir die gepanzerte Faust und schlägt einen bitteren Mollakkord an. Nun heißt das Rindfleisch ihn willkommen; der Appetit braucht eine Anregung. Ein Figeac ist diskret. Er ist ernst. Er hat mehr Eleganz als Charme …«

Dennoch kann der Leser, der schon mal einen Burgunder mit einem Bordeaux verwechselt, durch die Lektüre des fast 400 Seiten starken Buches einiges lernen. Beispielsweise durch den Rat des Autors, jeden Wein, ob rot oder weiß, vor dem Trinken in eine Karaffe umzugießen. Nicht wegen eventueller Rückstände in der Flasche, sondern weil ein Wein mit Charakter in jedem Fall davon profitiert. Sodann macht es keinem Wein etwas aus, wenn er wochen- und monatelang aufrecht in der Flasche steht. Ebenso wenig wie es ihm schadet, wenn er in einer halb leeren Flasche ein oder zwei Tage warten muss, bevor er endgültig verkasematuckelt wird.

Mich hat der Autor darauf aufmerksam gemacht, dass der ziemlich ins Abseits geratene Chablis heute auf einem sehr viel besseren Niveau liegt als in den letzten Jahrzehnten.

Ich müsste mal wieder hin.

AUS SIEBECKS KÜCHENSCHRANK

Flambierbrenner

Diese Lötlampe ist englischer Herkunft, daher der Name *(professional torch)* und die nicht komplette Bedienungsanleitung *(»Instructions for Use«)* in Englisch. Gebraucht wird der Flammenwerfer für ein französisches Dessert, die Crème brûlée (gebrannte Creme). Wer diesen leckeren Nachtisch mehrmals in der Woche herstellt, für den ist die *torch* unentbehrlich. Allerdings braucht er auch eine Gaspatrone, die nicht mitgeliefert wird. Wer gebrannte Creme nur einmal im Monat isst, der kann sich weiterhin mit dem Grill im Backofen behelfen.

✱ Flambierbrenner mit rutschfestem Metallgriff, 54,95 Euro, www.besserkochen.de

Foto: Ragnar Schmuck für DIE ZEIT

✱ Hugh Johnsons Weinwelt A life uncorked, Verlag Hallwag im Gräfe und Unzer V.; 383 S., 39,90 €, ISBN 3-8338-0341-X

DIRK ASENDORPF,
AUTOR IM WISSEN, IM TWIKE ACTIVE

Emotional aufgeladen

Aufsehen erregen? Kein Problem mit dem Leichtelektromobil!

Foto: Nikolai Wolff für DIE ZEIT

Da mögen Ober-, Unter- und Möchtegernchefs vor tonnenschweren Limousinen posieren, doch selbst mit 25 Liter Spritverbrauch auf 100 Kilometer können sie gegen ein Twike nicht anstinken. Das »schnittigelegante Leichtelektromobil Cabriolet sorgt für verdrehte Hälse«, wirbt der Prospekt des oberbayerischen Herstellers Fine Mobile. Und er lügt nicht.

»May we sit inside and you take our picture?« Als ich nach einer Runde um den Marktplatz von Biedenkopf zum Twike zurückkehre, warten zwei südkoreanische Touristen mit ihrer Digitalkamera auf mich. In Amöneburg sind es vier Gymnasiasten. »Is ja cool, fast wie Tretbootfahren«, meint einer von ihnen, als er, die Füße auf den Pedalen, die Hand am Joystick, ins Blitzlicht grinst. In Marburg applaudiert die komplette Küchenmannschaft des Italieners, als ich mein Gefährt lässig zwischen zwei Pollern hindurch in die Fußgängerzone manövriere. Das Twike ist ein echter Hingucker.

Und genau das Richtige für alle, die sich gerne von wildfremden Männern in technische Gespräche verwickeln lassen. Ist das ein Fahrrad oder ein Auto? Der darf wirklich auf die Autobahn? PS? Reichweite? Und den Berg kommen Sie locker rauf? Griffbereit steckt ein Stapel Prospekte im Ablagefach, um die Fragerei bei Bedarf freundlich abzukürzen. Nur eine letzte Auskunft ist vorher noch fällig. »Wie viel kostet das denn?« Die Antwort steigert das Sozialprestige des Twike-Piloten ins Grenzenlose. Wer so viel Kohle in eine unbequeme Klapperkiste mit schweißtreibendem Hilfsantrieb steckt, muss schon ein toller Kerl sein.

Etwas Grips schadet auch nicht. Denn ein Ausflug mit dem Twike will gut geplant sein. Spätestens nach 120 Kilometern ist der Saft alle. Ein kurzer Stopp an der Tankstelle hilft nicht weiter. Das Nachladen braucht Zeit, etwa eine Minute pro Kilometer. Bis der Akku restlos voll ist, vergehen zwei bis drei Stunden. So weit die groben Regeln. Doch der Akku ist die Achillesferse jedes Elektromobils. Wer ihm möglichst lange die volle Leistung entlocken will, muss die Betriebsanleitung studieren. Sie bietet 14 Seiten Kleingedrucktes zum Thema Ladung.

Wer einen Berg vor sich hat, sollte schon vor dem Anstieg nachtanken. Macht der Akku unterwegs schlapp, bleibt nur die Kehrtwende zurück ins Tal. Keinesfalls sollte das Laden mit einer Pause im Panoramarestaurant auf der Passhöhe verbunden werden. Bis zu einem Drittel der für die Bergfahrt verbrauchten Energie kann bei der Abfahrt mit der Motorbremse zurückgewonnen werden. Allerdings nur dann, wenn der Akku noch genügend Platz hat. Ist er schon voll, schaltet die Motorbremse automatisch ab. In solch einem Fall hilft nur noch Licht anschalten und bergauf fahren, bis er sich wieder etwas geleert hat.

Und so kreisen meine Gedanken beim Twike-Ausflug immer wieder um dieselbe Frage: Wo kann, wo muss und wo will ich nachladen? Am besten dort, wo die Zwangspause nett zu werden verspricht. Vielleicht in der Neuen Krone? Erst findet die Bedienung keine freie Steckdose, dann stöpselt sie den Zigarettenautomaten aus. »Es geht auch ohne Qualm«, lacht sie. Quer über die Terrasse ringelt sich das orangefarbene Kabel. Das Twike bekommt anderthalb Kilowattstunden Strom, der Fahrer zwei Apfelschorlen. Nicht jeder stellt seine Steckdose unbefangen zur Verfügung. »Ich weiß ja gar nicht, was das kostet«, sagt der Wirt am Turmberg und lässt sich mit meinem Standardspruch – »So ein Twike zieht nicht mehr als ein Föhn« – nur zögernd beruhigen.

Dabei stimmt es. Der Strom für einen Euro reicht 100 Kilometer weit. Mittreten bringt wenig. Um höchstens zehn Prozent lässt sich die Reichweite damit verlängern. Die Fahrradpedale sind eher als mobiler Heimtrainer gedacht – und als Heizungsersatz im Winter. Wer ordentlich strampelt, so das Kalkül, dem wird ganz von alleine warm. Eine Heizung würde den Akku nur zusätzlich belasten.

Über die Hälfte der 800 Twike-Fahrer nutzen ihr Gefährt für den täglichen Weg zur Arbeit. Das ist – alles in allem – zwar viel teurer als im Panda oder Smart. Dafür aber ökologisch und menschlich ziemlich korrekt. Mit deutschem Durchschnittsstrom erzeugt das dreirädrige Schnabeltier bei gleicher Fahrtstrecke nur ein Viertel der CO_2-Emissionen eines sparsamen Kleinwagens. Es stinkt nicht, lärmt nicht, ist als Untersatz für Drängler völlig ungeeignet, und bei einem Zusammenstoß verletzt man sich vor allem selber.

Nur ein Auto ersetzt es leider nicht. Im Gegenteil: Wer Twike fahren will, braucht auch noch einen Pkw, und zwar mit Anhänger. Darauf wird das Elektroleichtmobil in eine der zehn deutschen Servicewerkstätten gekarrt, wenn mal wieder eine Reparatur, ein Reifenwechsel oder die nächste Inspektion fällig ist.

Fährt solch ein Gespann vorbei, drehen sich wieder die Hälse. Und zwar ausschließlich in Richtung Hänger. Posierfreudige Autonarren müssen die narzisstische Kränkung ertragen: Nicht der Twike-Pilot ist der Star der Landstraße, sondern einzig und allein sein merkwürdiges Fahrzeug.

UNTER DER HAUBE

MOTORBAUART/ZYLINDERZAHL:
Asynchron-Elektromotor, 336 Volt, Pedalunterstützung mit 5-Gang-Schaltung

LEISTUNG: 3 kWh (4 PS)

5-GANG-SCHALTGETRIEBE, BESCHLEUNIGUNG (0–60 KM/H):
9 Sekunden

HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT: 85 km/h

DURCHSCHNITTSVERBRAUCH:
4-8 kWh auf 100 km (entspricht ca. 0,45-0,9 l Normalbenzin)

KOSTEN (PRO JAHR):
Vollkaskoversicherung: 250 Euro,
Steuer: 5 Jahre befreit, danach 16,50 Euro

BASISPREIS: 22 163 Euro

Der ZEIT-Scrabble-Sommer (9)

Noch einmal lag in der vorletzten Runde unseres Scrabble-Sommers ein Blankostein auf dem Bänkchen – und beflügelte die Fantasie der Teilnehmer offenbar ungemein: Sogar mit einer HEMISFÄRE auf A7–A15 versuchten es einige Verwegene, hätten sich dafür einen neunfachen Wortwert und dank des Bonus insgesamt 176 Punkte gutschreiben können – und werden doch Verständnis dafür haben, wenn der Duden diese Schreibweise auch in der nächsten und übernächsten Auflage noch nicht anerkennt.

Klar aber war jedem Scrabble-Fan, dass bei E, R, I, S, H, E und dem Blankostein auf dem Bänkchen kein Buchstabe übrig bleiben darf. SCHIEREM, HEISEREM und EHERINGS lauteten mögliche (zulässige) Lösungen, die alle sieben Steine verbrauchten, die meisten Punkte aber gab es für HAUSIERE (siehe rechts) an einer Stelle des Spielbretts, die vielleicht nicht auf den ersten Blick zu finden war. 14 Punkte ist das Grundwort wert, 12 die (unfeine) Frage HÄ?, 3 das AM und 10 die WARDEINE, was inklusive Bonus 89

Punkte ergibt. Julia Niehage aus Bad Pyrmont gewann mit dieser Lösung eine Teilnahme am *ZEIT*-Scrabble-Turnier in Heringsdorf.

Und jetzt zum letzten Mal für diesen Sommer: Welcher ist der beste Zug? Teilen Sie uns Ihr Lösungswort bitte bis

Montag, 4. September, 12 Uhr,

unter folgender Telefonnummer mit:

0900-330 00 24

(computel, 0,41 Euro/Min. aus dem deutschen Festnetz; für Anrufe aus dem europäischen Ausland wählen Sie stattdessen 0049-1805-24 20 14)

Oder geben Sie Ihren Vorschlag im Internet ein, und zwar unter:

www.zeit.de/scrabble

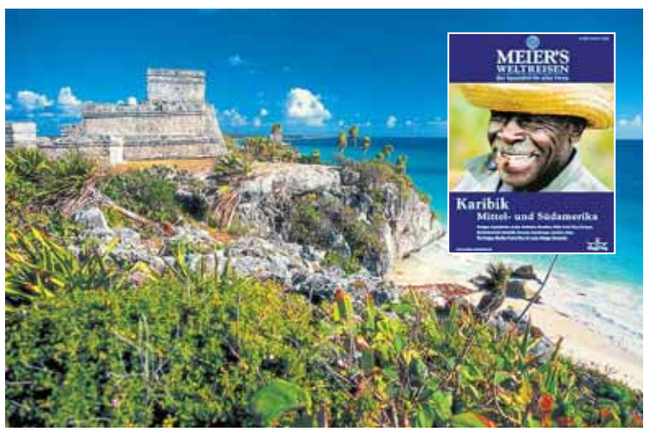
Bitte nennen Sie dabei das Wort, das Sie legen wollen, die Koordinaten, die erreichte Punktzahl, Ihren Namen, Ihre Anschrift und Ihre Telefonnummer.

Mit dem wertreichsten Wort, das uns vorgeschlagen wird, geht der ZEIT-Scrabble-Sommer 2006 zu Ende. (Eine Teilnahme per Post, E-Mail oder Fax ist leider nicht möglich.) Es zählen nur Wörter, die im Duden »Die deutsche Rechtschreibung«, 23. Auflage, verzeichnet sind – und zwar in allen sprachlich zulässigen Beugungsformen. Eigennamen und Abkürzungen zählen nicht.

Es gelten die allgemeinen Scrabble-Regeln in Verbindung mit dem Turnierreglement. Beides finden Sie unter www.scrabble.de im Internet. Über den Wochengewinn und die anderen Gewinne entscheidet das Los, der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Mitarbeiter des Zeitverlags und von ZEIT online dürfen nicht teilnehmen. Die Punkte aus den einzelnen Runden werden automatisch registriert und addiert, wenn Sie jedes Mal unter dem gleichen Namen und der gleichen Anschrift teilnehmen. Pro Person und Woche wird nur eine Einsendung gewertet, bei mehreren Vorschlägen der Zug mit der höchsten Punktzahl.

Unter allen Einsendern einer gültigen Lösung verlosen wir nächste Woche vier Scrabble-Spiele deluxe, zwölf Original-Scrabble-Spiele und zwölf Scrabble kompakt.

Das sind die Preise:



EINE REISE NACH YUCATÁN
für 2 Personen von Meier's Weltreisen: Flug ab/bis Deutschland, Rail & Fly, 7 Übernachtungen mit Frühstück, 1 Mittag- und 2 Abendessen, Busrundreise. Diese Reise kann gewinnen, wer nach allen Runden die höchste Gesamtpunktzahl gesammelt hat

77-MAL DEN NEUEN DUDEN MIT CD
Ende Juli ist die 24. Auflage des Rechtschreibdudens erschienen. Unter allen, die wenigstens einmal die beste Lösung hatten, verlosen wir am Ende 77 Exemplare

DAS ZEIT-SCRABBLE-TURNIER
findet vom 28. 10. bis 4. 11. im Maritim Hotel Kaiserhof in Heringsdorf auf der Insel Usedom statt. Jede Woche verlosen wir unter den besten Mitspielern eine Einladung

LEBENSGESCHICHTE

Sie nahm sich, was sie kriegen konnte

Sie war reich und schon zu Lebzeiten berühmt, und sie hat das sehr genossen. Bewohnte ein Schloss und eine Villa, reiste auf dem Kontinent umher, schmückte sich mit Juwelen und edelsten Stoffen. Der Starrummel hatte aber noch mehr Vorteile – vor allem bot er die Chance, in gesellschaftliche Kreise zu gelangen, die ihr sonst wohl verschlossen geblieben wären. Als junges Mädchen hatte sie nicht einmal eine Mitgift zu bieten gehabt, zur damaligen Zeit schlechte Voraussetzungen für den Aufstieg. Er war ihr dennoch geglückt, dank Ausstrahlung und Schönheit, die sie zu nutzen wusste. Mag sein, dass die meisten Männer sie nur benutzt haben, auch sie nahm sich von den Männern, was sie kriegen konnte: Sex und Liebe, Geschenke und Geld.

Als 18-Jährige hatte sie auf eine Heiratsannonce geschrieben und sich einen zwanzig Jahre älteren Herrn geangelt. Die Ehe verlief unglücklich und endete in Verleumdungen und offenem Hass. Ihr Mann beschimpfte sie als »wertloses Wesen ohne Gefühl und Ehre, ohne Verstand und Erziehung«. Was so nicht stimmte: Als Tochter eines ehemals wohlhabenden, später Bankrott gegangenen Huthändlers hatte sie eine umfassende Schulausbildung genossen.

Doch auch im Schlechten steckt bekanntlich oft ein Gutes, so auch hier. Die meiste Zeit der unglücklichen Ehe hatte sie im Ausland verbracht und hier Riten und Sitten einer fremden Kultur kennen gelernt. Die Erfahrungen inspirierten sie zu ihrer Solokarriere. Sie setzte einfach das, was sie im Kopf an Erinnerungen hatte, in lebendige Bilder und Fantasien um. Der Erfolg war umwerfend, auf eine bestimmte Art schien sie den Nerv der Zeit zu treffen. Bald glaubten alle oder wollten glauben, sie hätten es mit einer Künstlerin zu tun – und sie tat alles, dem Glauben Nahrung zu bieten. Also erdachte sie sich flugs eine zu ihren Auftritten passende Zweitbiografie. Erfand sich selbst ganz neu: als Kunstfigur, mit immer wieder neuen Details eines geheimnisvoll umwobenen Lebensweges. So erzählte sie etwa, dass sie in Spanien als Göttin verehrt worden sei. Auf den Straßen hätten ihr die Kavaliere ihre Mäntel zu Füßen gelegt, damit sie sicher voranschreiten könne. »Auf diese Weise war ich in Madrid, ohne dass je mein Fuß den Boden berührte.«

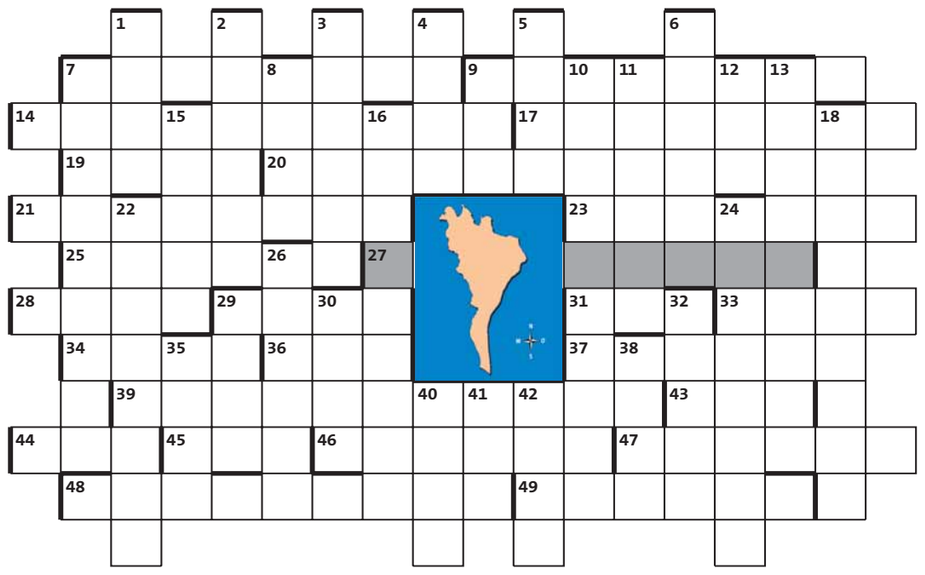
Auf dem Zenit ihres Ruhms wusste vermutlich niemand mehr, woher sie eigentlich stammte und dass sie einst zwei Kinder geboren hatte. Der Sohn war als Kleinkind gestorben, die Tochter beim Vater geblieben. Sie selbst hatte sich ins turbulente Leben gerettet und alles hinter sich gelassen. Was daran wirtschaftliches Kalkül war, was Hunger nach Leben, was Verdrängung des Erlebten und Flucht in die Traumtänzerei – das lässt sich heute nicht mehr klären. Womöglich hat sie irgendwann selbst an ihre erfundene Biografie geglaubt.

Viel Zeit blieb ihr allerdings nicht mehr: Mit 41 Jahren starb sie eines gewaltsamen Todes, all ihre Unschuldsbeteuerungen verhallten im Wind. Über die Umstände und Ursachen wurde später noch lange spekuliert. So hieß es etwa, eine Nebenbuhlerin habe ein tödliches Komplott gegen sie geschmiedet. Wahrscheinlicher ist, dass man(n) ihr ohnehin misstraute, wegen ihres für eine Frau ganz ungewöhnlichen und freizügigen Lebensstils. Und dass man – wie so oft in politisch brisanter Zeit – mal wieder einen Sündenbock brauchte, um die knurrende Volksseele zu besänftigen.

Wer war's? **FRAUKE DÖHRING**

AUFLÖSUNG AUS NR. 35:

W. C. Fields, eigentlich William Claude Dukenfield (1880 bis 1946), stammte aus Philadelphia. Der Jongleur und Billard-Akrobat verblüffte auf der Bühne und in seinen Filmen mit ungewöhnlichen Tricks. Seine Tourneen führten ihn durch die USA und nach Europa. 1915 entstand sein erster Film, 45 weitere folgten. Der knollennasige Komiker war ein Publikumsliebling, die Kritik reagierte eher unfreundlich auf seine Filme: »Keiner macht so lustige schlechte Komödien wie er.«



DAS GROSSE ZEIT-SOMMERPREISRÄTSEL (9)

Waagerecht: 7 Vorsicht: Manche kommen in tarnendem Gemüsegrün statt warnendem Feuerrot daher! **9** Klingt an als Spielgefährte edler Rose **14** Da helfen keine Sonnenhüte: »Nur besonnen!« ist ihr Slogan nicht **17** Und doch eher von Südherkunft erschien Wilhelm, als solcher, den Leuten von Hastings **19** Ein guter produziert Gefühl per Geist, nicht bloß Verstand **20** Werden von abweisenden Bikinischönheiten vergeben, besetzt aber auch **21** Gab sich vertrickst viel Mühe mit Zwei-Seelen-Doktors Wunschleben **23** Lieferant kerniger Salatzutat **25** Bei Ferien selten beklagt, beim Stau dagegen sehr **27 Element absatzeinbruchgefährdenden Beweggrunds 28** Solche Koralle: intellektueller als der Rest der Verwandtschaft? **29** Weil er eines bekommt, ist einer einer **31** Glasklar eine Alternative, stellt Getränkekistenträger erleichtert fest (Abk.) **33** Boss in Zwölfschlösserheim **34** In dem sich regen, das gefällt Strandurlaubern – nicht dagegen: so im Regen **36** Lexikalischer Erstling der 24 senkr. **37** Hat nur Anfängliches und Endliches vor der Schattenseite, die Blütenprächtige **39** Bodenturners 720-Grad-Übung? Darstellerisches Spezialengagement **43** Da ist der Tag lang, wie die Nacht auch, und beide machen ein Jahr **44** Der Vorletzte, wo Zeta der Sechste **45** Passt auch vor Ort, die kurze Nonmonarchie **46** Der Kanonsänger Kunst: zugleich zugleich und so zu singen **47** Sorgt – gut Holz! – dafür, dass es in Pflanzen nicht gar so zellulose zugeht **48** Experten für die ganz großen 3 senkr. **49** Spielwiese fürs Taktieren der 19 waager. – **Senkrecht: 1** Macht dem geübten Neinsager nicht viel Einlegearbeit **2** Helfer in der Marmeladisierungskampagne **3** Ein Labs und ein Kaus braucht keine zwei **4** Zuständig fürs Weltmeistern geballten Spielwillens (Abk.) **5** Beim Tischfußballer aber hat sie viel zu tun **6** Ödlandläufige Lastenbeweger **7** Sind mit Leitungsaufgaben im Energiegeschäft betraut **8** Ein Hoch-Sitz noch zusätzlich für Nasehoch-Träger **9** Der Bonanzar für Hoss & Co. und 8 senkr. & Co. **10** Pflegt Neigung gen Ozean zu haben auf dem typischen Tropentraumstrandfoto **11** Welch Untier in Schluckeraugen! **12** Eine preistreibende Wareneigenschaft in Verkäuferargumentation **13** »Schnurgerade zum Ziel!«, versucht's ein Flirtchancenwahrnehmer **15** Die Herausragenden in jedem Sandalenfilm **16** Ein Dreiblatt oft, fern der Kleewiese **18** Schnüffelnase unter Stielaugen zwischen Spitzohren wirkt wie? **22** Surfern, Tauchern, Reitern – jedem verspricht der Reiseprospekt sein eigenes **24** Fachgebiet der lebewesentlichen Erkenntnisse **26** Macht manch turista traubenblau **29** Kleinigkeit im Tagespensum eines Holzfällertrupps **30** In Familie Lauch der zahmere Vetter vom Knob **32** Hat, was der Seeräuber hat: trabt auf Unterholzpfaden, immer der Teleskopnase nach **35** Dadurch kam Hehler mal zum Heller **38** Steht ratzfatz auf dem Platz bei Leuten mit Aufschlagstärke **40** Stängelgedrängel, wohlbewässert **41** Sitzt rechts und links, aber auch vom Mittel- ist die Rede **42** Anrede, niederachtungsvoll

AUFLÖSUNG DES PREISRÄTSELS AUS NR. 34:

Waagerecht: 7 KOTAU **9** GARTENZAUN aus N-a-t-u-r-g-a-n-z-e **14** KLEMATIS **16** WEIZENBIER **18** HURON-See in Huron-en (Cooper, »Lederstrumpf«) **19** SONNENDECK **20** CONRAD, »Taifun« **22** GOGOL, »Die Nase«, »Der Mantel« **23** SKAT **24** PARTIE **25** Doris Day, »Que SERA« **26** AES in C-aes-ar **27** SEE-gang **28** DRINK **30** U**MARMU**NG mit Amrum **32** ETON in J-eton-s **33** BAHNHOF **36** MAIN in Bahamain-seln **37** REMAKE **39** KAMERAMANN **43** GARANTIE **44** FINALISTEN **45** OELKANNE **46** KANISTER aus E-i-s-t-r-a-n-k. – **Senkrecht: 1** FOEHN **2** AUTODIDAKT **3** TASSO **4** UNZE in ne-unze-hn **5** BAND **6** KNICKE-bein **7** KLEOPATRA aus R-a-t-e-p-o-k-a-l **8** AAR **9** GINGER Rogers und Ginger Ale **10** TENOR **11** EINLAUFEN **12** ZEN **13** BEKASSINE **15** MURREN **16** WOGEN **17** BESANMAST **21** ATE **25** SINKEN **27** SOEREN Kierkegaard **29** KOMIK **31** GANTER **33** »Auf dieser BANK von Stein will ich mich setzen« (»Wilhelm Tell«) **34** HEINE, »Lorelei« **35** Städte Ludwigs- etc. -HAFEN **38** MALnehmen **40** RANG **41** ALI Baba **42** MISS in Kom-miss-ion.

SO KÖNNEN SIE GEWINNEN:

Gesucht wird das Lösungswort der Woche (heute: 27 waagerecht). Es ergibt sich, wenn Sie die Buchstaben in den farbigen Feldern mit den Buchstaben der in der Mitte abgebildeten Insel (in der richtigen Reihenfolge!) kombinieren. Beispiel: Aus FASS, der Insel Ameland im Bild und EREI ergibt sich FASSADENMAL-EREI.

Danach gibt es zwei Möglichkeiten:
Entweder Sie geben Ihre Lösung, Ihren Namen und Ihre Anschrift im Internet ein, und zwar auf der Seite
www.zeit.de/sommerpreisraetsel
(bitte genau so schreiben, ohne Umlaute!).
Oder Sie schreiben das Lösungswort auf eine Postkarte und schicken diese, versehen mit Ihrem Namen und Ihrer Anschrift, an:

DIE ZEIT
Sommerpreisrätsel
Postfach 10 68 08
20045 Hamburg

Teilnahmeschluss für diese Folge ist in jedem Fall: **Dienstag, der 12. September 2006**

Unter allen richtigen Einsendungen werden die Gewinner durch das Los ermittelt. Sie werden schriftlich verständigt, ihre Namen nach Ende der Aktion unter www.zeit.de/sommerraetsel veröffentlicht. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Namen und Adressen der Teilnehmer wird der Zeitverlag eventuell für eigene Werbezwecke verwenden

WIR VERLOSEN JEDE WOCHE:

Ein ZEIT-Lexikon in 20 Bänden
Sechzehn Bände voller lexikalischer Fakten von A bis Z, in 145 000 Stichwörtern und 8000 Abbildungen, dazu ein Wörterbuch mit drei Bänden und einen Band mit Redewendungen.

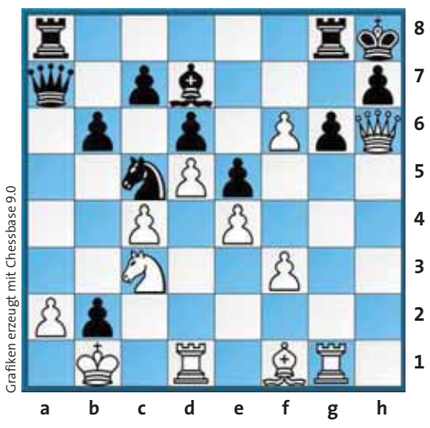
Ein Weinpaket Mederaño de Freixenet
Jedes Paket besteht aus einer Kiste (6 Flaschen) Blanco, einer Kiste Rosado und einer Kiste Tinto, einem WMF-Korkenzieher und 6 eleganten Weingläsern.

Zwei ZEIT-Hängematten
Geübte *ZEIT*-Leser schaffen es, ihre Lieblingszeitung sogar in dieser Lage zu lesen und dabei noch um die Ecke zu denken. Für entspannte Sommertage!

Zwei Rätselbücher »Eckstein Jumbo 4«
Vor einiger Zeit ist im Scherz-Verlag die neue, umfangreiche Sammlung von *ZEIT*-Kreuzworträtseln erschienen. Die glücklichen Gewinner werden unter den Ersten sein, die sie in Händen halten.

Zehn Sudoku-Rätselbücher
In einer Kooperation von *ZEIT, Handelsblatt* und Fischer-Verlag ist dieses Taschenbuch für alle erschienen, die mit den Sudokus aus der *ZEIT* nicht genug haben.

SCHACH



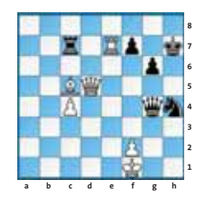
In dieses Jahr fallen die Gedenktage etlicher berühmter Persönlichkeiten. An Geburtstagen Samuel Beckett (100.), Sigmund Freud (150.), Benjamin Franklin (300.) sowie der 200. Todestag Friedrich Schillers. Samt und sonders Schachspieler, mehr oder weniger.

Doch fangen wir mit einer an, die zweifelsohne »mehr« war: Vera Menchik, vor 100 Jahren geboren und vor dem Zweiten Weltkrieg die unangefochtene Weltmeisterin – sieben Mal hintereinander. Hätte nicht eine deutsche Bombe auf London 1944 ihrem Leben ein Ende gesetzt, wäre sie vermutlich noch lange die Beste geblieben. Man nannte sie »die Unbesiegbare«, als sie ein Jahrzehnt lang keine Partie gegen eine Frau verlor.

Miss Menchik war die erste Frau, die an Männerturnieren teilnahm. Bescheiden und zurückhaltend, verschaffte sie sich dort Respekt, schürte aber auch unter den Männern Ängste, die diese schon einmal in einer Flucht nach vorn, also scheinbarer Siegesgewissheit, bannen wollten. So regte denn der Wiener Meister Albert Becker zu Beginn des Turniers in Karlsbad 1929 spöttisch an, dass jeder Teilnehmer, der gegen sie verlöre, dem »Vera-Menchik-Club« beitreten müsse. Sie ahnen es schon, Becker wurde Gründungsmitglied, dem sich dann noch solche Koryphäen wie der nachmalige holländische Weltmeister Max Euwe, Samuel Flohr und andere zugesellten. Auch der damals führende englische Meister Sir George Thomas. Mit welchem Paukenschlag setzte Miss Menchik als Weiße Sir Thomas in 3 Zügen matt? **HELMUT PFLEGER**

AUFLÖSUNG AUS NR. 35:

Mit welchem Opferschlag gewann Schwarz am Zug? Nach dem Qualitätsopfer **1...Txc5!** war Weiß in jedem Fall verloren. 2.Dxf7+ Kh6 3.Dh7+ Kg5 ist aussichtslos, 2.Txf7+ Kh6 3.Dxc5 führt gar zum Matt durch 3...Dd1. Weiß schluckte deshalb mit **2.Dxc5** noch die Henkersmahlzeit, musste aber nach **2...Dd1+ 3.Te1 Dd3+ 4.Te2 Dh3+! 5.Ke1 Sf3+** aufgeben, weil 6.Kd1 Df1+ den Turm verliert



SUDOKU

		3		6		7		
			5		4			
4		9	7		2	1		5
	7	5				8	4	
9								1
	3	4				2	7	
5		8	3		6	9		7
			8		9			
		7		1		3		

Füllen Sie die leeren Felder so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem 3 x 3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen. Mehr solcher Rätsel im Internet unter www.zeit.de/sudoku

AUFLÖSUNG AUS NR. 35:

9	1	8	4	5	2	3	6	7
6	7	4	3	1	8	9	5	2
2	3	5	6	9	7	1	8	4
3	8	6	7	2	5	4	1	9
5	2	1	8	4	9	7	3	6
7	4	9	1	6	3	8	2	5
4	5	2	9	8	1	6	7	3
1	6	3	5	7	4	2	9	8
8	9	7	2	3	6	5	4	1

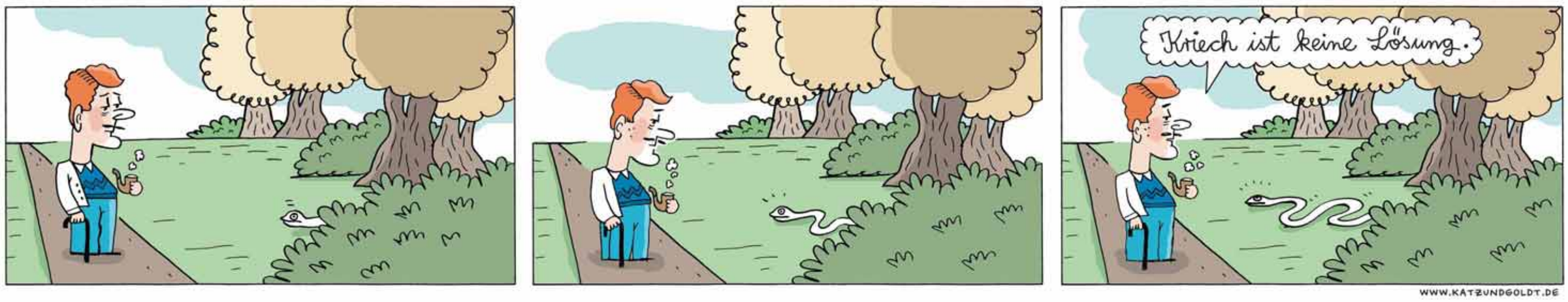
LOGELEI

Waagerecht: A Der Rückwert dieser Zahl ist J senkrecht mal Q waagerecht **G** Der Rückwert ist eine Quadratzahl **H** plus D senkrecht ergibt eine Quadratzahl **I** Kubikzahl **J** N senkrecht plus I waagerecht **K** E senkrecht ist ein Vielfaches dieser Zahl **M** Kubikzahl **O** Quadratzahl **Q** Vielfaches von P senkrecht **R** A senkrecht plus A waagerecht
Senkrecht: A Vielfaches des Rückwerts von B senkrecht **B** Der Rückwert ist eine Quadratzahl **C** Der Rückwert ist das Produkt des Rückwerts von M waagerecht und der Quersumme von B senkrecht **D** Primzahl **E** Palindrom **F** I waagerecht mal M waagerecht **J** Palindrom **L** A waagerecht ist ein Vielfaches dieser Zahl **N** Quadratzahl **P** J senkrecht ist ein Vielfaches dieser Zahl **ZWEISTEIN**

A	B	C	D	E	F
G		H			
I			J		
K	L		M	N	
O		P		Q	
R					

AUFLÖSUNG AUS NR. 35:

Spremuta hat gelogen. Der große Diamantring wurde 1715 von Mvorak hergestellt, der kleine Rubinring 1823 von Bussorgsky und der mittelgroße Ring mit einem Lapislazuli 1876 von Waganini



ALICE UND ELLEN KESSLER

Wir haben einen furchtbar leichten Schlaf. Wahrscheinlich, weil wir als Kinder nachts mit angehaltenem Atem im Bett lagen, aus Angst, dass sich der Schlüssel im Schloss drehen würde. Das war das Signal, dass unser Vater im nächsten Moment betrunken ins Elternschlafzimmer torkeln und unsere Mutter mit Beleidigungen überziehen würde, manchmal auch mit Gewalt. Also legten wir uns abends in die Mitte des Elternbettes, um die väterlichen Übergriffe abzudämpfen. Unser Vater wurde nicht damit fertig, dass ihn seine Geliebte verlassen hatte. Seine Verzweiflung ließ er über Monate an unserer Mutter aus. An unseren Brüdern konnte er sich nicht mehr abreagieren. Der eine war mit 12 Jahren an Gelbsucht, der andere mit 17 an Typhus gestorben.

Unsere Angst vor seiner blinden Wut und das Gefühl, uns an niemand anderem festhalten zu können, hat uns für alle Zeiten zusammengeschweißt. Unser Aneinanderklammern hatte also tiefere Wurzeln als die übliche Einheit, die jedes Zwillingspaar fühlt. Bei uns war es auch Überlebensinstinkt.

Was ist das, was uns heute verbindet? Eine zärtliche Hassliebe vielleicht? Wir sind für den anderen der beste Freund, aber auch der größte Feind, weil wir uns gegenseitig tiefer verletzen können als jeder Außenstehende. Einerseits verstehen wir uns ohne jedes Wort. Andererseits sind wir wie ein altes Ehepaar, das sich nicht mehr offen aussprechen kann. Das erfrischende Gewitter, das man mit einer Freundin haben kann, gibt es zwischen uns nicht. Wir schaffen es einfach nicht. Wir meckern uns gegenseitig an, werfen uns Dinge an den Kopf, bis sich das Gezänk plötzlich wie von alleine wieder auflöst. Heute schneller denn je. Dicke Luft zwischen uns hält nie lange an. Das würden wir gar nicht aushalten.

Vor 20 Jahren ließen wir von einem Architekten unser Doppelhaus bauen, das wir seitdem bewohnen, wenn wir in Deutschland sind. Wir können es in zwei nahezu identische Einheiten trennen, wenn wir den großen Durchbruch zwischen unseren baugleichen Wohnzimmern mit einer Tür verschließen. Das tun wir aber nur selten, zum Beispiel wenn wir mal nicht das gleiche Fernsehprogramm schauen wollen. Mit dem Effekt, dass wir ständig irgendwelchen Kleinkram abgleichen: Zieht es? Sollten wir nicht mal staubsaugen? Wollen wir die Heizung runterstellen? Und so weiter. Unvorstellbar, dass eine von uns Gäste zum Essen einladen würde und die andere nicht dabei wäre. Es ist ein bisschen wie leben in einer Zwangsjacke, das nervt gelegentlich. Aber geht es Paaren, die seit Ewigkeiten zusammen sind, so viel anders?

Eigentlich wissen wir gar nicht, was uns fehlen sollte, weil wir das Leben nie anders kennen gelernt haben als in wechselseitiger Abhängigkeit und Synchronität. Trotzdem sehnen wir uns nach mehr Freiheit, beide. Sogar diese Sehnsüchte sind bis ins Detail fast deckungsgleich. Doch wir schaffen es nicht, uns diese Freiheit im Umgang miteinander zu nehmen. Mit unseren jeweiligen Lebensabschnittspartnern gelang uns das besser, in einem Fall sogar 20 Jahre lang. Wer uns aber unsere Unabhängigkeit nicht zugestehen und sich mit Haus, Hund und Hochzeit an eine von uns binden wollte, hatte schlechte Karten.

Wenn eine Schwester mal einen Tag verreist, verbringt die andere den Tag exakt genauso diszipliniert wie sonst. Diese Perfektion haben wir zur Triebfeder von mehr als 50 Jahren Bühnenerfolg gemacht, sonst hätten wir es nie so weit gebracht. Heute können wir nicht mehr dahinter zurück. Unsere Freunde werfen uns vor, wir könnten nicht loslassen. Unsere Gewohnheiten und Rhythmen haben sich einfach zu tief eingefräst. Selbst wenn wir tagsüber keine offiziellen Termine haben, gehen wir nie ohne getuschte Wimpern aus dem Haus.

Haltung! Sich nie gehen lassen! Graziös durchs Leben schreiten! Auch das hat uns unser Vater von klein auf eingebimst. Weil er so stolz auf seine beiden hübschen Zwillingstöchter war, ließ er uns zwei, drei Meter vor sich herlaufen und genoss die Kommentare von verzückten Spaziergängern. Sackten wir nur für Sekunden zusammen, erschallte von hinten sein Kommando: »Gerade Rücken, aufrecht gehen!« Ab und zu schleppte er uns in seine Stammkneipe und ließ uns vortanzen, Akkordeon spielen und Kunststückchen vorführen, die er uns beigebracht hatte. Wie kleine Zirkushunde. Später dann, sobald wir spürten, dass er uns wieder irgendwohin schleppen wollte, versteckte sich immer eine von uns beiden.

Ja, da steckt er schon im Kern, der Traum, sich unsichtbar zu machen. Die größte denkbare Freiheit überhaupt. Auf eine Insel zu fliehen, auf der uns kein einziger deutscher Tourist behelligen könnte, wo uns keiner erkennt. Mal nicht »die Kessler-Zwillinge« sein. Mal nicht irgendeinem der vielen Klischees entsprechen. Weder im Leben noch in der Rolle. Seit zehn Jahren hoffen wir auf ein Theaterstück, in dem jede von uns ihren eigenen Part hat und jeglicher Zwillingsbezug fehlt. Jetzt ist es so weit. In *Sechs Tanzstunden in sechs Wochen,* einer amerikanischen Komödie, spielen wir immer je eine Woche im Wechsel eine alte Dame, die sich so wie ihr Tanzlehrer hinter Lebenslügen verschanzt. Nun gut, wir geben nicht zwei völlig konträre Charaktere auf der Bühne, aber die Frage, wer sie wie spielt, ist doch reizvoll!

Unsere Großmutter war ja auch ein eineiiger Zwilling. Als ihr Mann und ihr Schwager aus dem Ersten Weltkrieg nicht mehr heimkamen, zog sie mit ihrer Schwester ins selbe Haus. Nächtelang spielten sie Mensch ärgere Dich nicht und stritten sich in einem fort. Als die eine starb, folgte ihr die andere kurz darauf.

In unserem ganzen Leben waren wir nur einmal sechs Wochen am Stück getrennt. Keiner von uns beiden kann sich vorstellen, wie es ohne Schwester weitergehen würde.

Wenn eine von uns beiden früher als die andere stirbt, wen wollten wir überhaupt am Grab sehen? Zusammengezählt gibt es nicht mal eine Hand voll Menschen, denen wir wirklich trauen. Als wir vor kurzem unser Erbe der Organisation Ärzte ohne Grenzen vermachten, weil wir keine Nachkommen haben, tauchten reihenweise Bittsteller auf; unter anderen vermeintliche Cousins und Cousinen, von denen wir noch nie gehört haben. Nur weil irgendeine Gazette was von »Millionenhöhe« geschrieben hatte. Wer seit Jahrzehnten so im Rampenlicht steht wie wir, vermutet meist, dass jemand irgendwas im Schilde führt, wenn er Nähe sucht. Deswegen haben wir eigentlich nur eine Idee, wie wir die Leere und Sinnlosigkeit im Ernstfall alleine füllen könnten. Mit einem Haus voller Hunde und Katzen. Allesamt dankbare Wesen ohne Hintergedanken.

»Die Angst vor der Wut unseres Vaters hat uns zusammengeschweißt. Das Aneinanderklammern hatte also tiefere Wurzeln als die übliche Einheit, die jedes Zwillingspaar fühlt. Es war Überlebensinstinkt«

ALICE UND ELLEN KESSLER,
1936 in Tucha in Sachsen geboren, wurden als Kessler-Zwillinge zu Ikonen der deutschen Fernsehunterhaltung. 1952 flüchtete ihre Familie aus der DDR nach Düsseldorf, wo Alice und Ellen in einem Revuetheater auftraten. In den sechziger und siebziger Jahren wurden sie als Tänzerinnen und Schauspielerinnen weltberühmt. Sie leben heute in Italien und München. Mit der Komödie »Sechs Tanzstunden in sechs Wochen« stehen sie im Dezember in Stuttgart auf der Bühne. Sie träumen davon, einmal nicht »die Kessler-Zwillinge« zu sein

AUFGEZEICHNET VON **ANDREA THILO**
FOTO VON **REGINA SCHMEKEN**

Audio www.zeit.de/audio

Der Bettenbaron

Sir Rocco Forte ist ein Liebhaber des guten Stils. Wo auch immer der Brite ein Hotel eröffnet, es wird das Erste am Platze. Ein Besuch in seinem Londoner Brown's Hotel **VON TOMAS NIEDERBERGHAUS**

Foto: Olaf Fippinger für DIE ZEIT

SO LÄSSIG wie professionell – Sir Rocco verneigt sich vor der Historie der Häuser und gibt ihnen eine moderne Note

Man weiß gar nicht, was hier mehr glänzt, der dunkle Holzboden oder die eleganten, handgenähten Männerschuhe, deren Absätze mit jedem Klacken auf dem Parkett wahrscheinlich zwei Pfund an Wert verlieren. Kein Anzug, der nicht passt, keine Frisur, die nicht sitzt. Eine Lady in schwarzem Cocktailkleid und Federboa trägt das dunkle Haar am Vorderkopf schmal und flach frisiert, während es sich am Oberkopf türmt, Farah-Diba-Look.

»Meine Liebe, Sie sehen zauberhaft aus«, begrüßt sie ein Herr in klein kariertem Tweed, »die Sixties, ich sehe!«

»Haben wir nicht alle unsere Eitelkeiten?«, scherzt sie und hält dabei ein Obsthäppchen unter die heiße Schokolade, die weiß aus einem Tischspringbrunnen sprudelt. Aus dem Nachbarzimmer tönt Jazz-Gesang herein, Champagnerlaune, seine Blicke streifen flüchtig ihr Dekolleté.

»Ein unvergesslicher Abend. Finden Sie nicht?«

Sie lächelt kühl. »Ich liebe die streng geordneten Canapés auf den Silbertabletts«, sagt sie und kehrt ihm den Rücken, um sich mit einem Mann zu unterhalten, der eine große Siebziger-Jahre-Brille im leicht aufgedunsenen Gesicht trägt: Roger Moore, gealtert, aber anmutig wie 007. Links von ihm steht Andrew Lloyd Webber, Joan Collins ist zugegen, am Tisch ganz vorn sitzt Afdera Franchetti, eine zauberhafte Lady, Frau des verstorbenen Schauspielers Henry Fonda. Des Weiteren: Londoner Geldadel, lokale TV-Moderatoren, Dandys, Musiker, Künstler, Menschen mit Stadtwohnung und Sommerhaus, 500 Gäste insgesamt. Ein Aufgebot dieser Art wäre in Berlin allenfalls zu den Filmfestspielen möglich, hier in London heißt die Party: »Sir Rocco and friends«. Man feiert die Wiedereröffnung des Brown's, des ältesten Luxushotels der Stadt.

Das Brown's gehört zu den Rocco Forte Hotels, genauso wie die Villa Kennedy in Frankfurt, das Astoria in St. Petersburg, das Richmond in Genf. In Berlin eröffnet er im November das Hotel de Rome. Insgesamt sind es dann 13, mehr als 30 sollen es nicht werden. Sir Rocco spricht nicht von einer Kette, nicht von einer Gruppe, er sagt *collection.* Und mal angenommen, seine Hotels wären Menschen, dann wären sie Rocco Forte selbst. Der charmante, unverwechselbare Mann, 61 Jahre alt, von eher kleiner Statur, dunkle Haare, sanfter Blick, verkörpert das Klassische mit einem Hang zur Postmoderne. Seine Anzüge sind maßgeschneidert, englischer Stil, seine Accessoires italienisch, nobel, manchmal bunt. Am Nachmittag stand er noch mit Maggie Thatcher vor dem Brown's, die Eiserne Lady durchschnitt das Band vor dem Eingang, Kameras klackerten und surrten, und während der Beitrag über die Wiedereröffnung des Hotels nun in die Londoner Wohnzimmer übertragen wird, feiert Rocco Forte auf dem Parkett und macht seinem Ruf als ausgezeichneter Tänzer alle Ehre. Sportlich ist er ohnehin. 1500 Meter schwimmt er in 27 Minuten, für 40 Kilometer Radfahren braucht er eine Stunde und fünf Minuten, seine Bestzeit! Rocco Forte ist ein smarter Kämpfer, im Triathlon nicht minder als im Hotelbusiness.

Er stand mit Michael Caine vor der Kamera. Caine hatte die Nebenrolle

In den neunziger Jahren besaß dieser bescheiden und unprätentiös wirkende Mann die größte Hotelkette der Welt – mehr als 800 Häuser und 100 000 Angestellte in 50 Ländern. Darunter Hotellegenden wie das Ritz in Madrid und das Plaza Athénée in Paris. Sein Vater, Lord Charles, hatte das Imperium aufgebaut, das war 1934, er startete mit einer Milchbar an der Regent Street. Gebürtig war er aus Monforte, am Fuße der Abruzzen, kleines Haus, kein fließendes Wasser, kein Strom. Man kann sich vorstellen, dass der Weg aus der italienischen Landkommune bis in die Londoner Upperclass kein Geschenk des Himmels war. Was die Familie immer ausgezeichnet habe, erklärt Rocco Forte in fünf Worten: »Fleiß, Zusammenhalt und gute Gene.« Mit 14 stand der kleine Rocco während der Ferien bereits als Tellerwäscher in den Betrieben seines Vaters. Bevor er am Pembroke College in Oxford Sprachen studierte, eine Ausbildung als Wirtschaftsprüfer machte, um dann ins Hotelgeschäft einzusteigen, gab es noch einen Ausreißer: Er spielte in mehreren Fernsehfilmen mit, unter anderem als italienischer Kellner. »Vor einigen Jahren«, sagt Rocco Forte, »saß ich mittags in einem Restaurant. Michael Caine kam herein. Er sah mich und fragte: ›Hey, kennen wir uns nicht von einem Dreh?‹ – ›Ja,‹ antwortete ich, ›ich hatte eine Sprechrolle, Sie waren damals Statist.‹ Er lachte.«

Warum, Sir Rocco, haben Sie die Schauspielerei für das Business an den Nagel gehängt?

»Mein Vater hat mich nicht gerade ermutigt, den Weg des Schauspielers zu gehen«, sagt er und fügt nach einer kurzen Pause hinzu: »Wenn ich es selber wirklich gewollt hätte, wäre ich diesen Weg natürlich gegangen.«

Foto: Rocco Forte Hotels

Foto: Rocco Forte Hotels

Foto: Olaf Fippinger für DIE ZEIT

Sie sind klein und intim. Er verneigt sich vor der Historie der Gebäude, haucht ihnen dennoch eine moderne Note ein. Um die Inneneinrichtung kümmert sich die Designerin Olga Polizzi, Rocco Fortes Schwester. Die beiden arbeiten eng zusammen. Er bezeichnet sie als »interessante Frau, willensstark und vor allem sehr loyal«. Sie bezeichnet ihn als »charmanten Mann, der Probleme schnell erfasst und zu lösen weiß. Er ist fanatisch, was Standards betrifft, und möchte seinen Gästen das geben, was er selbst von einem guten Hotel erwartet.« Beide sind so lässig wie professionell.

Im Brown's führte Graham Bell seine neue Erfindung vor – das Telefon

Das Brown's schmückt als weißes Townhouse die Albemarle Street in Mayfair, um die Ecke stellen Galerien Matisse und Picasso aus, Preis auf Anfrage, Chocolaterien verkaufen drei Pralinen für 15 Pfund, De Beers hat ein paar Steinchen ins Schaufenster gelegt, nichts Außergewöhnliches. Queen Victoria war regelmäßig im Brown's, Rudyard Kipling schrieb hier das *Dschungelbuch,* Alexander Graham Bell kam im Jahre 1876 ins Brown's, um seine jüngste Erfindung, das Telefon, vorzuführen. Der alte, hölzerne Apparat hängt im »Graham Bell Room« des Hotels. Ein hölzernes Objekt, das an einen Nistkasten für Meisen erinnert, mit trichterförmiger Hörmuschel und brüchigem Kabel und dem Signet »The Telephone Company Limited«. Es sind die Geschichten und die Geschichte, die das Brown's so unvergesslich machen und jedes neue Designhotel als Hort der Unkultur verblassen lassen. In der Hellenic-Suite zum Beispiel wohnte der griechische König Georgios II. während seines Exil von 1924 bis 1935. Seine Majestät wäre von dem heutigen Ambiente nicht weniger angetan als damals. Olga Polizzi hat die 95 Quadratmeter mit viel Liebe designt. Auf den hellen, geölten Holzdielen wechseln sich Antiquitäten und modernes Mobiliar ab, Leinen, Seide und Angora, zahlreiche Bücher und moderne Kunst erfreuen das Auge, im Bad ist ein kleiner Bildschirm in die Wand eingelassen, er ermöglicht es, Filmklassiker wie *Citizen Cane* oder *Pulp Fiction* auch in der Wanne zu sehen.

Ein Butler packt dem Gast den Koffer kurz vor der Abreise. Man muss noch ein wenig über Sir Rocco schmunzeln, der zu seiner Schwester Olga während der Eröffnung lakonisch sagte: »Hättest du es nicht ein wenig billiger machen können?« Die Renovierung hat ihn umgerechnet 30 Millionen Euro gekostet.

An das Grandhotel, in dem er seine allererste Nacht verbracht hat, kann sich der englische Hotelier italienischer Herkunft sehr wohl erinnern. Er war mit den Eltern unterwegs von London in die Abruzzen, zum Geburtshaus seines Vaters, anderthalb Tage dauerte die Bahnreise. »Wir machten Stopp in Rom und nächtigten im Excelsior«, sagt er, und wenn er von der »riesigen Lobby, den funkelnden Lüstern und den stattlichen Suiten« schwärmt, dann glaubt man, das alles in seinen leuchtenden Augen zu erkennen.

Der Text ist ein Vorabdruck aus: »Menschen in Hotels«.
Herausgegeben von Tomas Niederberghaus.
Erscheinungstermin: 2. Oktober 2006 bei Eichborn Berlin

Rocco Forte sitzt auf einem der dunkelroten Clubsessel, sichtlich müde, doch seinen Augen entgeht nichts. Er ist sein bester Hotelkritiker, bezeichnet sich selbst als »detailbesessen« und weiß, wie er in diesem Geschäft die Liga anführt. Er schaut spontan schon mal selbst unter die Bettlaken, die Matratzen und in die Minibar. Er hasst Badezimmer, in denen neben dem Waschbecken nicht ausreichend Platz für das Necessaire ist. Er setzt auf exzellenten Service, hinreichend Personal, seine Hotels befinden sich in erster Lage, haben nichts mit amerikanischen Bettenburgen zu tun,

MAGNET Gesichter Asiens

Menschen unterschiedlicher Kulturen zusammenzuführen, für Kunstaustausch zu sorgen, das gehört zu den Aufgaben des Instituts für Auslandsbeziehungen ifa. 18 Fotografinnen und Fotografen aus Thailand, Indonesien, Vietnam, Neuseeland, Australien und Deutschland, die sich mit Hilfe der Goethe-Institute zur Arbeit trafen, zeigen ihre Sicht auf Südostasien bei der Ausstellung **Fotografen entdecken!** in der ifa-Galerie Berlin. Unser Bild stammt aus der Serie »Sulu-Stories« der Malaysierin Yee I-Lann, die sich mit ihrer Heimatregion befasst. **PUT**

»Fotografen entdecken!«, bis 29. Oktober, ifa-Galerie, Linienstraße 139/140, 10115 Berlin, Dienstag bis Sonntag 14 bis 19 Uhr, Eintritt frei. Auskunft: Tel. 030/22 67 96 16, www.ifa.de

Frisch vom Markt

Kreuzen Kängurus die Schienen, bekommt man entlang der Strecke Emus, Wombats, Dingos zu Gesicht? Die Chance, einen Blick auf Australiens seltsame Tierwelt zu erhaschen, besteht durchaus, wenn man den Kontinent per Bahn durchquert. Der komfortable *Indian Pacific* braucht rund 65 Stunden für seinen knapp 4400 Kilometer langen Weg vom Pazifischen zum Indischen Ozean. Auf der Mammuttour dabei sein kann man dank des Veranstalters ZeitRäume: Die Zugreise von Sydney nach Perth mit Halt auf etlichen Bahnhöfen ist Bestandteil einer 25-tägigen Australientour.

13. Oktober bis 6. November, 5655 Euro, Informationen unter Tel. 0641/93 12 60, www.zeitraeume-reisen.de

Wenn das Herbstbier angestochen wird und die Hochsaison sich dem Ende zuneigt, dann beginnt im Salzburger Land der Bauernherbst. »G'wand und Trachten« heißt heuer das Motto, unter dem über 80 Orte zwischen Abtenau und Wagrain etwa 2000 Veranstaltungen zu Brauchtum und Handwerk bieten. Oldtimer-Traktoren und Kutschen schmücken den Festzug, mit dem die Region Großglockner-Zellersee am 2. September den Bauernherbst eröffnet. Nicht nur Tanz oder Almkranzlbinden spielen eine Rolle, sondern auch würziger Almkäse oder Selbstgebrannter.

Bauernherbst bis 26. Oktober. Auskunft: SalzburgerLand Tourismus, Tel. 0043-662/66 88 44, www.bauernherbst.com

Wer neugierig auf Vietnam und Kambodscha ist, etwas erleben, aber möglichst komfortabel übernachten möchte, für den hat Western & Oriental Travel eine Reise zusammengestellt. Erste Eindrücke von Hanoi mit seinen schattigen Boulevards und Gebäuden im Kolonialstil bekommen die Gäste auf einer Bootsfahrt durch die Halong-Bucht, genächtigt wird im Melia Hotel. Bevor es nach Saigon geht, ist noch ein Abstecher ins Hafenstädtchen Hoi An geplant. In Kambodscha dann ruht man sich von den Tempelbesichtigungen in Angkor Wat im Hotel Méridien aus.

Flüge, Übernachtungen ab 2579 Euro. Auskunft: Western & Oriental Travel, Tel. 06122/534 80, www.westernoriental.com

Kassenpatient bei der TUI

Reiseveranstalter locken mit Präventionsprogrammen, die bezuschusst werden

Als Peer Steinbrück mitten in den Sommerferien vorschlug, die Deutschen sollten die eine oder andere Urlaubsreise unterlassen, um das gesparte Geld für Alter, Gesundheit und Pflege auszugeben, erntete er den vorhersehbaren Sturm der Entrüstung. Doch während der Bundesfinanzminister den Verzicht predigt und sich um die Zukunft der Sozialversicherungssysteme sorgt, haben findige Reiseveranstalter eine Idee zur Serienreife entwickelt, die Urlaub, Gesundheit und Genuss mit einem erklecklichen Zuschuss von der Krankenkasse kombiniert.

Vorreiter ist die TUI, die seit dem Frühjahr mit den gesetzlichen Krankenkassen DAK und KKH kooperiert: Der aktuelle Gesundheits- und Wellness-Katalog *Vital* enthält erstmals mehr als 30 Programme, die als Präventionsmaßnahmen von den Kassen anerkannt sind. KKH-Versicherte, die sich im Hotel Bon Sol auf Mallorca dem Vorsorgepaket »Bewegung mit Qi Gong und Yoga« unterziehen, werden dafür mit 150 Euro unterstützt. Mit derselben Summe bezuschusst die DAK zum Beispiel in Bad Wurzach das Programm »Bewegung und Entspannung«, das mit Nordic Walking, progressiver Muskelentspannung, Stress-Seminar und diversen Massagen aufwartet. Generell gibt es maximal einmal im Jahr 75 Euro, deckt aber ein Kurs zwei Aspekte ab, sind es 150 Euro.

Den Kassenpatienten macht es Deutschlands führender Reiseveranstalter denkbar einfach: Dank der Kooperation mit KKH und DAK reichen die Urlauber ihre Teilnahmebescheinigung nach der Heimkehr bei ihrer Krankenkasse ein und erhalten den Zuschuss. »Das ist schließlich nicht 08/15-Wellness«, sagt TUI-Vital-Manager Mehdi Langanke, »sondern das sind von den Kassen zertifizierte Kurse, die die Qualitätsstandards unserer Partner erfüllen.«

Präventionsmaßnahmen gehören erst seit dem Jahr 2000 wieder zum Leistungskatalog der gesetzlichen Krankenkassen. Knapp 150 Millionen Euro wurden 2004 für Maßnahmen zur Gesundheitsvorsorge aufgewendet, zumeist in Angebote am Wohnort. »Durch die Integration in einen Urlaub schaffen wir neue Anreize, diese Prävention auch zu nutzen«, sagt DAK-Sprecherin Nina Waldheim. »Es ist doch egal, ob die Versicherten diese Programme nach Feierabend oder im Urlaub machen, Hauptsache, sie tun es überhaupt.« Die Nachfrage nach den Kassenleistungen im privaten Wellness-Urlaub ist der DAK zufolge höher als erwartet.

Für die TUI ist die konzertierte Aktion mit den beiden Krankenkassen schon kurz nach dem Start ein Erfolg. Im neuen Winterkatalog wächst die Angebotspalette um 50 Prozent, außerdem sind erstmals Kurzreisen zu haben. Die Krankenkassen-Siegel im Katalog verleihen dem Vital-Programm quasi medizinische Weihen – ein erheblicher Wettbewerbsvorteil in einem Markt, dessen zentrales Lockmittel »Wellness« längst verwässert ist. Seriöse Anbieter grenzen sich inzwischen mit dem Schlagwort »Medical Wellness« ab, mit 1,6 Millionen Kunden im vergangenen Jahr ein stetig wachsender Markt.

»Wir bewegen uns von der Wellness zum Gesundheitsurlaub, und diesen Weg werden wir nicht verlassen«, sagt TUI-Manager Langanke. Auch Dertour und der Kurspezialist Fit-Reisen werben neuerdings mit Arrangements, die als Präventionsmaßnahmen anerkannt und bezuschusst werden. Allerdings müssen sich Versicherte bei diesen Angeboten vor der Reise bei ihrer Krankenkasse erkundigen, ob sie die Kosten für einen Nordic-Walking-Kurs oder ein fünftägiges Herz-Kreislauf-Training in Warnemünde bezuschusst.

Zwar sind die meisten Kassen dem Vorbild von DAK und KKH gefolgt und halten derartige Programme für förderungswürdig – aber nicht alle: So bezuschusst die AOK Rheinland/Hamburg grundsätzlich keine Präventionsmaßnahmen im Wellness-Urlaub. »Laut Gesetz sollen Präventionsmaßnahmen nachhaltig sein, die Teilnehmer sollen das Gelernte anschließend in ihren Alltag einbauen«, sagt AOK-Sprecherin Ellen von Itter. »Dafür taugt aber das Urlaubsumfeld aus unserer Sicht nicht.«

Vorsorgemaßnahmen, so forderte Gesundheitsministerin Ulla Schmidt, sollten vorrangig sozial bedingte Ungleichheit von Gesundheitschancen abbauen. Allerdings ist nichts davon bekannt, dass sich diese Zielgruppe nun in den teuren Wellness-Oasen tummelt – nur weil anschließend 150 Euro Kassenzuschuss winken. **OLAF KROHN**

Zum Steinerweichen

Das Unspunnenfest in Interlaken ist die größte Leistungsschau des Schweizer Brauchtums. Die Disziplinen: Schwingen, Jodeln und Steinstoßen vor herrlichem Alpenpanorama **VON SUSANN SITZLER**

Foto: Tina Steinauer

Regina Ramseier vom **OBERLÄNDER CHÖRLI** auf dem Schilthorn mit Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau

Im Sägemehl ächzt und zischt es. Die Burschen haben sich Überhosen angezogen, die wie Kaffeesäcke aussehen, und warten, bis der Trainer sagt: »Du hesch noni« (Du hast noch nicht). Dann steht einer auf und geht in den Sägemehlkreis, der hier im Trainingskeller ein großes Viereck ist. »Sali« (Hallo), sagen die Gegner und schütteln sich die Hand. Sie verkanten ihre Halsbeugen ineinander und greifen sich gegenseitig an die Sackleinenhosen. Eine Hand oben am Gürtel, die andere irgendwo hinten am Bein. »Guet« (gut), sagen sie, dann spannen sich die Muskeln.

Schwingen ist eine Mischung aus Ringen und Wrestling und wird nur in der Schweiz betrieben. Und von ein paar Schweizer Auswanderern im Mittleren Westen der USA. Die Männer sehen gemütlich aus, sie haben knuffige Plauzen und rosige Gesichter. Aber darunter liegen steinharte Muskeln. Eine Übung zum Aufwärmen besteht darin, auf gestreckten Beinen zu stehen und den Kopf vorwärts in den Boden zu bohren, ohne sich mit den Armen abzustützen, wie ein Vogel Strauß. »Das kräftigt die Nackenmuskeln«, sagt Gehrig Roland, der Trainer der Interlakner Schwinger. Nachwuchssorgen hat er keine. Drei von seinen Männern haben sich für das Schwingen am diesjährigen Unspunnenfest qualifizieren können.

Beim Schwingen gibt es gequetschte Ohren und knacksende Nacken

In einem stummen Kräftemessen versuchen die Männer im Trainingskeller, einander wegzuschieben. Unvermittelt, wie eine Kuh, die ausschlägt, fängt dann einer an zu hebeln und zu wuchten, bald liegen beide Kämpfer übereinander im Sägemehl, stoßen spitze Geräusche durch die Zähne, und setzen alle Schwünge und Griffe an, die die Regeln vorsehen. Wer sich nicht auskennt, sieht zuerst nicht, dass es überhaupt Regeln gibt. Aber alles, was absichtlich Schmerzen zufügt, ist verboten. Um zu gewinnen, muss man mindestens zwei Drittel der Schultern des Gegners auf den Boden zwingen, ohne dabei seine Hose loszulassen. Das gibt Prellungen und verdrehte Bänder, gequetschte Ohren und knacksende Nacken.

Für die Einheimischen ist das Schwingen ein Herzstück des Unspunnenfestes. Hier Schwingerkönig zu werden ist rarer als ein Olympiasieg, weil das Fest so selten ist. In den 200 Jahren seines Bestehens findet es erst zum neunten Mal statt. Bis heute ist das Unspunnenfest in Interlaken die größte Leistungsschau des Schweizer Brauchtums. Neben Schwingen werden Jodeln und Volkstanz, Steinstoßen und Fahnenschwingen von Teilnehmern aus dem ganzen Land gezeigt. Drei Tage lang. Jedes Mal kommen Zehntausende Besucher in die Region zwischen dem Brienzer und dem Thuner See.

Aufregung ist in den engen Sträßchen von Interlaken so kurz vor dem Fest keine zu spüren. Wie in jedem Sommer steuern die Ameisenströme der Touristen an den wettergegerbten Holzfassaden vorbei. Die Interlakner weichen ihnen gelassen aus. Sie hupen auch nicht, wenn koreanische Rucksacktouristen mit Manga-Frisuren auf der Fahrbahn stehen bleiben, um sich gegenseitig vor dem Bergpanorama zu fotografieren, das zwischen den aufwändig geschnitzten Giebelverzierungen der Häuser hervorblitzt. Junge Engländerinnen lagern mit nackten Bäuchen auf dem Mäuerchen vor dem Grand Hotel Victoria-Jungfrau und schauen zu den indischen Mittelschichtfamilien hinauf, die aus ihren Suiten einen direkten Blick auf Eiger, Jungfrau und die Höhenmatte haben. Die Höhenmatte ist eine weite Wiese im Zentrum von Interlaken und Hauptschauplatz des Unspunnenfestes. Sie ist unverbaubar und dient im Alltag vor allem den Paraglidern als Landeplatz. Wie eine Seepromenade ohne Wasser führt eine Flanierallee daran entlang. Die Jahrhundertwendefassade des Grand Hotel auf der anderen Straßenseite, sein nobel verglaster Speisesaal mit den historisch uniformierten Angestellten ist das stärkste Symbol für das, was die ganze Region wohlhabend gemacht hat: überwältigendes Alpenpanorama in Kombination mit eleganter Bequemlichkeit. Die Interlakner gehen nie hinein. Es sei denn, sie arbeiten dort.

»Die Leute, die kamen, waren reich. Das wussten die Einheimischen und haben natürlich versucht, so viel wie möglich an ihnen zu verdienen.« Zur Privatführung empfängt Christoph Wyss so, wie man sich die Zähne putzt: Es ist lästig, aber man muss es tun. Wyss hat ein Buch zur Geschichte des Unspunnenfestes geschrieben. Er ist Leiter des Touristik-Museums der Jungfrau-Region, das von Touristen und Einheimischen gleichermaßen verschmäht wird. Es liegt nicht an einer Hauptroute, sondern in einem schmalen Haus in der Altstadt von Unterseen. Die Partnergemeinde von Interlaken ist viel älter und hat seit dem Mittelalter das Stadtrecht, aber keine großen Hotels. Die Unterseer betrachten das bekanntere Dorf mit einem gewissen Groll, es hat ihnen das Wasser abgegraben. Das Touristik-Museum wurde 1980 hier eröffnet, damit die Feriengäste bei Regenwetter etwas zu tun haben. Aber die Mittel sind gering, und ohne Wyss' beachtliche Privatsammlung von Dokumenten und einigen Eisenbahnmodellen gäbe es nicht sehr viel zu sehen. Das entspricht der Oberländer Mentalität: Geld ist nicht zum Ausgeben da, sondern zum Einnehmen. Dokumentiert wird die Entwicklung des Tourismus im Berner Oberland, die 1805 mit dem ersten Unspunnenfest begonnen hat. Gerade hat Wyss von einer wertvollen historischen Sammlung pornografischer Trachtenbilder gehört. Ein Einheimischer soll sie über viele Jahre zusammengetragen haben. Aber dessen Tochter habe sie eigenhändig verbrannt.

Zum Unspunnenfest gehört auch von Anfang an der Steinstoßwettbewerb mit dem legendären, 167 Pfund schweren »Unspunnenstein«. Der einzige Mann aus Interlaken, der den Stein überhaupt hochheben kann, ist Peter Michel. Er sitzt am Rand der Höhenmatte vor der Confiserie Schuh und hat gerade mal Zeit, um eine Diätbrause hinunterzukippen. Michels Handy klingelt häufig. Immer wenn das Tourismusbüro jemanden braucht, der als Sinnbild urtümlicher Oberländer Kraft posiert, fragen sie den 36-jährigen Schreiner. »Nachher kommt noch das asiatische Fernsehen.« In diesem Jahr wird er zum ersten Mal versuchen, den seltenen Titel des Unspunnensiegers zu holen. Der Rekord liegt bei 4,11 Metern. Am Abend zuvor kam der zwei Meter große Mann lässig in Adiletten in den Schwingerkeller geschlurft, wo sein kleiner Übungsstein von 40 Kilo in einer Ecke lag. Er nahm ihn auf die Schulter, als wäre er ein Sack Blumenerde, und witzelte beim Hinausgehen wie zu sich selbst: »Ou, dasch e schwäre Siech« (Oh, ist das ein schwerer Hund). Mit Jodelmusik kann er nur wenig anfangen. »Beim Training muss es eher Heavy Metal sein.«

Am Postkreisel, einer grauen Kreuzung im Zentrum von Interlaken, hat das »Oberländer Chörli« seinen besonderen Tag. Seit früh am Morgen stehen die 25 Mitglieder hinter ihrem Stand und verkaufen »Chäsbrätel« für die Vereinskasse: geschmolzenen Käse, der auf eine Scheibe Brot gestrichen wird und dessen Geruch die gesamte Umgebung durchdringt. Auf den Bierbänken hinter dem Stand höckeln die Besucher beieinander. Manchmal kommentiert einer, dass in diesem Jahr wirklich ausnehmend viele Touristen hier sind. Wenn sich ein Fremder, der Deutsch oder Französisch spricht, zu den Einheimischen auf eine Bank setzt, rücken sie ungerührt zur Seite und geben Auskunft. Die Mitglieder des Chörlis lassen sich bereitwillig von Touristen fotografieren. Aber sie biedern sich nicht an und lächeln nie extra für ein Bild. Kaum hat sich der Fotograf bedankt, eilen sie wieder hinter den Chäsbrätelstand, wo noch am späten Nachmittag jede Hand gebraucht wird.

Ungerührt vom Verkehr, tragen die Sängerinnen ihr inniges Lied vor

Im Entree des Touristik-Museums hängen historische Fotos, die zeigen, wie sich dicke Damen von zwei Burschen auf einer Holztrage steile Bergwege hinaufwuchten ließen. Vor allem die Engländer entdeckten zum Ende des 19. Jahrhunderts die Berge als Ort für ein neumodisches Freizeitvergnügen. Die Region kam in Mode, und die Einheimischen bauten neue Herbergen und putzten ihre Häuser und sich selbst immer mehr heraus. Das charmanteste Exponat oberländischer Geschäftstüchtigkeit steht im zweiten Stock: die Echo-Kanone von der Wengerenalp. »Gegen eine Gebühr von 50 Centimes zündete der Älpler einen Pfupf (einen Knall). Das hallte in den Bergen hin und her, und die Fremden hatten etwas zum Staunen«, erklärt Direktor Wyss ungerührt.

Die Führung durchs Touristik-Museum wird zum Schluss doch länger, als Wyss vorhatte. Im obersten Stock hat er eine Sonderschau zur Geschichte des Unspunnenfestes aufgebaut, und bei diesem Thema kann er nicht anders als sich festreden. Ursprünglich hatte das Fest einen politischen Hintergrund. »Offiziell ging es um die Versöhnung von Stadt und Land. Aber eigentlich ging es darum, die Alphirten im Sinn der Berner zu erziehen.« Nach dem Abzug von Napoleons Truppen aus der Schweiz wollten die entmachteten Herren aus Bern die renitenten Oberländer Alphirten wieder auf die gute alte Zeit einschwören, in der sie noch das Sagen hatten. Dafür wurde zum zweiten Fest 1808 eine ganze Reihe von neu verfassten Jodelliedern mit hehrem Inhalt gedichtet. »Gesungen wurde im Berner Oberland schon immer«, sagt Wyss trocken. »Die Frage war nur, ob anständige oder unanständige Lieder.«

Die Sängerinnen des Oberländer Chörlis formieren sich gegen Abend im Halbkreis vor der Post, die Männer stellen sich hinter ihnen auf. Ein kurzer Blick zueinander genügt, um den ersten Ton zu finden. Wie die meisten Trachtengruppen und Chöre in der Region tritt auch das Oberländer Chörli Hunderte Male im Jahr auf. Ungerührt vom Verkehr und von den Passanten, tragen die grauhaarigen Sängerinnen und ihre kleinen, stämmigen Männer ein inniges Lied über den Thuner See vor. Soweit man hören kann, ein Anständiges. Wie ein einziger Körper machen die Bäuche der Frauen einen entschlossenen Ruck, wenn sie gemeinsam Atem holen. Es ist eine beiläufige Inbrunst, mit der sie ihre melancholischen Lieder vortragen, keine Vokalakrobatik. Die Gesichter sind verschlossen. »Beim Singen erinnere ich mich meistens daran, wie ich mit meiner Mutter und den Schwestern als Kind beim Abwaschen gesungen habe«, sagt eine der Frauen nachher. Sie singe für sich, aber die Zuschauer stören sie nicht. Eine Tracht ist dazu eigentlich auch nicht nötig. »Wenn ich mit meiner Kollegin zu Berg gehe, jodeln wir auch in Wanderhosen vor einer Alphütte, wenn es uns darum zumute ist.«

Dann wird es dunkel, und die letzten Paraglider packen auf der Höhenmatte ihre Schirme zusammen. In den nächsten Tagen gehört die Wiese den Trachtenleuten, den Jodlern, den Steinstößern und den Besuchern des Unspunnenfestes. Das Fest sollte schon im vergangenen Jahr stattfinden, das Festabzeichen trägt die Aufschrift »Unspunnenfest 2005«. Aber als alles schon fertig organisiert war, gab es in der Schweiz schwere Unwetter, die auch die Region Interlaken unter Wasser setzten. Die Teilnehmer hatten andere Sorgen als Jodelwettkämpfe und Schwingerkönige. Es war nicht leicht, alle noch einmal für einen neuen Versuch zu motivieren, sagte der Leiter des Touristik-Museums. Aber einfach ausfallen lassen kam auch nicht in Frage. In 200 Jahren habe man Gelegenheit gehabt, sich an den Tourismus und seine Regeln zu gewöhnen. Doch ein Berner Oberländer hat sich bei allem Pragmatismus vom Geschäft nie verbiegen lassen. Das macht Christoph Wyss mit einem einzigen Satz klar, bevor er die Tür des Museums wieder von innen versperrt: »Bruuchtum isch ir Ornig. Aber ig will kche 1880 Hütte mit ere Plumpsdätschschiissi und ere Rouchchuchi, nume wäg de Turischte«.*

*Brauchtum ist in Ordnung. Aber ich will keine Hütte von 1880 mit einem Plumpsklo und einer Rauchküche, nur wegen der Touristen.

Information

ANREISE: Flug nach Zürich oder Bern, dann weiter mit dem Mietwagen oder Zug. Mit der Bahn etwa von Berlin über Basel und Bern nach Interlaken-Ost

UNTERKUNFT: Professionelle 5-Sterne-Hotellerie in historischem Umfeld bietet das Grand Hotel Victoria-Jungfrau, Höheweg 41, 3800 Interlaken, Tel. 0041-33/828 28 28, www.victoria-jungfrau.ch, im Zentrum von Interlaken. Doppelzimmer ab 258 Euro. Wer eine Abwechslung vom urigen Brauchtum sucht, kann sich im preisgekrönten SPA auffrischen lassen. Etwas einfacher, aber charmant und direkt an der Aare gelegen ist das Hotel Bellevue, Marktgasse 59, 3800 Interlaken, Tel. 0041-33/822 44 31, www.bellevue-interlaken.ch. Doppelzimmer ab 113 Euro

ESSEN: Auf keinen Fall sollte man sich vom endzeitlichen Äußeren des Hotels Metropole, Höheweg 37, 3800 Interlaken, Tel. 0041-33/828 66 66, www.metropole-interlaken.ch, abschrecken lassen. Vom Dachrestaurant im 18. Stock hat man eine unschlagbar schöne Aussicht auf das gesamte Gebiet zwischen dem Brienzer- und dem Thunersee. Geboten werden Schweizer Küche und einmal im Monat am Sonntag ein großzügiges Brunchbuffet. Ein Lieblingslokal der Einheimischen für besondere Anlässe ist der Gasthof Hirschen, Hauptstraße 11, 3800 Interlaken-Matten, Tel. 0041-33/822 15 45, www.hirschen-interlaken.ch. In einem Chalet aus dem 17. Jahrhundert gibt es herzhafte Sonntagsküche, sowie einige – bescheidene – Gästezimmer. Eine kuriose Mischung aus asiatischer Küche und Schweizer Tortenbuffet sowie Pralinenauswahl bietet die in Grand Restaurant umgetaufte Confiserie Schuh an der Höhenmatte, Höheweg 56, 3800 Interlaken, Tel. 0041-33/822 94 41, www.schuh-interlaken.ch

UNSPUNNENFEST: Vom 1. bis zum 3. September. Informationen zum Programm bei Schweizerisches Trachten- und Alphirtenfest Unspunnen, Tel. 0041-33/826 53 53, www.unspunnenfest.ch. Eintritt: 10 Franken für das Festabzeichen, Veranstaltungen kosten extra: das Jodlerkonzert 15 Franken, der Berner Folkloreabend 20 Franken

LITERATUR: Alle Hintergründe zur Geschichte des Unspunnenfestes bietet »Unspunnen 1805–2005« von Rudolf Gallatti und Christoph Wyss. Es ist für 25 Franken (circa 16 Euro) in örtlichen Buchhandlungen und im Touristik-Museum erhältlich

AUSKUNFT: Interlaken Tourismus, Tel. 0041-33/826 53 00, www.interlakentourism.ch

Die Esten nennen die Ostsee natürlich Westsee. In **PÄRNU** (Foto rechts) säumt sie feinster Sandstrand

Schön eben

Kein Hügel zwingt zum Absteigen, höchstens ein Storch – mit dem Fahrrad durch das Baltikum

VON GÜNTER ERMLICH

Jaan Kirsipuu kam nie in Paris an. In jedem Sommer musste der estnische Radrennfahrer bei der Tour de France vorzeitig aufgeben. Die Alpen waren für den Flachland-Esten einfach zu hoch. Daheim ist der Suur Munamägi, der Große Eierberg, mit 318 Metern der höchste Gipfel. Trotzdem wurde Kirsipuu zu Hause wie ein Volksheld gefeiert. Denn Flachetappen gewann er einige.

Auch wir Urlaubsradler schätzen die Flachetappen. Unsere Tour durch das Baltikum führt vom estnischen Tallinn über das lettische Riga nach Vilnius in Litauen. Nicht nur Estland ist meist flunderplatt. Auch Litauen mit dem touristischen Höhepunkt, der Kurischen Nehrung, bleibt gewöhnlich auf Normalnull. Und selbst die paar Hügelchen im Norden von Lettland werden für uns kein Grund zum Absteigen sein.

Aber die Störche! Ob sie über frisch gemähte Wiesen staksen, erhaben durch die Lüfte fliegen oder auf dem Schornstein ihre Jungen füttern – wo immer sie auftauchen, steigen die Mitradler vom Sattel und bringen ihre Digitalkamera in Position. Am fünften Tag, beim vielleicht 18. Storchenstopp, rollt Edgars, unser 22-jähriger lettischer Reiseleiter, nur noch mit den Augen. Als dann ein Stück weiter Franz mit seinem Camcorder einen Bauern filmt, wie er mit der Sense das hohe Gras am Wegesrand mäht, fragt Edgars laut: »Warum nimmt man bloß jemanden bei der Arbeit auf?«

Solche Bilder aber wollen die Radler aus dem Westen sehen: das Mütterchen mit der Krücke, das sich im Kohlbeet bückt, das Mädchen, das mit dem Eimer zum Ziehbrunnen läuft, Familien, die Heidelbeeren im Wald pflücken. »Das sieht hier aus wie in meiner Kindheit im Schwäbischen«, sagt Maria, »die Armut, die Holzschuppen, die Gärtchen mit Beeten zum Selbstversorgen.«

Halb Estland ist von Wald bedeckt

Heute Morgen sind wir mit unseren blauen Tourenrädern in Tallinn losgeradelt. Leichter Rückenwind bläst uns vorwärts, wir atmen klare harzige Luft. Vom tiefblauen Himmel strahlt uns die Sonne an. Die schnurgerade Landstraße, als »Euro Velo 1« beschildert, führt durch stille nordische Wälder. Halb Estland ist von Wald bedeckt, von oben sieht das Land wie ein dichter grüner Teppich aus. Nur wenige Dörfer am Straßenrand bringen mit ihren kräftig blau, gelb oder rot gestrichenen Holzhäusern Farbe in das grüne Einerlei.

Als Edgars einen Rastplatz ausgerechnet neben einer wilden Müllkippe ausguckt, nehmen wir Reißaus und suchen uns selbst eine schattige Wiese bei einem Gehöft. Im Garten hängen weiße Schlüpfer – »Schinkenbüddel!«, ruft Friedhilde – und bunte Handtücher auf der Leine. Ein alter Mann, der vor einer Scheune Holz hackt, nickt uns freundlich zu, während seine Frau langsam zum Zaun kommt. Wir sind neugierig, stellen unbefangen Fragen, die wir so in der deutschen Provinz nie stellen würden. Edgars übersetzt. Was machen Sie? Wovon leben Sie? Ist es nicht zu einsam hier? Vor sechs Jahren sei sie mit ihrem Mann hergezogen, antwortet die Frau mit hinterm Rücken verschränkten Armen. Sie lebten von ihrer kleinen Rente. Die Jungen zögen alle weg, für sie gebe es hier nichts zu tun. Und die Winter seien lang und streng. »Im Januar und Februar hatten wir minus 25 bis minus 35 Grad.«

Durch Kiefernwälder zu radeln ist schön – aber stundenlang auf derselben Asphaltstraße? Irgendwann wird die Waldeslust zum Augenfrust. Doch dann erhaschen wir durch einen Waldspalt einen Blick aufs Meer. Die Ostküste der Ostsee. Oder die Westküste der Westsee. Auf den Standort kommt es an. Denn die Esten nennen die Ostsee natürlich »Westsee«. Auch sonst orientieren sich die drei Baltenstaaten, seit Mai 2004 im Schoß der Europäischen Union, am Westen: Sie bezeichnen ihr Hügelland als Lettische Schweiz, Riga als das Paris des Ostens. Und Haapsalu als das Venedig des Nordens.

In Haapsalu, heißt es, zerbricht der Heilschlamm die Krücke. 1825 hatte der Militärarzt Hunnius das erste Heilschlammbad gegründet. Schon bald kurten hier die russischen Zaren und wohlhabende Adlige aus Sankt Petersburg. Zunächst reisten sie mit Schiff und Kutsche an, später im Zug. Auf dem Weg zu unserem Gesundheitshotel Fra Mare liegt der herausgeputzte Bahnhof, den Alexander II. vor 100 Jahren errichten ließ. Ein Prachtexemplar aus Holz. Wir schreiten den 216 Meter langen überdachten Bahnsteig ab, damals der längste in Europa, und gehen über die Gleise zurück. Seit zehn Jahren ist der Zug abgefahren, der Empfangssaal für die Zarenfamilie beherbergt heute ein Eisenbahnmuseum.

Der Nachmittag ist frei. Jeder kann sich selbst ein Bild von dem Städtchen machen, das auf einer von Buchten und Inseln umgebenen Landzunge liegt. Am Ufer reihen sich denkmalgeschützte, renovierte Holzhäuser und lassen die Plattenbauten in der zweiten Reihe alt aussehen. Mitten im Ort umgibt eine Ringmauer die Bischofsburg, die gerade mit EU-Mitteln restauriert wird. Vor dem ehemaligen Kurhaus, heute ein Restaurant, stehen vier blaue Zweiräder. Die lieben Urlaubskollegen! Drinnen staunen wir gemeinsam über die filigranen Holzverstrebungen an der Decke, die Sprossenfenster zum Meer. Eine fast mediterrane Atmosphäre. Auch der Caffè latte an der Bar schmeckt.Kaum zu glauben, dass zur Sowjetzeit hier ein Kaufhaus war.

Information

ANREISE: Air Baltic (Tel. 01805/24 72 25, www.airbaltic.de) fliegt von Berlin, Düsseldorf, Hamburg und München (mit Umsteigen in Riga oder Vilnius) nach Tallinn. Außerdem fliegen Lufthansa, Estonian Air und Easyjet in die baltischen Hauptstädte

VERANSTALTER: Rückenwind Reisen (Tel. 0441/48 59 70, www.rueckenwind.de). Der Preis für die 12-tägige Tour »Baltikum und Kurische Nehrung« beträgt im Doppelzimmer bei individueller An-/Rückreise 1295 Euro (mit Halbpension, Reiseleitung, Bustransfers), Leihrad 80 Euro. Nächste Abfahrtstermine: 15., 22. und 29. Juni 2007

LITERATUR: Claudia Marenbach: »Baltische Länder«. Michael Müller Verlag, Erlangen 2005; 672 Seiten, 22,90 Euro. – Eva Gerberding u. a.: »Baltikum«. Richtig Reisen, Verlag DuMont 2005; 448 Seiten, 22,50 Euro. – Studienkreis für Tourismus und Entwicklung: Sympathiemagazin »Estland – Lettland – Litauen verstehen«. 66 Seiten, 3,60 Euro

AUSKUNFT: Baltische Tourismuszentrale, Tel. 030/89 00 90 91, www.baltikuminfo.de

Pärnu, eine Radetappe weiter südlich, schmiegt sich an den Rigaer Meerbusen. Noch ein traditionsreiches Schlammbad. Schon 1838 wurde aus einem Wirtshaus die erste Badeanstalt mit angewärmtem Meerwasser. Heute ist Pärnu auch wegen seines kilometerlangen feinen Sandstrands und milden Klimas die »Sommerhauptstadt der Esten«. Familien, junge Pärchen, Rentner, alle sind sie da. Dazu gesellen sich Engländer, soignierte Alte und trinkfeste Junge. Wir schlendern durch das Kurviertel mit den von Linden gesäumten Alleen und großzügigen Parkanlagen, den Sanatorien und Hotels. Und durch Straßen voller putziger Holzvillen. »Die Deutschen waren die Besitzer, die Esten die Baumeister und die Russen die Bauarbeiter«, erklärt unsere Stadtführerin. Letzte Sonnenstrahlen fallen schräg auf die mit Erkern, Türmchen und Veranden verzierte Jugendstilvilla Ammende, die heute ein Hotel beherbergt.

Wir reiben uns die Augen. Kam Christo bis nach Pärnu? Mitten im Villenviertel steht eine mit schwarzem Plastik verhüllte Figur auf einem ebenso verhüllten Laster. Im Zeitraffer erfahren wir vom Hickhack zwischen Politik und Kunst um Lenins Bronzestatue. Im Jahr 2000 wurde der Revolutionär, der früher in Tallinn thronte und dem man Kopf und Hände abgeschlagen hatte, nach Pärnu gebracht. Dort parkte man den Torso als Mahnmal vor dem Museum für Moderne Kunst, dem ehemaligen Sitz der Kommunistischen Partei, und schmückte die amputierten Stellen mit bunten Lichtern. Eines Tages wurde die Installation von unbekannt entführt, kam auf Umwegen aber wieder zurück. Bildhauer setzten dem Bronzekörper jetzt wechselnde Plastikköpfe auf, darunter den des ersten Präsidenten von Estland. Jetzt reichte es den Stadtoberen, sie befahlen: »Das Denkmal muss weg!«, worauf die Künstler sich gezwungen sahen, Lenin mit dem Verweis »Banned History« einzupacken. Sichtlich bewegt sagt unsere Führerin: »Geschichte ist schmerzhaft.«

Abends entspannen wir auf der Terrasse unseres Strandhotels, eines funktionalistischen Architekturjuwels, das wie ein weißer Dampfer elegant vor Anker liegt. Selbst um halb zwölf will es noch nicht dunkel werden. »Das sind die weißen Nächte im Baltikum«, erklärt ein ganz Schlauer. Mit einem letzten Saku-Bier spülen wir die »Sauerstoffvergiftung« hinunter, die Birgit tagsüber beim Radeln festgestellt hat.

Die zwischen 35 und 60 Kilometer langen Tagesetappen sind für uns Best Ager ein Kinderspiel. Meist fahren wir auf asphaltierten Nebenstraßen mit wenig Autoverkehr; verkehrsreiche und unattraktive Abschnitte überwinden wir im Begleitbus. »Gleich müsst ihr die Sprache wechseln«, ruft Edgars, als wir uns dem estnisch-lettischen Übergang nähern. Hallo heiße dann nicht mehr *tere*, sondern *sveiki*. Eine Blockhütte im Schatten einer mächtigen Kastanie markiert die Grenze. Unkontrolliert machen wir Vorradler rüber, während die Nachzügler der grummelnden Zöllnerin den Personalausweis zeigen müssen. Rückblickend bemerken wir den hohen, ausgemusterten Wachturm.

Wir fahren ins Innere Lettlands. Über sanfte Hügel, vorbei an Raps- und Roggenfeldern, an Brachflächen und aufgelassenen Kolchosen, vorbei an eingestürzten Scheunen und kleinen Sägewerken. Ein klappriger Traktor eggt eine Ackerparzelle, ein Laster lädt Kleinholz hinter einem Gehöft ab. Dann wie aus heiterem Himmel das Kontrastprogramm: das neobarocke Schloss Dikli, heute ein Vier-Sterne-Hotel mit antikem Mobiliar und Kaminen aus Emaille. Im Sommer heirateten hier viele Paare, erzählt uns die Empfangsdame. Uns würde schon reichen, hier zu übernachten.

In Riga verteilen Schlepper Zettel mit Adressen von Striptease-Shows

Abends in Sigulda spazieren wir zur Gauja. Der Fluss schlängelt sich urwüchsig, von gelben Sandsteinfelsen flankiert, durch ein tief eingeschnittenes Urstromtal. In der Ortsmitte verbinden eine Brücke und eine Gondelseilbahn seine Ufer. Einige Stellen des Gauja-Nationalparks sind für die Natur reservierte Betreten-verboten-Zonen, andere stehen Touristen offen. Am Wochenende kommen viele Letten, um hier zu wandern und zu paddeln, zu schwimmen und zu reiten.

Nur eine Stunde ist es im Bus bis Riga. Aber ein Riesensprung in die Moderne. Wie weggefegt sind Stille und Beschaulichkeit. Die Hansestadt an der Daugava ist heiß, laut und voll. Geschäftig und modebewusst, kreativ und feiersüchtig. Wir absolvieren die Pflicht bei der Stadtführung – die funkelnden Jugendstilbauten, die Freiheitsstatue, die prächtigen Gildehäuser, den Dom und das Schloss – und genießen die Kür hinterher. Den Cocktail in der Skyline Bar des Hotels Reval Latvija, die miniberockten jungen Frauen, die in Stöckelschuhen übers Kopfsteinpflaster trippeln, das Bürschchen in weißem Anzug, der sein Mercedes-Cabrio mit dem Nummernschild COOL spazieren fährt, all die Boutiquen, Galerien, Szenecafés, an denen man nur schwer vorbeikommt.

Später am Abend kippt die Stimmung. Aus den Bars dringt das Gegröle besoffener Engländer, die ihren Junggesellenabschied feiern. Überall stehen Schlepper im Weg und drücken uns Zettel mit Adressen von Nachtclubs, Striptease-Shows oder Begleitservices in die Hand. Auf die Dauer ist das einfach nur lästig.

Aber am nächsten Morgen geht es ja wieder zurück zur Natur. Auf die Kurische Nehrung, die Sahara Litauens.

Fotos [Ausschnitt] v. li. n. re.: Günter Ermlich für DIE ZEIT; Davide Monteleone/Contrasto/laif; Andreas Bastian/Caro Fotos

Lesezeichen

Durch Rom führt ein kulinarischer Streifzug, der Besucher mit den Besonderheiten der Regionalküche in der Ewigen Stadt vertraut machen möchte. Er beginnt in den labyrinthischen Markthallen nahe der Piazza Vittorio, wo Römerinnen die Zutaten für frittierte Artischocken oder gefüllte Zucchiniblüten kaufen. Dann führt er zu den Trattorien und Restaurants verschiedener Stadtviertel, die für ihre Spaghetti alla carbonara oder das deftige Ochsenschwanzragout Coda alla vaccinara bekannt sind. Eine kleine Warenkunde stellt bei uns weniger bekannte Gemüse und die gebräuchlichsten Pasta-Arten vor. Wer schon mal vorkosten will, bevor ihn seine Wege nach Rom führen, findet in diesem Band der Reihe *Entdecken & Genießen* leicht verständliche Rezepte der beliebtesten Römerspeisen. **NO.**

Maureen B. Fant/Fotos von Jean-Blaise Hall: »Entdecken & Genießen Rom«. Römische Esskultur und Lebensart. Mit Rezepten; aus dem Englischen von Helmut Ertl; Christian Verlag, München 2006; 192 S., 28,– €

Das touristische Abseits hat es den Blattmacherinnen Nicky SC Gardener und Susanne Kries angetan. Auf den Recherchen für ihr Reisemagazin *Hidden Europe* steuern sie das unbesungene Hinterland an: die entlegenen Flughäfen Frankfurt-Hahn oder Akureyri (Island), auf denen Billigflieger landen; das ukrainische Dorf Gammalsvensky, in dem ziemlich alte Schweden wohnen; die polnischen Tankstellen an der Europastraße 30, wo Gartenzwerge im großen Stil an deutsche Schreber verkauft werden. Vor einem Jahr feierte *Hidden Europe* Premiere und erscheint nun mit seiner neunten Ausgabe – wie gewohnt auf Englisch, der literarischen Tradition des *travel writing* verhaftet. Und die Verlegerinnen, deren britisch-deutsches Gemeinschaftswerk in einem Berliner Hinterhofbüro entsteht, zieht es unermüdlich weiter zu den scheinbar unscheinbaren Orten, in denen Europa im Verborgenen blüht. **CS**

Nicky SC Gardener/Susanne Kries: »Hidden Europe«, Heft 9; Berlin, Juli 2006; 44 S., 7,– €; Heft 10 erscheint am 5. September

Deutschland ist Kanuland – mit seinen vielen Flüssen, Flüsschen und Seen. Viele sind ideal gerade für Einsteiger. Aber man sollte schon wissen, wo man stressfrei ein Kanu ins Wasser lassen und es flussabwärts steuern kann, ohne das nächste Wehr hinuntergespült zu werden, wo man es mieten oder wo man campen kann. Der Autor hat diese Informationen akribisch zusammengetragen und macht 30 Tourenvorschläge auf neulingsfreundlichen Gewässern. Dabei lässt sich mitunter ein unbekanntes Deutschland entdecken: die Wakenitz bei Lübeck etwa, von Kanuten gleich zum Amazonas des Nordens geadelt, oder das Kanallabyrinth des Fehntjer Tiefs in Ostfriesland. **ALB**

Michael Hennemann: »Kanuwandern in Deutschland. 30 Touren für Einsteiger von Schleswig-Holstein bis Bayern«; Bruckmann Verlag, München 2006; 192 S., 19,90 €. Schon erschienen: »Kanutouren Mecklenburg-Vorpommern« und »Kanutouren Bayern«

Wohnmobilurlauber wollen manchmal nur ein, zwei Tage oder möglichst stadtnah Station machen. Dafür brauchen sie keinen ausgebauten Campingplatz, es genügt ihnen ein eher einfacher Stellplatz. Wo solche Areale hierzulande, einige aber auch in Dänemark, Belgien, den Niederlanden, Frankreich, Italien, Österreich und der Schweiz zu finden sind, das verrät die deutlich erweiterte und verbesserte Neuauflage des ADAC-Stellplatzführers. Übersichtlich verfasste Infoblöcke nennen Betreiber und aktuelle Preise, außerdem werden Geländebeschaffenheit und Zufahrtswege beschrieben. Zusätzliche Orientierungshilfen sind kleine Detailkarten und zwei großformatige Faltblätter, auf denen sämtliche Orte mit Stellflächen markiert wurden. Angaben zum Service-Angebot liefern Piktogramme, wie man sie aus den Camping-Guides kennt. Ebenso gibt es Bewertungen mit Symbolen; dabei weisen etwa fünf von maximal sechs Sternen den Weg zum alten Hafen von Wismar und zu seinem schön gelegenen Pflasterstrand für Reisemobilisten. **WH**

»ADAC-Stellplatzführer. Deutschland/Europa: 2006«; ADAC-Verlag, München 2006; 936 S., 16,90 €

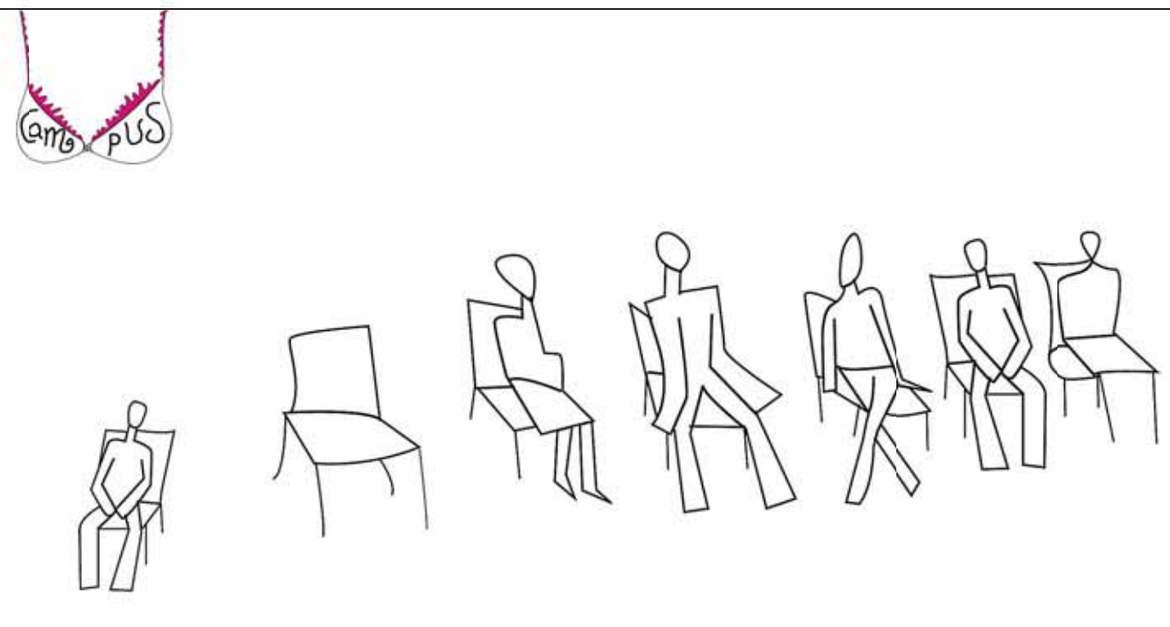
Nils Holgersson staunt nicht schlecht, als er seine Heimat vom Rücken des Gänserichs aus betrachtet: Schonen zieht wie ein »gewürfeltes Tuch« unter ihm vorbei. Äcker, Weiden, Höfe, Wäldchen – immer Viereck an Viereck. Ganz anders Stockholm und die Schären, wo Nils den Adler Gorgo befreit und auf ihm über Wälder, Seen, Flüsse und Berge bis nach Lappland fliegt. Selma Lagerlöf, die den kleinen Kerl vor 100 Jahren auf seine wunderbare Reise schickte, schrieb nicht nur ein Lesebuch für den Landeskundeunterricht, sondern Weltliteratur. Sabine und Wolfram Schwieder sind dem Weg des Däumlings durch Schweden gefolgt, haben vom Motorsegler aus die Landschaften mit den Bildern Lagerlöfs verglichen und alle Plätze besucht, an denen Nils seine Abenteuer erlebte. Überrascht stellen sie fest, »dass die meisten Beschreibungen mit den heutigen Gegebenheiten übereinstimmen«. Sortiert nach Reiseregionen und -stationen, mit Texten und Fotos, Zitaten und Zeichnungen, Routenkarten und praktischen Tipps für Besucher präsentiert ihr Spurensucherbuch Schweden auf wunderbar beschauliche Art. **H.K.**

Sabine und Wolfram Schwieder: »Wunderbare Reise durch Schweden. Auf den Spuren Nils Holgerssons«; Nymphenburger Verlag, München 2006; 285 S., 24,90 €

Usedom, die Insel an der vorpommerschen Ostseeküste, setzt ganz auf ihren Gründerzeitcharme. Die verspielte Architektur der drei Kaiserbäder Ahlbeck, Heringsdorf und Bansin, dazu 1900 Sonnenstunden jährlich und 40 Kilometer Sandstrand locken Gäste in die 200 Hotels und auf die zwölf Campingplätze der Insel. Zu Ausflügen ins Hinterland am Achterwasser, zu den Museen in Peenemünde und auf die polnische Nachbarinsel Wollin animiert der griffige Reiseführer *Usedom*. Der kleine Band ist allerdings derart gespickt mit Informationen und Empfehlungen, dass das Schriftbild leider etwas klein geriet. **MW**

Sabine Becht, Sven Talaron: »Usedom«. Michael Müller Verlag, Erlangen 2006; 192 S., 9,90 €

CHANCEN



»Ein Ruf? Wer hat gerufen?«

Junge Wissenschaftler haben einen »Campus-Knigge« geschrieben. Wir bringen Auszüge von Ausschlafen bis Zerstreutheit

AUSSCHLAFEN Ist mit Abstand das Beste am Forscherdasein. Man bleibt Student, sein Leben lang. Beamten- oder Angestelltennaturen ebenso wie Familienväter und -mütter sowie bestimmte Labornaturwissenschaftler können allerdings nicht ausschlafen, sosehr sie sich auch als Wissenschaftler fühlen mögen.

AUSSEHEN, MÄNNLICH Man hört und liest es immer wieder: Aufs Aussehen kommt es an! Erfolgreich sind die Schönen, die Hässlichen müssen sich anstrengen. Das ist in der Wirtschaft so. Und in der Wissenschaft? Schlecht sitzende Anzugkombinationen (wenn überhaupt Anzüge!) mit irgendwie schon lange aus der Mode geratenen Mustern oder ein universell aufgetragener Allerweltsschmuddellook: das hat noch keiner Karriere geschadet, sonst würde man solchen Bekleidungen nicht ständig auf Kongressen und in Instituten begegnen.

AUSSEHEN, WEIBLICH Frauen in den Geisteswissenschaften unterliegen einem recht ungesicherten Aussehenskodex. Ist der kurze Rock nur beim Vortrag verpönt oder auch schon im Institut? Welche Absatzhöhe muss man wählen, um nicht zu bieder und nicht zu lasziv daherzukommen? Einige Ratschläge kann man wagen. Der Schal ist die Krawatte der Frau, anders als die Krawatte bei den Männern ist der Schal bei den Frauen jedoch immer erlaubt und kann helfen, die Schmuckwahl zu erübrigen. Frau muss kein Make-up auflegen, da sie aber meist genügend Schwierigkeiten hat, mittels der weiblichen Stimme eine einprägende Vorstellung zu hinterlassen, ist eine Konturierung des optischen Eindrucks nicht von Nachteil.

BERUFUNGSVERFAHREN Wenige Riten sind so geheimnisumwittert und von Herrschaftswissen durchsetzt wie das Prozedere zur Kooptation eines neuen Kollegen, sieht man einmal vom Konklave zu Rom ab. Vielleicht ist es mehr als nur Zufall, dass sich dort zuletzt ein deutscher Professor bravourös und fast beispiellos schnell durchsetzen konnte.

CAMPUS Bezeichnet ein in sich geschlossenes Universitätsgelände, wovon die meisten Universitäten im deutschsprachigen Raum – wenn überhaupt – nur eines haben. In den USA hingegen ist *the campus* meist ein kleines Städtchen, in dem die *undergraduates* wohnen, essen, im campus *bookstore* nicht nur Bücher kaufen, sondern auch mit den Insignien der jeweiligen Universität bedruckte Schreibblöcke, Stifte, Jogging-Hosen, Sweat- und T-Shirts (ja sogar Unterhosen); man sitzt in *coffee shops* und arbeitet mit dem *notebook*; sportelt im campuseigenen *fitness club* und bevölkert – natürlich bis spät in die Nacht – die *library*. Als Student braucht man den Campus eigentlich gar nicht zu verlassen, und viele scheinen dies bis zum Studienabschluss auch nicht zu tun.

ENGLISCH Eine schöne, eine große Sprache – wenn man sie beherrscht. Nicht zu verwechseln mit Globalesisch.

EXZELLENZCLUSTER Wurde an deutschen Hochschulen jahrzehntelang bis zu einer schwer nachvollziehbaren Öde der Ergebnisse fast alles gleichmäßig gefördert, so soll nun durch exklusive Verteilungsgerechtigkeit in einem so genannten Exzellenzwettbewerb Geld vor allem dorthin gegeben werden, wo wissenschaftliche Spitzenleistungen in der Forschung zu erwarten sind. Aber woran und wie soll man die vorab erkennen? Die Antwort lautet: an Anträgen und durch Gutachten. Das klingt einfacher, als es ist. Denn Anträge und Gutachten wachsen gegenwärtig wie unter subtropischen Bedingungen. Bearbeitet wird die gigantische Antragsflut durch eine kaum überschaubare Zahl von Gutachtern. Dabei entsteht ein grauer Markt, auf dem sich die Wissenschaft in erster Linie mit sich selbst befasst.

GLOBALESISCH Von den Deutschen geliebte und dem ungeliebten Deutsch vorgezogene Sprache der deutschen Wissenschaft. Wenn man Naturwissenschaftler ist, schreibt man nur in dieser Sprache, und man spricht es zumeist amerikanisch – gern mit stark deutschem oder gar dialektalem, also hessischem, berlinischem, sächsischem und so weiter Akzent. Von Universitätspräsidenten und Wissenschaftsministern als fortschrittlich und international gepriesen und entsprechend massiv gefördert. An den Türen einer Universität steht jetzt nicht mehr »drücken«, sondern »push« – und natürlich auch »pull« (vermutlich, damit sich die dort massenhaft drängelnden internationalen Eliten nicht stoßen).

LABOR Ort unsichtbarer Vorgänge. Vieles von dem, was sich im Labor abspielt, hat etwas von Zauberformeln: Es wird zusammengemischt, aufgeheizt, getrennt, gewartet, gerührt, geschleudert, wieder getrennt. Erfolg zeigt sich unter Umständen am Ende in so etwas Unscheinbarem wie einem kleinen, diffusen Fleck auf einer gallertigen Fläche. Erst ganz zum Schluss wird das Unsichtbare sichtbar, und man weiß, ob man die Zeit anstatt hoch konzentriert im Labor ebenso gut am Strand hätte verbringen können.

MENSA Rund 18 Semester – und damit fast ein Drittel seines Studiums – verbringt der deutsche Durchschnittsstudent in der Mensa. Hier steht er in der Schlange, exzerpiert auftragsgemäß den neuen Ikea-Katalog und bekommt schließlich auf einem schäbigen Plastiktablett die verdiente Quittung für sein nutzloses Dasein serviert: eine übel riechende Ansammlung grellfarbiger Häufchen.

POWERPOINT Mit PowerPoint ist ein neues Kapitel in der Geschichte bildungsfolgenreicher Redundanzen eröffnet worden. Der normale wissenschaftliche Vortrag ist seit etwa sechs bis sieben Jahren selbstbeleuchtet, setzt also Abdunkelung voraus. Da die Bilderfolge durch Computertastendruck – »Einen Moment, ich hab es gleich … Es müsste jetzt eigentlich … Kennt sich jemand damit aus?« – oder Mausklick ausgelöst wird, könnte man in Anlehnung ans Daumenkino hier von der Wissenschaft als Zeigefingerkino oder »Lichtspiel« (Max Weber) sprechen.

RUF Der im Wissenschaftsbetrieb Unerfahrene fragt: »Ein Ruf? Was für ein Ruf? Wer hat gerufen? Hörst du Stimmen? Brauchst du Hilfe?« Darauf kann man ganz souverän antworten, dass ein Ruf die höchste Anerkennung wissenschaftlicher Arbeit und eine Sternstunde im Leben eines Wissenschaftlers sei, dass er vom Rektor einer Universität oder früher gar von einem Minister persönlich unterschrieben wurde und so weiter und so fort. Wie man mit einem Ruf umgeht, hängt von verschiedenen Randbedingungen ab. Die zwei Extreme sind leicht zu definieren: Der arme Schlucker, der mittellos und schon etwas älter (was heutzutage bereits bei etwa 30 anfängt) als Single auf einer in wenigen Monaten auslaufenden, befristeten Stelle einem Ruf entgegengefiebert hat, wird ohne Verhandlung alles annehmen, was sich ihm bietet, und jede Gehaltskürzung und Ausstattungsverminderung klaglos akzeptieren. Der mit einer Schweizer Bank-Erbin verheiratete erfolgreiche Lehrstuhlinhaber, der sich beworben hat, um noch einmal seinen Marktwert zu testen, wird typischerweise nur durch horrende Angebote seitens der berufenden Universität dazu zu bewegen sein, sein bequemes und wohlgeordnetes Leben an Ort A aufzugeben, um nach B zu übersiedeln.

SPRACHE DER WISSENSCHAFT Deutsche Wissenschaftler meinen bisweilen, eine verständliche Sprache sei eine Erniedrigung des Denkens, und verleumden Könner solcher Verständlichkeit als Feuilletonwissenschaftler. Oder aber sie sind sich bewusst, dass ihre Arbeiten nicht gedruckt werden, sofern sie sich nicht einer normierten Fachsprache bedienen. Den gefühlten Normen begegnen diese Autoren in vorauseilendem Gehorsam. Andere Wissenschaftler sind schlicht unfähig, präzises und elegantes Deutsch zu schreiben. Jedenfalls halten sie es keineswegs für eine schlechte Manier gegenüber intelligenten Mitmenschen, eine unverständliche Fachsprache zu verwenden.

VORLESUNG Vorlesungen schlagen Schneisen in das endlose Dickicht des Wiss- und Diskutierbaren und zeigen, wo denn bei den vielen Bäumen der Wald ist. Sie wählen aus und gewichten aus der Warte desjenigen, der es wissen sollte; sie dampfen den Stoff auf lernbare Brocken ein; sie veranschaulichen generelle Sachverhalte an leicht nachvollziehbaren Beispielen. All das in der Hoffnung, dass zum Schluss doch so etwas wie ein Überblick herauskommt – wenn nicht bei den Studenten, dann wenigstens beim Professor, der bei der Übung natürlich am allermeisten lernt.

ZERSTREUTHEIT Neben dem Ausschlafen ist die Zerstreutheit der zweite Grund für ein glückliches Leben in der Wissenschaft. Über den zerstreuten Professor gibt es zu viele Zeugnisse, als dass hier noch eines hinzugefügt werden müsste. Auf einen wahrlich nicht brandneuen Aspekt sei aber dennoch kurz hingewiesen: die wunderbare Abwesenheit des Zwecks. Denn den Zustand der Zerstreutheit kann sich nur der leisten, auf den es nicht ankommt, der unwichtig ist, der gehen kann, wohin er will, stört er doch niemals.

Miloš Vec et al. (Hrsg.): Der Campus-Knigge
Vom Abschreiben bis Zweitgutachten;
Verlag C .H. Beck, München 2006;
erscheint am 26. September

REDAKTIONELLE BEARBEITUNG: **EVA JOST**

Mehr Informationen über Arbeiten und Leben auf dem Campus gibt es im Internet: **www.zeit-campus.de**

Das vollständige Hochschulranking, Tipps zur Stellensuche und einen aktuellen Job-Newsletter finden Sie unter **www.zeit.de/chancen**

Tipps und Termine

Die Karrieremesse »Information Technology« wendet sich an junge Berufstätige, die sich bei Unternehmenspräsentationen und in persönlichen Gesprächen über Ihre Zukunftschancen informieren möchten. Sie findet am 7. und 8. Oktober auf Schloss Montabaur statt. Interessenten können sich bis zum 5. September bewerben. www.access.de/next

Einen Wettbewerb »Innovative Hauptschule« hat Microsoft gestartet. Alle Hauptschulen sind eingeladen, zu zeigen, welche innovativen Lehr- und Lernprojekte sie auf den Weg gebracht haben. Eine Jury mit Bildungsexperten aus Wissenschaft, Wirtschaft und Politik wird die Beiträge bewerten. Als Preis winken 3000 Euro als Zuschuss für eine Schulparty. Einsendeschluss ist der 30. September. www.innovative-teachers.de

Freie Studienplätze bietet die Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg in den Bachelorstudiengängen Information Engineering, European Computer Science sowie Media Systems noch bis zum Vorlesungsbeginn am 18. September an. www.haw-hamburg.de

Ein Symposium zu dem Thema »Survival of the Fittest – Mastering fundamental changes« veranstalten die Studenten der European Business School in Oestrich-Winkel vom 21. bis 23. September. Erwartet werden rund 50 Referenten aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft. Parallel findet eine Recruitingmesse statt. www.ebs.de

Ergänzung zum Artikel *Verstoßen und vergessen* in den *ZEIT*-Chancen Nr. 31/06 über die Aberkennung akademischer Artikel in der NS-Zeit: In der Aufzählung der Universitäten, die ihre depromovierten Wissenschaftler öffentlich rehabilitierten, fehlte leider die Universität Kiel. Hier wurden im November 1993 in einer Akademischen Feier die zwischen 1936 und 1945 politisch motivierten Entziehungen von Doktortiteln als nichtig erklärt.

Illustration: Besiana Bandili für DIE ZEIT

Gefragt

Foto: privat

CHRISTINE HUCKE, 59,
Rektorin der Dr.-Kürten-Schule in Hürth bei Köln

Weil die Zahl der Teenagerschwangerschaften immer weiter steigt, gibt es an Ihrer Schule das Projekt Babybedenkzeit. Was muss man sich darunter vorstellen?
Die meisten Mädchen haben ein Traumbild vom Baby im Kopf und denken, die Kleinen sehen so süß aus und müssen schon deshalb immer lieb und friedlich sein. Deshalb wünschen sie sich ein Kind. In der Babybedenkzeit erfahren sie, wie das Leben einer Mutter wirklich aussieht – und wie anstrengend ein Neugeborenes ist.

Wie sieht das konkret aus?
Jedes Mädchen lernt in der Babywerkstatt mehrere Wochen lang alles rund ums Kind, vom Füttern bis hin zu den monatlichen Windelkosten. Im Mittelpunkt des Praktikums steht die Geburt: Wie im wirklichen Leben findet sie in einem vorab errechneten Zeitraum statt – den genauen Tag kennen die Mädchen wie bei einer echten Schwangerschaft aber nicht.

Was passiert bei der Geburt?
Die Schülerinnen bekommen eine computergesteuerte Babypuppe, Mutterpass und Geburtsurkunde und alles, was sie für »ihr« Baby brauchen. Anschließend dürfen sie ihrem Kind einen Namen geben und sind zwischen drei und 14 Tage für den Säugling verantwortlich. In diesem Zeitraum simuliert das Computerprogramm den realistischen Alltag mit einem Neugeborenen. Gleichzeitig speichert ein Chip, ob die Mädchen die Puppe regelmäßig füttern, wickeln, trösten und liebkosen. Sensoren registrieren, ob sie das Köpfchen stützen und vorsichtig hinlegen oder das Baby aus Wut womöglich schreien lassen oder durchschütteln.

Wie ist die Idee entstanden, dieses Projekt an Ihrer Schule einzuführen?
Vor sechs Jahren erzählte eine 16-Jährige begeistert von ihrer Schwangerschaft – und war plötzlich der Star an der Schule. Weil wir befürchteten, dass bald weitere Mädchen schwanger werden könnten, haben wir uns umgehört und sind auf die Puppen gestoßen. Ursprünglich stammt die Idee zur Babybedenkzeit aus den USA, wo der Säuglingssimulator bereits 1993 entwickelt wurde.

Was reizt die Mädchen denn daran, schon als Teenager ein Kind zu bekommen?
Vielen der Schülerinnen fehlt einfach eine berufliche Perspektive. Die Mutterrolle ist gesellschaftlich anerkannt. Auf diesem Wege bekommen sie viel Aufmerksamkeit und Zuwendung. Oft kommen die Mädchen aus zerrütteten Familien und hatten selbst keine schöne Kindheit. Durch das Baby versuchen sie, sich selber zu heilen.

Wie reagieren Ihre Schülerinnen denn auf die Babybedenkzeit?
Am Ende des Projekts treffen sich die Mädchen mit ihrer betreuenden Lehrerin, werten die Computerprotokolle aus und besprechen problematische Situationen. Ganz ehrlich: Die meisten sind froh, wenn sie die Puppen wieder abgeben können.

INTERVIEW: **SABINE HOFFMANN**

Die Angst der Profs vor dem Klick

Im Internet können Studenten ihre Dozenten benoten. Die fühlen sich an den Pranger gestellt. Jetzt drohen Datenschützer den Betreibern der Website mit hohen Bußgeldern VON JAN-MARTIN WIARDA

Wenn ihre Idee nur nicht so gut gewesen wäre, dann hätten sie jetzt den ganzen Ärger nicht. Seitdem fünf Studenten der TU Berlin ihre Website www.meinprof.de freigeschaltet haben, schlagen sie sich mit empörten Hochschulrektoren, schmollenden Professoren und neuerdings sogar mit dem Berliner Beauftragten für den Datenschutz herum. In dieser Woche läuft die Frist ab, um dessen Forderungen zu erfüllen, sonst droht die Abschaltung. Die angehenden Wirtschaftsingenieure haben offenbar einen Nerv getroffen mit ihrer Seite, auf der Studenten ihre Professoren benoten können. »Normalerweise rennt man in der Uni herum, quatscht auf gut Glück ältere Semester an und versucht herauszufinden, welcher Kurs sich lohnen könnte«, erklärt Daniel Pruss, 24. »Wir dachten, es geht auch anders.«

Anders heißt: Man klickt sich zum jeweiligen Professor durch und schaut sich die Bewertungen an. Oder vergibt gleich selbst Zensuren für den Professor, in dessen Vorlesung man sitzt. Die Skala reicht von 1 bis 5, gewertet wird in fünf Kategorien: allem voran das Verhältnis der Note zum Aufwand, dann der Spaßfaktor, aber auch Fairness, Unterstützung und Verständlichkeit. Die besten Professoren finden sich unter »Tops« wieder, die schlechtesten werden als »Flops« gelistet.

Tausende Nutzer haben sich bereits registriert, die Seitenabrufe summieren sich mittlerweile auf drei Millionen im Monat. Kein Wunder, dass Professoren die Website zunehmend fürchten. Ihr enormer Erfolg spiegelt auch das neue Selbstverständnis der Studenten in Zeiten von Studiengebühren wider: Deutschlands Studenten stellen Ansprüche. Sie wollen ihre Meinung sagen und auch gehört werden. »Es kann nicht sein, dass man uns erst in Fragebögen nach unserer Meinung fragt und uns dann die Ergebnisse vorenthält«, sagt Pruss. Tatsächlich haben viele Hochschulen in den vergangenen Jahren regelmäßige Evaluationen eingeführt, doch die Auswertung der Daten ist meist nur den Dozenten zugänglich.

Vorbild für die Berliner Studenten war die US-Seite www.ratemyprofessor.com. »Wir haben auch ein Recht auf Information. Darum haben wir unser Forum eingerichtet«, sagt Daniel Pruss.

ONLINE-ERFOLG

Seit die Website www.meinprof.de Ende vergangenen Jahres freigeschaltet wurde, haben Studenten deutscher Hochschulen rund 160 000 Wertungen abgegeben. 25 000 Professoren wurden dabei mit Noten von 1 bis 5 versehen. Vertreten sind alle Fachrichtungen von der Theologie bis zur Physik. Jeden Tag registrieren sich zwischen 150 und 250 neue Nutzer, ihre Gesamtzahl hat längst die 30 000er-Marke überschritten. Betrieben wird die Seite von Mitgliedern der Arbeitsgruppe Wirtschaftsingenieure (AG Wi-Ing) an der Technischen Universität Berlin, die sich in der studentischen IT-Beratung Juniter ehrenamtlich engagieren. Der Erfolg ihrer Internet-Seite ist so groß, dass die Studenten sogar schon Angebote potenzieller Werbekunden ausschlagen mussten.

Für den Datenschutzbeauftragten der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen allerdings war die Seite kein Forum, sondern ein Pranger. Folglich drohte die Hochschule den Betreibern mit rechtlichen Schritten, sollten sie die Aachener Professoren nicht komplett aus dem Rating entfernen – was die postwendend taten, denn einen Rechtsstreit können sich die Studenten nicht leisten. Die Präsidentin der Fachhochschule München, Marion Schick, wiederum stellte ihren Professoren einen Musterbrief zur Verfügung, mit dem sie die Erwähnung ihres Namens auf der Website bequem untersagen konnten. Überraschenderweise machten nur 30 von 430 Professoren davon Gebrauch. Doch so wie die Wirtschaftsingenieure die Begeisterung der Studenten für ihre Idee unterschätzt hatten, unterschätzten die beiden Hochschulen das Medienecho auf ihre Offensive – es war verheerend: Den Studenten mit dem Anwalt zu drohen sei feige und fragwürdig dazu, wenn eine Universität wie Aachen, die sich am Elitewettbewerb beteiligt habe, öffentliche Kritik mit der juristischen Brechstange zu verhindern versuche. »Unser Anliegen ist unglücklich herübergekommen«, räumt der Aachener Rektor Burkhard Rauhut mittlerweile ein – um www.meinprof.de gleich wieder zu kritisieren. »Wer genauer hinschaut, entdeckt sofort, dass diese Seite methodisch komplett unseriös ist. Ein paar anonyme Wertungen reichen, um es ganz an die Spitze schaffen oder unter den Schlechtesten zu landen«, sagt er. Die Uni-eigenen Evaluationsverfahren seien viel fairer und transparenter. Allerdings sind sie bis auf wenige Ausnahmen nicht öffentlich.

Evaluationsexperten streiten derweil über Nutzen und Schaden der Website. »Solange nicht alle 30 000 Professoren in Deutschland begriffen haben, dass sie die Meinung ihrer Studenten als Experten ihrer eigenen Lerninteressen ernst nehmen sollten, haben solche Aktionen ihre hochschulpolitische Berechtigung«, sagt Karin Fischer-Bluhm, Geschäftsführerin des eigens für Evaluationsfragen geschaffenen Verbundes Norddeutscher Universitäten. Christiane Spiel, Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Evaluation, hält dagegen: »Das ist eine Konsumentenbefragung, bei der die Effekte weder absehbar noch kontrollierbar sind. Das kann sogar das Klima für gute Evaluation verderben.« Studenten könnten naturgemäß nur gewisse Aspekte einer Lehrveranstaltung bewerten, ganz sicher jedoch nicht, wie gut ein Professor vorbereitet sei oder ob er die aktuellsten und akzeptiertesten Theorien und Literaturzitate bringe. »Wenn sie dies alles wüssten, brauchten sie vermutlich nicht mehr zu studieren.«

Dass www.meinprof.de, abgesehen von seinen methodischen Schwächen, grundsätzlich die Persönlichkeitsrechte der betroffenen Dozenten gefährdet, wie der Berliner Datenschutzbeauftragte Alexander Dix jetzt kritisierte, ist allerdings selbst unter seinen Kollegen umstritten. »Jeder Professor ist in gewisser Weise Persönlichkeit des öffentlichen Lebens und muss sich eine öffentliche Bewertung gefallen lassen«, sagt Hannes Federrath, der Vorstandsvorsitzende des Berufsverbandes der Datenschutzbeauftragten. »Schwierig wird es nur dann, wenn die Informationen in dem Portal beleidigend oder offenbar manipuliert sind.«

Auch der Bremer Medienwissenschaftler und Anwalt Lambert Grosskopf, den die Berliner Studenten um ein Gutachten gebeten haben, bescheinigt dem Internet-Portal seine Rechtmäßigkeit als Meinungsforum. Betreiber Daniel Pruss versichert, mögliche Manipulationen hätten sie längst unter Kontrolle. »Die typische Rache-Bewertung, in der ohne jeden Kommentar siebenmal eine 5 drinsteht, fliegt sofort raus.« Eine verpflichtende Registrierung haben sie eingeführt, die letzten Neuerungen sind TAN-Listen oder ein Passwort, das der Professor an die Tafel schreibt und das nur seine Studenten kennen.

Jeden Tag verbringen Pruss und seine Kollegen mehrere Stunden mit der Überprüfung der Daten. Letztlich ist ihnen wieder einmal ein Professor aufgefallen, der drei komplette Einser-Bewertungen abgeräumt hatte. Die Überprüfung der verwendeten Mail-Adressen ergab: Eine war die Dienstadresse des Professors. Die zweite seine private. Und die dritte gehörte seiner Tochter. »Wir entdecken solche Schummeleien«, sagt Pruss.

Der Berliner Datenschutzbeauftragte befürchtet dennoch massive Nachteile für bewertete Professoren zum Beispiel bei der Vergabe von Drittmitteln und will daher weitreichende Änderungen durchsetzen, unter anderem eine neue Form der Nutzerregistrierung, damit nicht mehr jeder die Daten der Professoren abrufen kann. Damit wäre das öffentliche Forum am Ende, interessierte Abiturienten und Studienwechsler blieben außen vor. Außerdem, so Dix, müssten die Betreiber die betroffenen Dozenten vor der Veröffentlichung informieren, und die müssten widersprechen dürfen. Die Betreiber fürchten einen »immensen organisatorischen Aufwand«, wirkliche Kritik wäre kaum noch möglich, wenn man zunächst die Professoren um Erlaubnis fragen müsste. »Dann wäre die Seite tot«, sagt Lambert Grosskopf.

Bis zum 31. August musste der Anwalt eine Stellungnahme einreichen, jetzt entscheidet der Datenschutzbeauftragte, ob er eine Unterlassungsverfügung erlassen will. Dann drohen bei Verstoß Bußgelder bis zu 250 000 Euro. Wollen sich die Studenten nicht beugen, bleibt ihnen nur der Gang vor Gericht. Es wäre das vorläufige Ende eines etwas hemdsärmeligen Versuchs, endlich mehr Transparenz in die Evaluation zu bringen.

Ein guter Mensch

Foto: privat

Für sein Engagement in Afrika wurde Rudolf Friedrich Guthoff zum »Hochschullehrer des Jahres« gewählt

Was müssen sich deutsche Professoren nicht alles anhören: Weltfremde Forscher seien sie und miese Lehrer, unzugänglich für ihre Studenten und noch dazu mit langen Semesterferien verwöhnt. Klischees, sicher, doch hartnäckig sitzende. Was Wunder also, dass der Deutsche Hochschulverband dem gerne abhelfen will. Die Standesvertretung der Professoren hat nun zum ersten Mal einen »Hochschullehrer des Jahres« gekürt. Das Ziel: darauf hinzuweisen, dass »deutsche Professoren nicht im Elfenbeinturm vor sich hin gammeln«, wie Verbandspräsident Bernhard Kempen sagt.

Der Hochschulverband hat einen Professor gekürt, dessen Wahl wohl kaum umstritten sein wird: Rudolf Friedrich Guthoff, den 58 Jahre alten Direktor der Augenklinik der Universität Rostock. Guthoff wurde gekürt, weil er seine Klinik mit der Uni-Klinik und dem St.-Josephs-Hospital in Kinshasa verpartnert hat. Seit sechs Jahren fährt Guthoff immer wieder in die Hauptstadt des Kongos, bringt teure Geräte und Kunstlinsen mit, operiert auch selbst, beseitigt vor allem den kindlichen grauen Star. 150 Kindern hat Guthoff bislang das Augenlicht gerettet, und nicht nur das: Er gibt ihnen ein Leben in Gemeinschaft wieder. Kinder mit grauem Star würden dort in der Öffentlichkeit oft verheimlicht, berichtet Guthoff. »Es ist gar nicht so einfach, diese Kinder überhaupt dort zu finden, Krankheit gilt oft als etwas Böses.«

Guthoff stammt aus Ingelheim am Rhein, studierte in Frankfurt und arbeitete dann an der Uni-Augenklinik in Hamburg. Seit 1992 leitet er die Augenklinik der Uni Rostock, war vier Jahre Dekan der Medizinischen Fakultät und kämpfte unter anderem für die Wiedereinrichtung des Studiengangs Zahnmedizin. Er interessiert sich seit seiner Jugend für Afrika, hatte auch als Hochschullehrer »Zeit, meine Gedanken schweifen zu lassen«. Zwar sei Wissenschaft oft auf die Probleme des jeweiligen Kulturkreises konzentriert, man könne sie »aber auch globaler fassen«. Zu solchem Einsatz will Guthoff auch andere Wissenschaftler ermutigen.

Der Professor lädt regelmäßig afrikanische Ärzte nach Deutschland ein. Sie lernen hier zu operieren und wie sie mit vormals blinden Kindern das Sehen trainieren können. »Ich will meine Zeit nützlich einsetzen«, sagt Guthoff, »man kann dort mit sehr geringem Aufwand Blindheit beseitigen«, wohingegen man in Deutschland oft viel Mühe darauf verwende, die Sehschärfe geringfügig zu verbessern.

»Dieses Engagement ist beeindruckend«, lobt auch Hochschulverbandspräsident Kempen, und das ist wohl kaum umstritten. Hochschulpolitischen Sprengstoff berge dieser »bequeme Preisträger«, wie Kempen selbst sagt, allerdings nicht. Bei der nächsten Preisvergabe könne das jedoch anders werden. »Man muss schon damit rechnen«, sagt Kempen, »dass wir jemanden auszeichnen, mit dem eine gewisse Provokation verbunden ist.« MANUEL J. HARTUNG

AUGUST DER STARKE (Emaille-Porträt von Georg Friedrich Dinglinger, 1712) und seine Schätze: **DAPHNE** als Trinkgefäß von Abraham Jamnitzer (vergoldetes Silber mit Koralle, 68 cm, Ende 16. Jh.); der berühmte **KIRSCHKERN** mit 113 geschnitzten Köpfen, von unbekannter Hand (im Geschmeide aus Gold und Emaille 4,5 cm, vor 1589); fünf **STRAUSSE** von Elias Geyer (Silberfiguren mit Straußeneiern, 47 cm, um 1590); ein Automat in Form einer **SPINNE** von Tobias Reichel (Messing, 3,2 cm breit, um 1604)

Genie und Gier

Dresdens Grünes Gewölbe in neuem Glanz: Deutschlands größte Schatzkammer erzählt eine beispiellose Geschichte

VON EMANUEL ECKARDT

Dresden feiert, feiert ohne Ende: erst die Weihe der Frauenkirche, dann das Stadtjubiläum (800 Jahre – recht bescheiden, verglichen mit Köln oder Mainz, die längst ins dritte Jahrtausend schunkeln!) und jetzt die Wiedergeburt des Historischen Grünen Gewölbes. Am 1. September eröffnet die Bundeskanzlerin die wiedererstandene Schatzkammer im Westflügel der Residenz. Es sind jene Räume, in denen Friedrich August I., der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts seine Vision vom barocken Gesamtkunstwerk verwirklichte, eine glanzvolle Schau seines Reichtums, seiner absolutistischen Macht. Und heute eine der prachtvollsten Pretiosen-Sammlungen der Welt.

Im Vorgewölbe ruhen Reliquien der Geschichte in sanftem Licht: die goldene Trinkschale Iwans des Schrecklichen, der Pokal der heiligen Hedwig, der Mundbecher Martin Luthers. Dazu die Bibel des großen Gustav Adolf, König von Schweden.

Eine Staub- und Klimaschleuse trennt die Außen- von der Innenwelt. Dahinter liegt das Bernsteinkabinett im magischen Dunkel, denn Bernstein ist lichtscheu. Dieses Kabinett, ein Geschenk des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm I. an August den Starken, bleibt in jeder Beziehung eine Rarität. Es ist, nach dem Untergang des legendären Bernsteinzimmers, das weltgrößte Kunstwerk in Bernstein. Und es erinnert an die zwei Jahre (von dreihundert Jahren gemeinsamer Geschichte), in denen sich Preußen und Sachsen so gut verstanden, dass sie sich Liebesgaben dieser Größenordnung verehrten.

Schildkrötenpanzer, Natternzungen, Alraunen, ein Hasengeweih

Es ist nicht nur der Bernstein, der in diesem Raum fasziniert. Wo gibt es noch so herrlichen Serpentin zu bewundern, den grün schimmernden sächsischen Marmor, den Schlangenstein, von dem es heißt, er helfe gegen Lungenschwindsucht, Bauch- und Kopfgrimmen? Die letzten Steine wurden in der DDR-Zeit gebrochen, um sie als Straßenschotter zu verwenden, aber das ist eine andere Geschichte.

Es folgt Augusts Elfenbeinzimmer mit mehr als 200 Kunstwerken, darunter der bogenschnitzende Amor des genialen Balthasar Permoser. Im Weißsilberzimmer prunkt manch reich verziertes Rhinozeroshorn und die Kokosnuss als Willkommenspokal; die Wände leuchten in herrlichem Zinnober. Malachitgrün dafür, nun endlich, das Silbervergoldete Zimmer, vielleicht etwas grell. »Kommen Sie in zweihundert Jahren wieder«, sagt Dirk Syndram, Direktor des Grünen Gewölbes, »dann haben wir hier wieder den richtigen Farbton.«

Im Silbervergoldeten Zimmer badete August einst die Augen in purem Gold. Hier genoss er, wie Syndram meint, das Glück des Dagobert Duck im Geldspeicher. Goldschätze wie Pokale oder Münzen gibt es heute hier allerdings nicht mehr, dafür eine wundervolle Sammlung Goldrubinglas. Das Silbervergoldete Zimmer war beim großen Bombenangriff auf Dresden im Februar 1945 völlig ausgebrannt, und es grenzt an ein Wunder, dass die Stuckdecke aus dem 16. Jahrhundert im nächsten Raum, dem Saal der Pretiosen, das Inferno überstanden hat. Ein Festsaal der Renaissance ist hier zu bestaunen, im Kristallglanz der barocken Spiegel, die das Familienerbe fantasievoll verzierter Straußeneipokale verdoppeln. Nautilusschalen leuchten, Perlboote aus den Tiefen des Indischen Ozeans, Boten aus einer fernen Welt.

Mit dem »Familiensilber« beginnt die Geschichte des Grünen Gewölbes. Um 1543 wurde eine Liste der Bestände angelegt, die Herzog Moritz (1521 bis 1553) im »hinteren Gewölbe« in fünf Schränken verwahrte. Dort sammelten sich bald merkwürdige Dinge: ein Hasengeweih, Alraunen, Schildkrötenpanzer und Natternzungen, Bergkristalle und Korallenzinken.

Kurfürst August (1526 bis 1586), sein jüngerer Bruder, ein herrlicher Dickschädel, von Lucas Cranach gemalt, drechselte höchstselbst; 136 fürstliche Elfenbeintürme und Ziersäulen von ihm sind erhalten. Eine Kunstkammer entstand, die auch zur Aufbewahrung für allerlei Erfindungen diente. Doch das Herzstück blieb die Schatzkammer, die Sohn Christian I. (1560 bis 1591) dann zum Hochsicherheitstrakt machte, zur »Geheimen Verwahrung des Grünen Gewölbes«; ihren Namen erhielt sie von den besagten malachitgrün gestrichenen Wänden. Niemand durfte hinein, der Hof hatte keinen Zugang mehr zu den geheimnisvollen fünf Schränken.

Auch die Kunstkammer blieb wohlverriegelt. Als ein Schlossergeselle, mit Reparaturarbeiten betraut, sich dafür einen Nachschlüssel verschaffte und das eine oder andere fürstliche Stück entwendete, wurde er zum Tode verurteilt. Er starb an einem prächtigen eisernen Galgen, den sein Dienstherr, der Hofschlosser, anfertigen musste, wegen Verletzung der Aufsichtspflichten auf eigene Kosten.

Die Vielfalt des Schatzes ist ohne Vergleich. Daphne grüßt als Trinkgefäß: eine silbervergoldete Nymphe im Augenblick der Verwandlung. Kopf und Hände werden zum Baum, zu Gezweig – in Gestalt einer rot lohenden Koralle, die wiederum selbst ein Wesen in Verwandlung ist: Stein und Tier und Pflanze zugleich. Und dort segelt die Elfenbeinfregatte mit hauchzart geschnitzten Segeln und Goldfadentakelage durchs Licht. Neptun stemmt das Staatsschiff, das Jakob Zeller gefertigt hat, ein zauberhaftes Werk, entstanden 1620. Es war das dritte Jahr des Dreißigjährigen Krieges, da er just zum Flächenbrand wurde und Mitteleuropa zu verwüsten begann. Auch lange Zeit danach fehlte es an Geld, um in Kunst zu investieren. Wer konnte, sammelte Truppen.

Ein halbes Jahrhundert später führte August der Starke, geboren im Mai 1670 in Dresden, sein Haus zu neuer Größe. 1697 bewarb er sich um die Krone Polens. Die Adelsrepublik wählte ihre Könige selbst. August trat kurzerhand zum katholischen Glauben über, zeigte seine Schätze, gewann die Wahl. Nun war er als August II. König von Polen. Seine lieben Sachsen durften weiter protestantisch bleiben, auch Gemahlin Christiane Eberhardine blieb fest im lutherischen Glauben.

Ein Staatsmann von einnehmendem Wesen, wie man so sagt: 1703 führte er die Akzise ein, nun musste auch der Adel Steuern zahlen. August erfand den ersten Rechnungshof, befahl die Wehrpflicht. Immer wieder führte er Krieg. Er ließ eine Geschwindschusskanone entwickeln, die nicht mit Kugeln, sondern mit Granaten schoss. Keine Armee hatte so schicke Uniformen, nur das Siegen fiel ihr schwer.

Im Nordischen Krieg gegen das Schweden Karls XII. verließ ihn vollends das Glück. Seine Armee wurde geschlagen. Vorübergehend musste er die polnische Krone niederlegen. Die Schweden besetzten Sachsen, verlangten hohe Kriegstribute. Woher nehmen? August vermietete 12 000 sächsische Soldaten an Holland für den Krieg gegen Frankreich und erhielt dafür 19 Tonnen Gold.

Trotz der stürmischen Zeiten befahl der König Komödie und Redoute. Beim Fest der Venus 1709 trat er als Ares, als Kriegsgott, auf, beim Wettkampf der Erdteile spielte er den König von Afrika und verließ die Arena als Herr der Welt. August, Prachtkerl unter den Monarchen der Weltgeschichte, Regisseur und Hauptdarsteller zugleich, glänzte als Künstler und Eventproduzent.

1721 schwiegen die Waffen endlich. In den folgenden zwei, drei Jahrzehnten erlebte Sachsens höfische Kultur ihr goldenes Zeitalter. August der Starke sah keinen Grund, seinen Reichtum zu verstecken. Er wollte das geheimnisvolle Gewölbe in ein öffentliches Museum verwandeln. Zwischen 1723 und 1730 machte sich Hofbaumeister Matthäus Daniel Pöppelmann daran, die Räume auszustatten. Eben hatte der Meister den Zwinger und den Umbau der Moritzburg nördlich von Dresden vollendet. Nun legte er Entwürfe für ein ganz neues Stadtschloss vor. Aber August, zwischenzeitlich etwas klamm, genügte ein Umbau der bestehenden Residenz. Und darin war nun, von 1730 an, gegen Entgelt, auch das Grüne Gewölbe zu bestaunen.

Zur Zeit August des Starken leben 93 Goldschmiedemeister in Dresden

Wo sonst gab es solche Handwerkskunst? Meisterwerke, zauberhaft, verspielt, verwirrend im Reichtum an Fantasie, in ihrer Eleganz und tänzerischen Schwerelosigkeit. Die schönen Dinge der Dinglingers, des Hofgoldschmieds Johann Melchior Dinglinger aus Biberach und seiner Brüder, des Malers und Königlichen Hof-Emailleurs Georg Friedrich und Georg Christophs, der ebenfalls Goldschmied war. Sie legten, gegen gute Bezahlung, August ihr Lebenswerk zu Füßen, ein Prachtstück nach dem anderen, Virtuositäten von filigraner Perfektion, wie die massiv goldenen, aufs feinste mit fernöstlichen Motiven emaillierten Tassen des *Goldenen Kaffeezeugs* – eine fast meterhohe Pyramide aus Gold und Silber mit Stufen und Podesten für Zierkannen und Spülkummen, Dosen, Juwelen, Perlen und Putten, ein Hochgebirge zierlicher Chinoiserie. Oder das unbeschreibliche Kabinettstück des *Hofstaats zu Delhi am Geburtstag des Großmoguls Aureng-Zeb,* geschaffen zwischen 1701 und 1708, für das August der Starke 58 485 Reichstaler zahlte, so viel wie für das Rittergut Pillnitz. Ein märchenhaftes Ensemble, Kostümfest und Schaubühne jenes sagenhaften Reichtums, den Indien symbolisierte, das einzige Land, das zur augusteischen Zeit Diamanten lieferte. Anschaulich zeigen Architektur, Sänften, Elefanten und die kaum fingergroßen Figuren ein Abbild der orientalischen Welt, welche die Dinglingers nur aus Illustrationen völkerkundlicher und enzyklopädischer Reiseberichte kannten, ein erstaunlich authentisch wirkendes, farbiges Bild, das Europas damaliges Wissen über das ferne Indien wie in einer Puppenstube versammelt.

Das barocke Menschenbild und seine Exoten: Wenn die Juweliere eine verwachsene, übergroße Perle in die Hände bekamen, verarbeiteten sie die schimmernden Wucherungen zum Körper zierlicher Grotesk-Figuren, zum einäugigen Bettler mit dem Stelzfuß, zum Koch, der auf dem Bratrost geigt, zum Harlekin mit der Negermaske, der mit dem Kopf wackeln kann. »Mohren« reizten die europäische Fantasie. Exotische Naturschönheiten entstanden schon im 16. und 17. Jahrhundert, wie die schwarze Venus in Bronze, die afrikanischen Krieger aus Ebenholz, der Mohr aus lackiertem Birnbaumholz, der in Wahrheit ein Indianer ist. Er hält die »Große Smaragdstufe«, eine gewichtige mineralogische Rarität, die 1581 gleichsam im Kielwasser der Conquista mit nach Europa geschwemmt worden war und den Reichtum der Edelsteinvorkommen Kolumbiens zeigen sollte – eine Fälschung. Man habe ein paar Smaragde hinzugefügt, »ein glatter Investmentbetrug«, lächelt Direktor Syndram, »aber kulturhistorisch höchst bedeutend«. Das Prachtexemplar kam aus Prag nach Sachsen, ein Geschenk des wunderlichen Kaisers Rudolf II.

Im so genannten Raum der reisenden Pretiosen beeindruckt die lederne Forelle als Etui für sechs kleine Messer mit Perlmuttergriff. Im Mikrokabinett hilft eine Lupe beim Staunen über den *Kirschkern mit den 186 Angesichtern.* Auch wenn es nach neuerer Forschung nur 113 Köpfe sind, die ein Minimalist in den Kern geschnitzt hat, ein Geniestreich bleibt es trotzdem. Ein paar Schritte weiter winzelt die Kompakt-Bibel: Arche Noah, die Eherne Schlange, Heiland am Kreuz plus vier Mannsbilder, vermutlich die Evangelisten, alles auf einem Kirschkern, unfassbar!

August liebte die Maschinenkunst, wie die kleine automatische Spinne, sammelte Uhren. Eine tickt im Rachen eines Löwen, eine andere im Bauch eines Pferdes, das ein Türke reitet. Beim Glockenschlag bewegt er Arme und Beine. Dazu finden sich im Inventar des frühen 18. Jahrhunderts etwa 100 chirurgische Instrumente und nahezu 150 anatomische Präparate, aber auch makabre Kuriositäten wie moosbewachsene Schädel. Der erste Anatomiekämmerer war übrigens der kurfürstliche Leibbarbier. Worüber die Herren sich beim Rasieren wohl unterhalten haben?

Augusts Hofstaat zählte zweieinhalbtausend Menschen und war größer als der des Kaisers. Rund 46 000 Menschen lebten in Dresden, darunter 93 Goldschmiedemeister. Der Hof strahlte als ein europäisches Zentrum der Künste und der Künstler.

Die Besten waren gerade gut genug: barocke Jahrhundertfiguren wie der Architekt Matthäus Daniel Pöppelmann aus Herford, der Erbauer des Zwingers, und der Bildhauer Balthasar Permoser aus Kammer bei Traunstein, der in Florenz sein Handwerk gelernt hatte und den Zwinger mit seinen lebensgroßen Figuren in ein Olympierstadion verwandelte, aber auch göttliche Miniaturen in Elfenbein schnitzte, die zu den elegantesten Erscheinungen in der Sammlung des Grünen Gewölbes zählen.

Aus Venedig kam Hofmaler Johann Baptist Grone, aus dem Erzgebirge stammten George Bähr, der 1722 vom Rat der Stadt Dresden den Auftrag erhielt, die Frauenkirche zu bauen, und der Orgelbauer Gottfried Silbermann, der im nahen Freiberg seine Werkstatt einrichtete. Augusts besondere Aufmerksamkeit aber galt Johann Friedrich Böttger, dem Alchimisten aus dem thüringischen Schleiz, der leichtsinnigerweise behauptet hatte, er könne Gold herstellen. Stattdessen gelang ihm 1709 als erstem Europäer die Produktion des weißen Hartporzellans, das in China schon lange bekannt war. (Allerdings kann es auch sein, dass gar nicht er es war, der die richtige Mischung der Erden herausgefunden hat, sondern sein königlicher Aufpasser, der Hofphysikus Ehrenfried Walther von Tschirnhaus – darüber streiten die Kenner noch.)

August und seine Baumeister inszenierten Dresden als lebendiges Kunstwerk. Dass der König manchen Schatz auch nur für eine Nacht eroberte, mehrt seinen Ruhm. Die Zahl der Mätressen ist Legende, die Zahl der Nachkommen auch. Mehr als der berühmte Kirschkern Köpfe zählt, nach preußischer Zählung, nachweislich sind es vierzehn, ein unerschöpfliches Thema für die Ahnenforschung. Der Wettiner liebte Champagner und Tokaier, aber sein Magen war empfindlich, und die Galle schmerzte. Am 1. Februar 1733 starb der König, 62 Jahre alt, an den Folgen von Diabetes.

1958 gibt Nikita Chruschtschow einen Teil der Schätze zurück

Auch sein Sohn August III. liebte die Künste (den Krieg weniger). Er holte Raffaels *Sixtinische Madonna* nach Dresden und den venezianischen Vedutenmaler Bernardo Bellotto, der sich, nach seinem berühmten Onkel, Canaletto nannte. Johann Sebastian Bach widmete dem König Jubelchöre, die er später ins *Weihnachtsoratorium* montierte, und im Saal der Pretiosen glänzt die überaus kostbare Hutagraffe mit dem berühmten Grünen Diamanten, für die August die Staatskasse plünderte. 400 000 Taler zahlte er dafür, anderthalbmal so viel, wie der Bau der Frauenkirche verschlungen hatte. Man kennt die Summe, weil Friedrich der Große sie kopfschüttelnd nannte. Diese Ausgabe war auch der Grund, warum Sachsen im Siebenjährigen Krieg kaum Truppen und so gut wie keine Kanone aufzubieten hatte.

Wunderbarerweise überstand die Schatzkammer jene Zeitläufte ohne Schaden, selbst die preußische Bombardierung Dresdens 1760, die napoleonischen Feldzüge, die Revolution von 1849. Erst im Zweiten Weltkrieg musste auch das Grüne Gewölbe leiden. Schon 1938 war die Sammlung geschlossen worden. Die Objekte wurden verpackt und 1942 schließlich auf die Veste Königstein gebracht. Eine weise Maßnahme; denn beim großen Luftangriff auf Dresden wurde auch das Schloss schwer getroffen, drei der fünf Säle des Gewölbes brannten völlig aus.

Nach dem Krieg beschlagnahmte die Trophäenkommission der sowjetischen Armee die ausgelagerten Werke und verschleppte sie in die UdSSR. Die Bestände des Grünen Gewölbes, der Rüstkammer, des Münzkabinetts sowie der Antikensammlung wurden vollständig abgeräumt, von der Gemäldegalerie, dem Kupferstichkabinett und der Porzellansammlung blieb nur ein kümmerlicher Rest an der Elbe.

Doch die Kriegswut verrauchte. Stalin starb, und zehn Jahre nach der Kapitulation der Wehrmacht beschloss die Regierung der Sowjetunion unter Nikita Chruschtschow am 31. März 1955, die Meisterwerke der Dresdner Gemäldegalerie »dem deutschen Volk« zurückzugeben. Knapp zwei Jahre später begann Ludwig Bolz, Außenminister der DDR, mit den Verhandlungen über die Rückgabe auch der anderen Kunstschätze. Von 2 614 874 im Jahr 1957 registrierten Objekten wurden 1958 insgesamt 1 569 176 Teile nach (Ost-)Deutschland zurückgebracht, den größten Anteil daran hatten die Dresdner Bestände. 1959 zogen Teile der Sammlung ins Albertinum; 1974 wurde dort, im Südtrakt, eine Dauerausstellung mit Schätzen aus dem Grünen Gewölbe eröffnet.

Zehn Jahre später begann der Wiederaufbau des Schlosses. Nach der Wende dann legte das sächsische Kabinett die Nutzung des Schlosses fest: Als »Residenz der Kunst und Wissenschaft« soll es künftig dienen. Am 8. September 2004 war das erste Obergeschoss des Westflügels so weit hergerichtet, dass es als »Neues Grünes Gewölbe« 1080 Meisterwerke aufnehmen konnte. Nun, mit der Eröffnung des Historischen Grünen Gewölbes, ist das Unternehmen vollendet. Insgesamt werden jetzt über 4000 Werke der Sammlung gezeigt. Und das ist mehr, als selbst August der Starke jemals auf einen Blick zu sehen bekam.

In der Flut der Kostbarkeiten taucht auch ein **SEE-EINHORN** auf: Elias Geyer schuf es um 1600 aus Silber und dem Haus einer Turboschnecke (20 cm)

Foto (M.): Jürgen Karpinski/Staatliche Kunstsammlungen Dresden, Grünes Gewölbe

Der Autor ist Journalist und lebt in Hamburg.

Das Grüne Gewölbe ist vom 14. September an für das Publikum geöffnet. Auskunft gibt der Besucherservice der Staatlichen Kunstsammlungen, Tel. 0351/49 14 2000; E-Mail: besucherservice@skd-dresden.de (Die Eintrittskarten sind limitiert und müssen gebucht werden!)